Gerhard Hachmann und Rainer Koch (Hrsg.)

Wider die rationelle Bewirthschaftung!
Texte und Quellen zur Entstehung des deutschen Naturschutzes



BfN-Skripten 417

2015

Wider die rationelle Bewirthschaftung!

Texte und Quellen zur Entstehung des deutschen Naturschutzes

Aus Anlass des 200. Geburtstags von Philipp Leopold Martin (1815-1885)

Herausgegeben von
Gerhard Hachmann
Rainer Koch

Bundesamt für Naturschutz

Titelbild: Portrait Philipp Leopold Martin.– In: Praxis der Naturgeschichte. Erster Teil: Taxidermie. Revidiert von Leopold Martin und Paul Martin. - 3. Auflage. - Weimar: Voigt, 1886, Vorseite.

Adresse der Herausgeber:
Gerhard Hachmann, Rainer Koch
Bundesamt für Naturschutz
Fachgebiet Z 2.3 „Literaturdokumentation, -information, Bibliotheken, Schriftleitung“
Konstantinstraße 110, 53179 Bonn
E-Mail: gerhard.hachmann@bfn.de
rainer.koch@bfn.de

Diese Veröffentlichung wird aufgenommen in die Literaturdatenbank „DNL-online“ (www.dnl-online.de).

BfN-Skripten sind nicht im Buchhandel erhältlich. Eine pdf-Version dieser Ausgabe kann unter http://www.bfn.de heruntergeladen werden.

Institutioneller Herausgeber: Bundesamt für Naturschutz
Konstantinstr. 110
53179 Bonn
URL: www.bfn.de

Der institutionelle Herausgeber übernimmt keine Gewähr für die Richtigkeit, die Genauigkeit und Vollständigkeit der Angaben sowie für die Beachtung privater Rechte Dritter. Die in den Beiträgen geäußerten Ansichten und Meinungen müssen nicht mit denen des institutionellen Herausgebers übereinstimmen.

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des institutionellen Herausgebers unzulässig und strafbar. Die hier abgedruckten Originalschriften von Philipp Leopold Martin und Ernst Rudorff sind urheberrechtsfrei.

Nachdruck, auch in Auszügen, nur mit Genehmigung des BfN.

Druck: Druckerei des Bundesministeriums für Umwelt, Naturschutz, Bau und Reaktorsicherheit (BMUB)

Gedruckt auf 100% Altpapier

ISBN 978-3-89624-152-8

Bonn - Bad Godesberg 2015

Inhaltsverzeichnis

Textteil 5

Vorwort 7

Einleitung 9

„Die absolute Nothwendigkeit eines derartigen Naturschutzes …“ Philipp Leopold Martin (1815-1885): vom Vogelschützer zum Vordenker des nationalen und internationalen Natur- und Artenschutzes 13

Bibliographie Philipp Leopold Martin 27

Lebenslauf Philipp Leopold Martin 41

Die Gründung des „Naturschutzvereins Plauen“ im Jahr 1883 – erster „Naturschutzverein“ Deutschlands: mit Anmerkungen zur Verwendung des Wortes „Naturschutz“ bei P.L. Martin, E. Rudorff und H. Conwentz 45

„Der Terrorismus der geraden Linie“ : Ernst Rudorffs verschollen geglaubte, erste Publikation aus dem Jahr 1878 51

Naturschützer als Sonderlinge? Die Bedeutung von Ernst Rudorff und Philipp Leopold Martin für die Entwicklung des deutschen Naturschutzes 61

Die Berührung der Lebenswege von Ernst Rudorff und Philipp Leopold Martin 84

Quellenteil 89

Martin, Philipp Leopold (1871/72): Das deutsche Reich und der internationale Thierschutz. Teil 1-7

Martin, Philipp Leopold (1872): Eine Freistätte der Natur im nördlichen Amerika

Martin, Philipp Leopold (1873): Unsere Sänger in Feld und Wald : eine kurze Belehrung über den nothwendigen Schutz der Singvögel im Freien und deren richtige Pflege in der Gefangenschaft

Martin, Philipp Leopold (1874): Das Vergiften der Feldmäuse und seine Folgen

Martin, Philipp Leopold (1880): Mensch und Thierwelt im Haushalt der Natur : eine Lebensfrage unserer Zeit vom praktischen Gesichtspunkt behandelt

Martin, Philipp Leopold (1882): Die Praxis der Naturgeschichte. 3. Teil, 2. Hälfte: Naturstudien ... Allgemeiner Naturschutz : Einbürgerung fremder Thiere und Gesundheitspflege gefangener Säugethiere und Vögel (Auszug)

Martin, Philipp Leopold (1882): Illustrirte Naturgeschichte der Thiere. 1. Band, 1. Abtheilung: Säugethiere (Auszug)

Martin, Philipp Leopold (1884): Illustrirte Naturgeschichte der Thiere. 1. Band, 2. Abtheilung: Vögel (Auszug)

Martin, Philipp Leopold (1885): Die Ungezieferschäden und deren Abhilfe oder der Selbstschutz der Natur durch die nützlichen Thiere

Martin, Leopold u. Martin, Paul (1886): Nachruf auf Philipp Leopold Martin. Erschienen als Vorwort in: Martin, Philipp Leopold: Die Praxis der Naturgeschichte. 1. Teil: Taxidermie. 3., verb. Aufl.

Auszug aus dem Sterberegister der Stadt Stuttgart zu Philipp Leopold Martin

Rudorff, E. (1878): Zur Konservirung der Baudenkmäler

Rudorff, E. (1880): Ueber das Verhältniß des modernen Lebens zur Natur

Textteil

Vorwort

Natur ist nicht statisch, und kontinuierlicher Wandel entsprechend den gesellschaftlichen Rahmenbedingungen kann als Wesensmerkmal unserer Landschaften gelten. So ist vielfach nicht bewusst, dass auch das heute noch prägende Bild der deutschen Kulturlandschaft erst gegen Ende des 19. Jahrhunderts entstanden ist. Vor dieser Zeit hatte sich in Deutschland eine kleinteilige Landschaft mit unregelmäßigen Mustern ausgebildet, in der es keine scharfen Grenzen zwischen Siedlungen, Wald, Acker- und Grünland gab. Sie war entstanden durch die bis dahin praktizierte Dreifelderwirtschaft, eine gemeinsame Waldweidewirtschaft und die gemeinschaftliche Nutzung von landwirtschaftlichen Flächen. Allerdings schien diese Wirtschaftsweise unter dem Druck eines exponentiellen Bevölkerungswachstums an ihre Grenzen zu stoßen.

Die Behörden der deutschen Staaten reagierten auf diese Lage mit einer umfassenden Agrarreform. Die vielen noch gemeinschaftlich genutzten Flächen wurden im Lauf mehrerer Jahrzehnte nach und nach geteilt, privatisiert und anschließend zur Produktivitätssteigerung neu zusammengelegt, sie wurden gemäß dem damaligen Sprachgebrauch verkoppelt. Eine neue, sogenannte rationelle Landbewirtschaftung forderte überall die Begradigung von historischen Wegen, die Beseitigung von Hecken, Feldgehölzen und unregelmäßigen landschaftlichen Übergangselementen sowie die Austrocknung von Kleingewässern. Im Forst wurden Altbäume und Unterholz entfernt. Die Landschaft war bald geprägt von geometrischen Mustern.

Diese im 19. Jahrhundert vollzogene, umfassende Flurbereinigung hatte in Verbindung mit der nahezu zeitgleich einsetzenden Industrialisierung erhebliche Auswirkungen auf die Natur. Zu den ersten, die öffentlich zu deren Schutz aufriefen und die Monotonisierung des Landschaftsbildes beklagten, gehörten Philipp Leopold Martin und Ernst Rudorff. Unabhängig voneinander wiesen sie auf die negativen Folgen der Maßnahmen für Natur und Landschaft hin und formulierten in ihren Schriften wichtige und noch heutige gültige Argumentationslinien des Naturschutzes.

Ernst Rudorffs Leistungen für den Natur- und Heimatschutz sind bekannt. Philipp Leopold Martin hingegen, der nach heutigem Kenntnisstand das Wort und den Begriff „Naturschutz“ in die deutsche Sprache eingeführt hat, geriet in Naturschutzkreisen schon bald nach seinem Tod für mehr als ein Jahrhundert in Vergessenheit. Seine heute teilweise nur schwer greifbaren naturschutzbezogenen Schriften bilden den Schwerpunkt dieser Veröffentlichung. Sie sind als Faksimile abgedruckt und stehen damit der interessierten Öffentlichkeit wie auch der naturschutzhistorischen Forschung zur Verfügung.

Philipp Leopold Martin zählte zu einem Kreis utilitaristisch denkender Vogelschützer, der sich in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts gebildet hatte. Er forderte aber bald die Ausdehnung der auf den Schutz von Vögeln begrenzten Aktivitäten auf andere Lebewesen, und er rief schließlich zu einem allgemeinen Naturschutz auf. Die zweihundertste Wiederkehr seines Geburtstags am 5. November 2015 ist der geeignete Anlass, auf die Verdienste dieses ungewöhnlichen Mannes aufmerksam zu machen. Zugleich legt das BfN mit dieser Publikation einen weiteren Baustein zur Erforschung der deutschen Naturschutzgeschichte vor.

Prof. Dr. Beate Jessel
Präsidentin des Bundesamtes für Naturschutz

Einleitung

Die erstmalige Verwendung des Wortes „Naturschutz“ und des damit verbundenen Begriffs, wie wir ihn heute verstehen, wurde von Naturschutzhistorikern über Jahrzehnte dem Musiker Ernst Rudorff zugesprochen. Das geht zurück auf Hans Klose, der 1939 bis dato unveröffentlichte Tagebucheinträge Rudorffs aus dem Jahr 1888 zitierte, in denen Letzterer seine „Naturschutzideen“ erwähnte. (Die bibliographischen Angaben zu der in der Einleitung genannten Literatur finden sich in den entsprechenden Kapiteln dieses Bandes.) Konsens herrschte auch darüber, dass Rudorffs Aufsatz „Ueber das Verhältniß des modernen Lebens zur Natur“ in den „Preußischen Jahrbüchern“ aus dem Jahr 1880 nicht nur als eine bedeutende, sondern sogar als die erste programmatische Schrift zum Naturschutz in Deutschland anzusehen sei.

Die erstgenannte Annahme haben die Herausgeber dieses Bandes im Jahr 2011 eindeutig widerlegen können. Aber auch die Bewertung der Rudorffschen Publikation erscheint, ohne ihren inhaltlichen Wert in irgendeiner Form schmälern zu wollen, mit der Wiederentdeckung Philipp Leopold Martins in einem neuen Licht.

Dieser Band stellt bisherige Publikationen seiner beiden Herausgeber in teils aktualisierter Form zusammen und ergänzt sie mit einigen neuen Texten. Im Mittelpunkt steht dabei der bedeutende Tierpräparator Philipp Leopold Martin (1815-1885), der als Verfasser einer Fülle von Publikationen zu seinem beruflichen Wirken bekannt ist. Unter seinem Namen lassen sich aber auch zahlreiche naturschutzbezogene Schriften nachweisen. Martins naturschutzbezogenes Schreiben und Wirken aus dem Zeitraum von 1871 bis 1885 geriet jedoch schon bald nach seinem Tod in Vergessenheit. Anfang 2011 stießen die Herausgeber, tätig als Bibliothekare in der Bibliothek des Bundesamtes für Naturschutz, auf eine erste entsprechende Publikation und stellten fest, dass nicht nur ihnen der Verfasser kein Begriff war, sondern dass in der gesamten naturschutzhistorischen Literatur kein einziger Hinweis auf einen Autoren dieses Namens zu finden war. Sie gingen der Spur nach und entdeckten schnell weitere Schriften. Schließlich veröffentlichten sie ihre Ergebnisse im November 2011 in der Zeitschrift „Natur und Landschaft“. Schon drei Monate später wurden einige neu hinzugekommene Erkenntnisse publiziert, und in einem wichtigen Punkt, nämlich dem zunächst fälschlich mit 1886 angenommenen Sterbejahr Martins, konnte Klarheit geschaffen werden.

Dieser Band besteht aus einem Textteil und einem Quellenteil. Der Textteil beginnt mit dem oben genannten Aufsatz in einer korrigierten, auf den aktuellen Stand gebrachten und erweiterten Fassung. Daran schließen sich eine Bibliographie der Schriften und ein Lebenslauf von Martin an. Bei den beiden nächsten Texten handelt es sich um unveränderte Nachdrucke zweier Aufsätze der Herausgeber aus den Jahren 2014 und 2015. In Ersterem wird die Geschichte des bereits 1883 gegründeten „Naturschutzvereins Plauen“ beschrieben. Mit dessen Wiederentdeckung gelang ein weiterer Beweis für den Gebrauch des Begriffs „Naturschutz“ vor der vermeintlichen Rudorffschen Erstverwendung. Im zweiten Aufsatz wird vom Fund der - bis vor kurzem verschollen geglaubten - ersten Publikation von Ernst Rudorff zum Naturschutz aus dem Jahr 1878 berichtet. Ihm folgt ein Beitrag, der erstmals eine Neueinschätzung der Bedeutung der bisher gemeinhin als „Gründerväter“ des deutschen Naturschutzes angesehenen Ernst Rudorff, Hugo Conwentz und Wilhelm Wetekamp wagt, jeweils in Bezug auf Philipp Leopold Martin. Der Textteil schließt mit einer bisher unbekannten biographischen Episode aus dem Leben von Philipp Leopold Martin und Ernst Rudorff.

Den quantitativen Schwerpunkt des anschließenden Quellenteils bilden Faksimiledrucke der naturschutzbezogenen Schriften Philipp Leopold Martins. Damit werden diese teils nur noch schwer greifbaren Publikationen erstmals seit ihrem Erscheinen im 19. Jahrhundert wieder abgedruckt und sind an einer Stelle versammelt. Ergänzend dazu findet sich auch ein Abdruck der eingangs genannten programmatischen Schrift „Ueber das Verhältniß des modernen Lebens zur Natur“ von Ernst Rudorff. Dessen Erstpublikation aus dem Jahr 1878 ist ebenfalls enthalten. Somit bietet dieser Band einen Zugriff auf die derzeit bekannten naturschutzbezogenen Werke von Philipp Leopold Martin und die frühen Texte Ernst Rudorffs aus demselben Zeitraum. Sie erlauben einen unmittelbaren Einblick in das Denken dieser beiden Männer, die sich bereits frühzeitig für den Naturschutz eingesetzt haben.

Die neuen Erkenntnisse im Überblick

Die Herausgeber stellen in diesem Band die Ergebnisse ihrer Recherchen zur Frühzeit des deutschen Naturschutzes vor. In chronologische Reihenfolge gebracht, handelt es sich um folgende Punkte:

- 19. Jahrhundert: Das Wort „Naturschutz“ ist in der deutschen Sprache sporadisch schon vor seiner Erstverwendung durch Philipp Leopold Martin nachweisbar. Es hat aber stets eine andere als die heute gebräuchliche Bedeutung: Die Natur wird hier als ein die Menschen in verschiedener Weise schützendes Subjekt aufgefasst. In den Alltagsgebrauch hat das Wort in dieser Bedeutung keinen Eingang gefunden.
- 1852–1858: Philipp Leopold Martin und Ernst Rudorff sind sich mit großer Wahrscheinlichkeit persönlich begegnet. Beide werden von dem bedeutenden Arzt, Zoologen und Gründer des Berliner Zoologischen Gartens Martin Hinrich Lichtenstein entscheidend gefördert. Beider Lebenswege erhalten durch den Kontakt zu Lichtenstein wichtige Wendungen.
- 1871/72: Martin veröffentlicht eine umfangreiche Aufsatzserie zu verschiedenen Naturschutzaspekten, verwendet darin das Wort „Naturschutz“ und prägt als Erster den Begriff in seiner heutigen Bedeutung: Die Natur ist jetzt das vor den Menschen zu schützende Objekt. In den Folgejahren erscheinen weitere naturschutzbezogene Schriften.
- April 1878: In der „Leitmeritzer Zeitung“ erscheint ein Bericht über die beabsichtigte Gründung eines „Vereins der Naturfreunde“. Er soll gleichzeitig als „Naturschutz- und Singvogelschutzverein“ fungieren. Im März 1879 berichtet dieselbe Zeitung über die nun anstehende konstituierende Generalversammlung. Als eines der Mittel zur Erreichung des Vereinszwecks wird genannt die „Einflußnahme auf Erhaltung von Naturschönheiten, überhaupt Naturschutz“.
- Oktober 1878: Rudorff wendet sich erstmals an die Öffentlichkeit und veröffentlicht einen Leserbrief, in dem er auf Bedrohungen von kulturellen und natürlichen Objekten hinweist und zur Gründung eines Heimatschutzvereins aufruft.
- 1882: Martin stellt zum ersten Mal das Wort „Naturschutz“ in den Sachtitel eines Buches. Mindestens zwei bedeutende Zeitschriften drucken Rezensionen. Erst 21 Jahre später wird das nächste Buch mit diesem Wort im Titel erscheinen.
- 1883: Der „Naturschutzverein Plauen“ wird gegründet, als erster Verein, der das Wort „Naturschutz“ im Namen trägt.

- 1886: Der Zoologe und Vererbungsforscher Wilhelm Haacke benutzt den Begriff „Naturschutz“ wie selbstverständlich in einer seiner Veröffentlichungen.
- 1892: Ludwig Dimitz berichtet in der „Österreichischen Zeitung“ über Zerstörungen der österreichischen Wälder. Er konstatiert bezüglich der öffentlichen Meinung zu diesem Problem: „Das inhaltsschwere Wort „Naturschutz“ wurde immer öfter vernommen“. Dimitz wiederholt seine Formulierung 1895 in einem Aufsatz der „Österreichisch-Ungarischen Revue“. Er ist auch derjenige, der 1903 als Zweiter ein Buch mit dem Wort „Naturschutz“ im Titel veröffentlicht: „Über Naturschutz und Pflege des Waldschönen“.
- Um 1900: Ernst Rudorff und Hugo Conwentz scheinen das Wort „Naturschutz“ zu meiden. Die Verwendung ist in ihren Schriften erst spät erkennbar.

Viele dieser Entdeckungen gelangen aufgrund der in den letzten Jahren enorm verbesserten bibliographischen Recherchemöglichkeiten und der bis vor wenigen Jahren noch nicht vorhandenen Zugriffsmöglichkeiten auf digitalisierte und im Internet frei verfügbare Volltexte umfangreicher Bibliotheksbestände. Hier ist insbesondere die Zusammenarbeit der Firma Google mit bedeutenden Bibliotheken aus der ganzen Welt zu nennen (https://books.google.de), im deutschsprachigen Raum mit der Bayerischen Staatsbibliothek und der Österreichischen Nationalbibliothek. In diesem Rahmen werden sukzessive deren urheberrechtsfreie Bestände digitalisiert und verfügbar gemacht. Auch andere Programme wie zum Beispiel die „Hathi Trust Digital Library“ (https://www.hathitrust.org), das „Internet Archive“ (https://archive.org) und die „Biodiversity Heritage Library“ (http://www.biodiversitylibrary.org) stellen in großem Umfang wissenschaftliche Literatur im Internet bereit, häufig im Textkorpus durchsuchbar und, abhängig vom Urheberrecht, teilweise ohne Zugangsbeschränkungen. Durch das Fortschreiten der Arbeiten und das Hinzukommen weiterer Programme wie der „Deutschen Digitalen Bibliothek“ (www.ddb.de) und der „Europeana“ (www.europeana.eu) wird sich die Datenbasis durchsuchbarer Literatur weiter vergrößern, wovon die historische Forschung grundsätzlich in erheblichem Maß profitieren wird. Die Massendigitalisierung alter wissenschaftlicher Literatur ersetzt in keiner Weise die mühsame Forschungstätigkeit in Archiven. Hinsichtlich publizierter Texte kann man aber, auch in Bezug auf die deutsche Naturschutzgeschichte, gespannt sein, welche künftigen Erkenntnisse sich noch einstellen werden.

Die Herausgeber

„Die absolute Nothwendigkeit eines derartigen Naturschutzes …“ Philipp Leopold Martin (1815-1885): vom Vogelschützer zum Vordenker des nationalen und internationalen Natur- und Artenschutzes

RAINER KOCH und GERHARD HACHMANN

Der folgende Beitrag erschien ursprünglich 2011 in der Zeitschrift „Natur und Landschaft“ (86 (2011) H. 11, S. 473-480). Eine Korrekturmitteilung und neuere Erkenntnisse zum Thema wurden in der gleichen Zeitschrift im Jahr 2012 abgedruckt (87 (2012) H. 2, S. 104). Der Beitrag wird hier in einer korrigierten, auf den aktuellen Stand gebrachten und erweiterten Fassung abgedruckt.

Zusammenfassung

Mit Hilfe des Google-Statistik-Tools Books Ngram Viewer® wurde nach neuen Quellen zur Herkunft des Wortes „Naturschutz“ recherchiert. Gefunden wurde das Wort in der siebenteiligen, programmatischen Aufsatzreihe „Das deutsche Reich und der internationale Thierschutz“ des Autors Philipp Leopold Martin aus den Jahren 1871-1872. Die Quelle liegt 17 Jahre vor dem bisher als ältestem Nachweis geltenden Tagebucheintrag von Ernst Rudorff aus dem Jahr 1888 und neun Jahre vor Rudorffs programmatischen Artikel „Ueber das Verhältniß des modernen Lebens zur Natur“ aus dem Jahr 1880.

Weitere Nachforschungen nach Publikationen von Martin, der eigentlich als Tierpräparator bekannt geworden ist, brachten u.a. die Artikel „Eine Freistätte der Natur im nördlichen Amerika“ (1872); „Das Vergiften der Feldmäuse und seine Folgen“ (1874) und „Die Ungezieferschäden und deren Abhilfe oder der Selbstschutz der Natur durch die nützlichen Thiere“ (1885) sowie die Bücher „Unsere Sänger in Feld und Wald“ (1873); „Mensch und Thierwelt im Haushalt der Natur” (1880) sowie das Buchkapitel „Praxis der Naturgeschichte. Band 3, Teil 2: Allgemeiner Naturschutz“ (1882) und das vierbändige Lexikon „Illustrirte Naturgeschichte der Thiere“ (1882/1884) zu Tage. In den Publikationen werden in einer zukunftsorientierten Art und Weise Naturschutzthemen angesprochen. Sie weisen Martin als Brücke zwischen frühem, noch dem Nützlichkeitsgedanken verpflichtetem Vogelschutz und ersten umfassenden Naturschutzprogrammen aus.

In den deutschsprachigen Werken zur Geschichte des Naturschutzes wird Martin bisher nicht berücksichtigt.

1 Das Statistik-Tool Books Ngram Viewer®

Google bietet mit „Google Books“ (https://books.google.de) eine Datenquelle an, die in Kooperation mit beteiligten Bibliotheken urheberrechtsfreie Werke im Volltext oder in einer Kurzansicht und urheberrechtlich geschützte Werke in einer Teilansicht präsentiert. Auf diesem Weg wurden bereits 15 Millionen von geschätzten 129 Millionen der weltweit erschienenen Bücher digitalisiert (Stand: 2011; aktuelle Zahlen sind nicht verfügbar). Auf der Basis von „Google Books“ entwickelte das Google-Labor das Statistik-Werkzeug „Books Ngram Viewer“® (http://ngrams.googlelabs.com). Dadurch ist nicht nur die Volltextsuche in den digitalisierten Werken möglich. Dieses Werkzeug wertet die darin enthaltenen Worte statistisch nach Jahren ihres Vorkommens aus (MICHEL et al. 2010). Neben einer graphischen Darstel-

lung zum Vorkommen eines Wortes werden in einer Zeitleiste die entsprechenden Publikationen hinterlegt.

Die Verfasser haben 2011 mittels des Digitalisierungsprojekts „Google Books“ und des Tools „Books Ngram Viewer“® nach Verwendungen des Wortes „Naturschutz“ im 19. Jahrhundert gesucht. Die Suche wurde im September 2015 wiederholt und um eine Recherche in den Digitalisierungsprojekten „Hathi Trust“ (https://www.hathitrust.org), „Internet Archive“ (https://archive.org) und „Biodiversity Heritage Library“ (http://www.biodiversitylibrary.org) ergänzt.

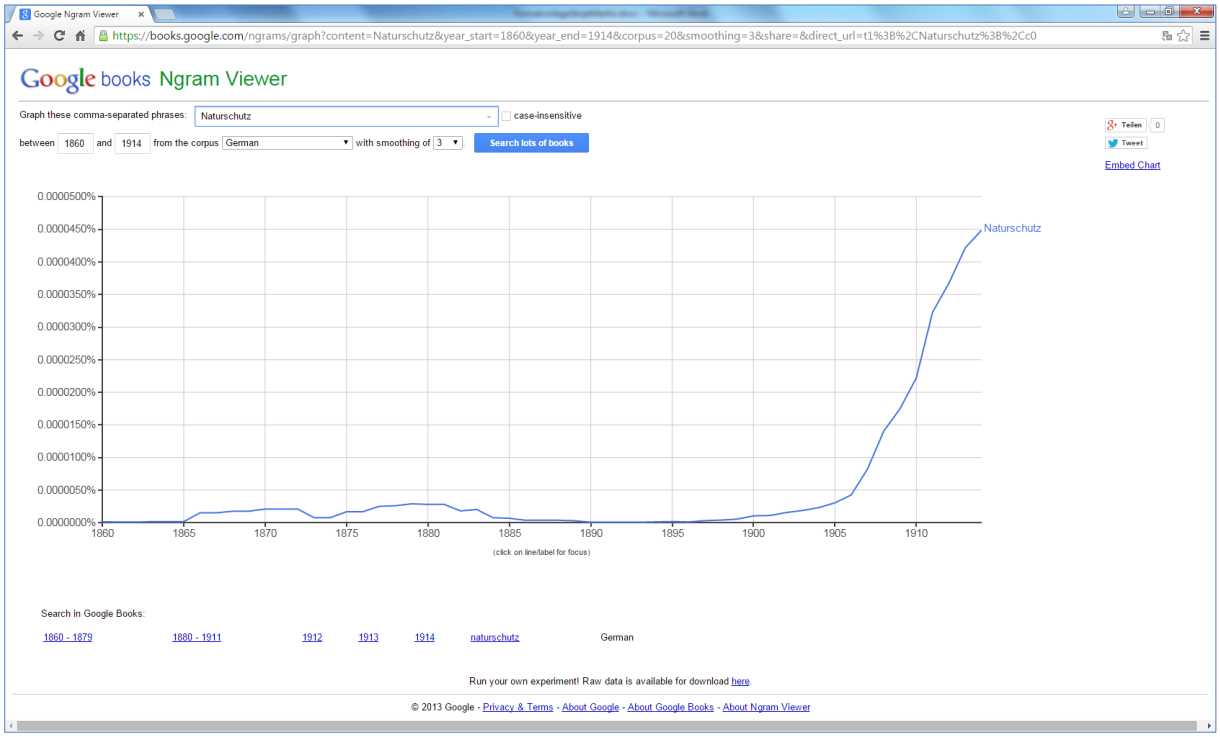


Abbildung 1: „Books Ngram Viewer“®: Graphische Ergebnisdarstellung der Suche nach dem Wort „Naturschutz“ für den Zeitraum 1860-1914 (Stand: 23.07.2015).

2 Das Wort „Naturschutz“ und erste programmatische Naturschutzschriften

Gefunden wurden zunächst Quellen, die auf eine **andere** als die heutige Bedeutung des Wortes „Naturschutz“ hinweisen: Die Natur ist nicht ein von den Menschen zu schützendes Objekt, sondern im Gegenteil ein beschützendes Subjekt. Nach heutigem Sprachgebrauch wird dafür der Terminus „natürlicher Schutz“ angewendet.

Das Wort ist zu finden als literarische Wortschöpfung (WEBER 1832); es wurde verwendet, wenn Naturgegebenheiten Auswirkungen auf militärstrategische (RICHTER 1837, ANONYM 1858) oder ökonomische (DÜHRING 1873) Angelegenheiten hatten; eine kriminologische Quelle nannte die Aversion des Menschen gegen Selbstmord Naturschutz (TEICHS 1842); ein Naturwissenschaftler bezeichnete so die Abwehrmechanismen von Tieren gegen Feinde (RATZEBURG, ab 4. Aufl. 1856); schließlich wird im Bericht zu einer Forschungsreise mit diesem Wort der Schutz von Robben vor Bejagung durch eine starke Brandung benannt (REICHS-MARINEAMT 1889)

Da nach derzeitigem Stand in einem Zeitraum von einhundert Jahren lediglich sieben Quellen mit dieser anderen Bedeutung des Begriffs „Naturschutz“ nachweisbar sind, handelt es sich offensichtlich stets um vereinzelte, spontane Wortschöpfungen der jeweiligen Verfasser. Dafür spricht auch, dass das Wort nicht in das Deutsche Wörterbuch von Jacob und Wilhelm Grimm aufgenommen wurde (http://dwb.uni-trier.de/de/das-woerterbuch/das-dwb). Auch in anderen Wörterbüchern und Enzyklopädien des 19. Jahrhunderts haben die Verfasser es nicht gefunden.

Bezüglich der erstmaligen Verwendung des Wortes im **heutigen** Sinn (die Natur als ein von den Menschen zu schützendes Objekt) galt bisher ein viel zitierter Tagebucheintrag von Ernst Rudorff aus dem Jahre 1888 (erstmals KLOSE 1939; zuletzt OTT 2004, PIECHOCKI 2007) als Quelle. Ernst Rudorffs Artikel „Ueber das Verhältniß des modernen Lebens zur Natur“ aus dem Jahr 1880 (RUDORFF 1880) gilt bisher als erster Nachweis einer programmatischen Naturschutzschrift.

Jetzt ist mit einer Publikation aus dem Jahre 1871 ein früherer Nachweis in Richtung Wortgenese und Naturschutzprogramm gelungen. Diese Fundstelle stammt von dem Autor Philipp Leopold Martin.

In Nr. 4 seiner siebenteiligen Aufsatzreihe „Das deutsche Reich und der internationale Thierschutz“ (MARTIN 1871/1872) steht erstmals – nach gegenwärtigem Kenntnisstand – das gesuchte Wort: „Die absolute Nothwendigkeit eines derartigen Naturschutzes ist noch jetzt nicht hinlänglich genug erkannt worden, sonst würde die Gesetzgebung schon strengere Maßregeln ergriffen haben“ (Teil 4, S. 26).

Dass diese Wortwahl kein Einzelfall gewesen ist, zeigt folgender Satz aus Teil 6: „Schon im Eingang habe ich darauf hingewiesen, daß der gute Wille der Regierungen nicht ausreicht, um einen allgemeinen Thier- und Naturschutz kräftig durchführen zu können, wenn dieselben nicht von einem ernsten Volkswillen dabei unterstützt werden“ (Teil 6, S. 43-44).

3 Wer war Philipp Leopold Martin?

Martin, am 5. November 1815 in Gnadenberg bei Bunzlau/Schlesien (heutiger Name Bolesławiec) geboren, gilt als Begründer der modernen Museumsdermoplastik. Obwohl er Autodidakt war, nie eine Universität besuchte und keinen akademischen Titel besaß, fand er seit seinem 36. Lebensjahr am Zoologischen Museum in Berlin und seit 1859 als Erster Präparator am Stuttgarter Naturalienkabinett eine Anstellung. 1874 gründete er, ebenfalls in Stuttgart, ein privates, eigenes Naturalienkabinett, das er aber nach einigen Jahren wieder schließen musste (ALBRECHT 1999). Seine in den Jahren 1869 bis 1882 veröffentlichte dreibändige „Praxis der Naturgeschichte“ wurde für Jahrzehnte zu einem Standardwerk der Tierpräparation und begründete seinen Ruf als moderner Dermoplast.

Martins Interesse ging jedoch weit über seine eigentliche Tätigkeit als Tierpräparator hinaus. Er beobachtete die als Folge von Agrarreformen und der fortschreitenden Industrialisierung auftretenden Veränderungen in der Natur und einen dadurch ausgelösten Artenrückgang und engagierte sich für den Vogelschutz, und das insbesondere im Rahmen seiner umfangreichen publizistischen Tätigkeit.

In der „Allgemeinen Deutschen Biographie“ (HEß 1906), sowie in „Die Ornithologen Mitteleuropas“ (GEBHARDT 1964) und dem biographischen Teil von „Die Vögel Baden- Württembergs“ (SCHÜTZ 1987), wird Martin hauptsächlich als Ornithologe mit Aufsatzwerken zur Vo-

gelwelt und als fortschrittlicher Dermoplast gewürdigt. In der deutschsprachigen Literatur zur Geschichte des Naturschutzes und des Vogelschutzes wird er jedoch nicht erwähnt.

Philipp Leopold Martin: ein Vergessener und Übersehener des frühen deutschen Naturschutzes?

Seine Naturschutzgedanken kommen vor allem in den folgenden Veröffentlichungen zum Ausdruck:
„Das deutsche Reich und der internationale Thierschutz“ (1871/1872)
„Eine Freistätte der Natur im nördlichen Amerika“ (1872)
„Unsere Sänger in Feld und Wald“ (1873)
„Das Vergiften der Feldmäuse und seine Folgen“ (1874)
„Mensch und Thierwelt im Haushalt der Natur“ (1880)
„Praxis der Naturgeschichte“, 3. Teil, 2. Hälfte: „Allgemeiner Naturschutz“ (1882)
Lexikon „Illustrirte Naturgeschichte der Thiere“ (1882/1884). Hier die Autorenschaft für die Bände 1. Band: 1. Abtheilung: Säugethiere (1882) und 1. Band: 2. Abtheilung: Vögel (1884)
„Die Ungezieferschäden und deren Abhilfe oder der Selbstschutz der Natur durch die nützlichen Thiere“ (1885)

4 „Das deutsche Reich und der internationale Thierschutz“ (1871/1872)

Im Rahmen einer siebenteiligen Aufsatzreihe in der Zeitschrift „Der Waidmann: Blätter für Jäger und Jagdfreunde“ legt Martin in den Jahren 1871 bis 1872 seinen programmatischen Entwurf eines „Internationalen Thierschutzes“ im neu gegründeten Deutschen Reich vor. Aufgrund ihm fehlender passender Begrifflichkeiten verwendet Martin oftmals den Begriff „Internationaler Thierschutz“ - im heutigen Sinn gemeint als „Internationaler Naturschutz“ bzw. „Internationaler Artenschutz“ (s.a. Kapitel 7.3 „Zur Genese des Wortes“).

4.1 Teil 1

Im ersten Teil zeigt er den ungenügenden rechtlichen Schutz der Tierwelt im deutschen Recht auf und kritisiert die „Ausnützung der Natur“. Er konstatiert: „Vielmehr hat die stets wachsende Industrie heutiger Tage ein so ungeheures Verlangen nach allen möglichen, sogenannten Rohstoffen der Natur, daß nicht nur die Existenz einzelner Pflanzen und Thiere von ihr bedroht wird […] sondern auch ganze Völkerstämme sogar ihren Untergang dabei finden […]“ (S. 1).

Im Folgenden veranschaulicht Martin diese These am Beispiel „Walfischfang und Robbenschlag“ und er fasst zusammen: „Das Recht der Erhaltung einzelner Thiergattungen ist zugleich auch die Existenzfrage für ganze Volksstämme!“ (S. 2).

4.2 Teile 2 und 3

Im zweiten Teil werden die Auswirkungen des internationalen Pelzhandels, des trophäenorientierten englischen Jagdsports zu Wasser und zu Land sowie die Jagd auf Meeresvögel analysiert.

Der dritte Teil widmet sich dem Vogelfang in den Mittelmeerländern und in Deutschland, der nach Martins Meinung der Erhaltung des „nothwendigen Gleichgewicht[s] im Haushalt der Natur“ entgegen steht (Teil 3, S. 17).

4.3 Teile 4 und 5

Die Teile 4 und 5 thematisieren „Wald, Wild und Jagd“, in denen besonders der industrielle Holzverbrauch angeprangert und eine nachhaltige Waldwirtschaft gefordert wird; auch Aspekte des Landschaftsschutzes werden genannt. Martin schreibt dazu:

„Der allgemeine Thierschutz wird daher unverständlich und sogar unmöglich, wenn die beiden übrigen Factoren [gemeint sind Wald und Jagd – Anm. der Verf.] außer Acht gelassen werden und so kommt es denn, daß der Thierschutz auch zugleich zum Waldschutz erhoben werden und zu allgemein gültiger Anerkennung gebracht werden muß, welchem der Jagdschutz als nothwendiger Regulator zu Seite steht“ (Teil 4, S. 25).

Im 5. Teil macht Martin auf eine fehlende, zuverlässige „Statistik des Wildbestandes […] in welcher der jährliche Abschuß genauestens verzeichnet würde“ aufmerksam (S. 36).

4.4 Teile 6 und 7

Im sechsten und siebten Teil werden Vorschläge „Zur Abhilfe“ der in den Teilen 1-5 dargelegten Missstände unterbreitet. Besonders die Erhaltung bedrohter Arten mittels einer durchsetzungsfähigen Gesetzgebung wird gefordert. Die Maßnahmen des Staates sollen durch eine bessere Volksaufklärung, Schulunterricht in den Naturwissenschaften und durch die Einrichtung von Museen sowie von botanischen und zoologischen Gärten begleitet werden.

Die Forderung nach Einrichtung von Schutzgebieten (Martin verwendet den Begriff „Freistätten“) zur gesetzlich geschützten Arterhaltung sowie der Vorschlag zur Errichtung von „Jagd- und Naturschutzvereinen“ zur Überwachung und Wiederherstellung des Naturhaushaltes beschließen die Aufsatzreihe.

5 „Eine Freistätte der Natur im nördlichen Amerika“ (1872)

In diesem Artikel berichtet Martin über die Gründung des Yellowstone-Nationalparks in den Vereinigten Staaten. Er sieht seine Forderung nach der Errichtung von „Freistätten für die Natur“ für das Deutsche Reich aus dem siebenteiligen „Waidmann“-Aufsatz von 1871/72 bestätigt.

6 „Unsere Sänger in Feld und Wald“ (1873)

In dieser Monographie benennt Martin seine Vordenker zum Thema „Allgemeine Naturverarmung“, die vorwiegend aus dem Bereich der Ornithologie stammen: „Ich bin allerdings nicht der Erste, der seine Stimme für diesen Gegenstand erhebt, vielmehr haben schon Männer wie Frauenfeld, Gloger, Nördlinger, Snell, Stölker, Tschudi, Tschusi, Wodzicky u.a.m. das Wort dafür ergriffen …“ (Martin 1873, S. 3).

Aber nicht nur die (Avi-)Fauna wird in dieser Schrift als gefährdet erkannt. Auch die Strukturveränderungen des Waldes und der offenen Landschaft durch die von ihm so bezeichnete „rationelle Bewirthschaftung“ werden als negative Entwicklung beschrieben.

7 „Das Vergiften der Feldmäuse und seine Folgen“ (1874)

In seinem Aufsatz „Das Vergiften der Feldmäuse und seine Folgen“ (Martin 1874), in dem Martin die Anreicherung von Gift in Nahrungsketten aufgezeigt, wird Martins allmählicher Wandel von einem dem Nützlichkeitsgedanken verpflichteten Vogelschützer zum Natur-

schützer deutlich: „Wie lange hat es dauern und wie Vieles hat geschrieben werden müssen, bevor die Nothwendigkeit des Vogelschutzes erkannt worden ist, und wie lange – wird es noch dauern müssen, bis derselbe in durchgreifender und befriedigender Weise ausgeführt werden wird? – Ein durchgreifender Naturschutz aber, der auch andere Wesen in sein Bereich aufnimmt, das ist ein Ding, von dem man nur ganz bescheiden sprechen darf, um nicht als Sonderling angesehen zu werden“ (S. 333- 334).

8 „Mensch und Thierwelt im Haushalt der Natur“ (1880)

In dieser für das Bildungsbürgertum verfassten Veröffentlichung (erschienen in der Reihe „Neue Volksbibliothek“) wendet sich Martin an die breite Öffentlichkeit. Eingebettet in eine aufklärende Abhandlung über angeblich schädliche und nützliche Arten unterbreitet er seine Ideen zum Naturschutz.

8.1 Allgemeiner Naturschutz

Gleich zu Anfang hebt Martin im Werk hervor: „Der allgemeine Naturschutz muß zur Grundfrage unserer Zeit gemacht werden. In ihm liegt das Geschick späterer Geschlechter und zum Theil noch unser eigenes“ (S. 6-7).

8.2 Verbündete gesucht

Wie strategisch Martin denkt, wird aus dem folgenden Zitat deutlich, in welchem er nach gesellschaftlichen Gruppierungen zur Unterstützung seiner Ideen Ausschau hält: „Wenn man über Vogelschutz schreibt, so muß man warten gelernt haben und immer wieder auf’s Neue schreiben. Wenn man aber über allgemeinen Naturschutz schreibt, so begreifen einsichtsvolle Landwirthe den Gegenstand zuerst und einzelne Natur- und Jagdfreunde schließen sich demselben an, aber dabei bleibt es in der Regel. Eine Theilnahme der großen Menge kann nur durch diese Männer geschehen, weßhalb ich von dieser Seite aus den Anstoß erwarte, da der Einzelne immer ohnmächtig bleibt. Werden von diesen Leuten Anträge eingebracht, so müssen dieselben gehört und berücksichtigt werden, denn die Stimme des Landmannes ist die Stimme des praktischen Volkes!“ (S. 25).

8.3 Zur Genese des Wortes

Martin berichtet selbst über die ihm fehlenden Begrifflichkeiten für seine Gedanken: „Aber alle diese Fragen gehören in ein Gebiet, für das wir zur Zeit noch nicht einmal einen klaren Begriff, vielweniger eine aktiv wirkende Vereinigung haben.“ (S. 9).

Er führt weiter aus, dass er für die 12. Auflage des Brockhaus deshalb die Bezeichnung „Internationaler Thierschutz“ vorgeschlagen habe und diese nun in „Internationaler Naturschutz“ erweitert sehen möchte (S. 9).

8.4 Naturschutzgesetz und zentrale Naturschutzbehörde

Neben einem Naturschutzgesetz wäre auch eine zentrale Vollzugsbehörde notwendig: „Bei der Zersplitterung der verschiedenen Disciplinen in Forst-, Jagd-, Oekonomie- und Fischereiwesen gehört wie bei dem Gesundheitsamt [gemeint ist das 1876 gegründete Kaiserliche Gesundheitsamt des Deutschen Reiches in Berlin – Anmerkung der Verfasser] eine einheitliche Behörde an die Spitze derselben, um auch ein einheitliches Schutzgesetz, das für jede

abweichende Erscheinung besonders zu behandeln ist, durchführen zu können. Das Uebel haben wir erkannt, daß dem abgeholfen werden muß, darüber sind wir auch einig und daß solches nur durch eine Centralleitung geschehen kann, das ergibt sich hieraus von selbst“ (S. 17).

9 „Die Praxis der Naturgeschichte, 3. Teil, 2. Hälfte: Allgemeiner Naturschutz“ (1882)

Zwei Jahre später schließt Martin das Standardwerk „Die Praxis der Naturgeschichte“ mit der zweiten Hälfte des dritten Bandes ab. Diesen Teil hat er zu etwa drei Vierteln gemeinsam mit seinem Sohn Paul und seinem Mitstreiter Bruno Dürigen verfasst. Das Kapitel mit der Überschrift „Allgemeiner Naturschutz“ aber stammt allein aus seiner Feder. Darin greift er die Grundgedanken der Veröffentlichung von 1880 wieder auf. Aber während diese in populärem Stil verfasst war, formuliert Martin seine Gedanken jetzt in eher wissenschaftlicher Weise. Zudem erweitert er den Text um zusätzliche Ausführungen über den Naturschutz und fügt ein neues, engagiertes Vorwort hinzu.

Die Überlegungen zu dem, was er im Titel als „Allgemeinen Naturschutz“ bezeichnet, zeigen ihn – wie bereits in den vorherigen Kapiteln dargelegt – als einen Beobachter, der seiner Zeit weit voraus war:

9.1 Ökonomie/Ökologie

Er beschreibt bereits die (vermeintliche) Konfliktlinie Ökonomie/Ökologie. Es gelte, „[...] die Spielereien mit den aus Elfenbein geschnitzten Stockknöpfen, Broschen, Billardbällen, Klaviertasten und hundert anderen Dingen mehr [zu] bekämpfen, wogegen von der betroffenen Seite allerdings wird geltend gemacht werden, dass dadurch hunderte von Arbeitern beschäftigungslos werden. Allein dagegen ist zu antworten, dass man bei der Anlegung von Eisenbahnen ja auch nicht an das Schicksal so vieler brotlos gemachten [sic] Kutscher, Postillione und Fuhrleute gedacht hat“ (S. 15).

9.2 Klimawandel

Martin denkt in seiner Publikation in globalem Maßstab. Er schildert den durch die Entwicklung in Nordamerika zu seiner Zeit vor sich gehenden Raubbau an den dortigen Wäldern und prophezeit, dass des Menschen „[...] Unverstand sogar das Klima der nördlichen Halbkugel gänzlich umwandelt und seine Existenz zu gefährden droht, wenn nicht sofort dagegen eingeschritten wird“ (S. VI).

9.3 Verbandsnaturschutz

Zum Schluss seiner Abhandlung zeigt sich Martins Weitsicht in der Forderung, sich „[...] in freiwilligen Verbänden für den „allgemeinen Naturschutz“ zu sammeln. „Da jedoch das gesamte Naturleben der ganzen Welt gefährdet ist, so müsste den grösseren Vereinigungen die Aufgabe eines „Internationalen Naturschutzes“ zufallen, denen der Schutz der Seethiere ganz besonders, aber auch der in uncivilisirten Ländern anheim gegeben werden müsste“ (S. 49).

10 „Illustrirte Naturgeschichte der Thiere“ (1882/1884). Bände 1/1: Säugethiere (1882) und 1/2: Vögel (1884)

In Brehm‘scher Art und Weise gibt Martin mit namhaften Mitautoren sein vierbändiges Lexikon „Illustrirte Naturgeschichte der Thiere“ (Martin (Hrsg.) 1882-1884) heraus, konzipiert als „wirklich praktisches Handbuch der populären Naturgeschichte“, um „die Naturwissenschaft zum Allgemeingut des Volkes zu machen“ (S. V-VI). Für die Bände über Säugetiere und Vögel zeichnet er als Autor verantwortlich. Insbesondere in den Kapiteln über Fledermäuse, Wühlmäuse, Büffel, Robben und Wale sowie in den Kapiteln über Spechte, Sperlingsvögel, Rabenvögel und Eulen fasst Martin seine Gedanken zum Natur- und Artenschutz für die breite Öffentlichkeit noch einmal zusammen. Im Kapitel „Vogelschutz oder allgemeiner Naturschutz“ (Band Vögel, S. 182-184) ruft Martin die Leserschaft zum Schutz der Arten auf.

11 „Die Ungezieferschäden und deren Abhilfe oder der Selbstschutz der Natur durch die nützlichen Thiere“ (1885)

Kurz vor seinem Tode fordert Martin in einem Artikel in der „Vogelwelt“ ein letztes Mal eine naturverträgliche Wirtschaftsweise in Wald, Feld und Garten zum Schutz der Tierwelt ein.

12 Einschätzungen der Nachwelt

Philipp Leopold Martin stirbt am 7. März 1885 mit 69 Jahren in Stuttgart, und mit der Zeit geraten seine Veröffentlichungen zum Naturschutz in Vergessenheit. In der Literatur zum Museumswesen und zur Gestaltung von Zoologischen Gärten ist Martin hingegen kein Unbekannter; zahlreiche Abhandlungen sind über sein Wirken erschienen.

Erst in den letzten Jahren wird in Ansätzen auf Martins Bedeutung für den Naturschutz (ALBRECHT 1999, 2000, 2003) hingewiesen. Die einzige den Verfassern bekannte Veröffentlichung, in der Martins Wirken als Naturschützer stärker gewürdigt wird, stammt von der US-amerikanischen Historikerin Lynn K. Nyhart (NYHART 2009). Bezüglich seiner Bedeutung und Nicht-Beachtung kommt sie zu folgender Einschätzung:

„Indeed, practical naturalists were among the earliest in Germany to call public attention to species and habitat losses and to call for formal programs of protection. Historians writing about nature protection in Germany have concentrated on national societies for nature protection and on the interventions of the state, most prominently in the form of the German office for care of natural monuments (Naturdenkmalpflege) that was founded in 1908 [sic!]. To them, generally, the ”pioneers” of the movement were such men as Hugo Conwentz and Ernst Rudorff, who were instrumental in creating national-level organizations. But long before the movement was nationalized, activists working at the local und regional levels were already concerned about the species and habitat losses they saw around them. Practical naturalists such as Martin and others who cared for living wild animals were among them, using the zoo journal ’Der Zoologische Garten’ to communicate their concerns across the German-speaking world from the early 1860s and founding local organizations to protect species and habitats beginning in the early 1870s.” (S. 111).

Nyhart erwähnt in ihrem Literaturverzeichnis (Bibliography – Authored Works) Martins Naturschutz-Veröffentlichungen aus den Jahren von 1871 bis 1880 nicht, und die Verfasser gingen davon aus, dass sie seine programmatischen Gedanken nur im Rahmen der von ihr

zitierten „Praxis der Naturgeschichte“ aus dem Jahr 1882 kannte; was den Verfassern im Nachhinein von Frau Prof. Nyhart bestätigt wurde.

Zeitmarken zu P. L. Martin (mit Daten zum Natur- und Vogelschutz in Deutschland. Verändert nach BFANL 1990, S. 113)

Vor-Phase (vor 1880)

1815 Philipp Leopold Martin wird in Gnadenberg/Bunzlau geboren

1852-1858 Martin als Konservator am Zoologischen Museum in Berlin.

1859-1874 Martin am Königlichen Naturalienkabinett Stuttgart.

1868 Forderung nach Internationalen Vogelschutzvorschriften auf der 2. Generalversammlung der deutschen Landes- und Forstwirte.

1871/72 Martin gründet den „Verein der Vogelfreunde in Württemberg“; er veröffentlicht die siebenteilige Aufsatzreihe „Das deutsche Reich und der internationale Thierschutz“; darin verwendet er das Wort „Naturschutz“.

1872 Martins Aufsatz „Eine Freistätte der Natur im nördlichen Amerika“ erscheint.

1873 Martin veröffentlicht „Unsere Sänger in Feld und Wald“, eine Klageschrift gegen die Naturverarmung

1874 Martins Aufsatz „Das Vergiften der Feldmäuse und seine Folgen“ erscheint.

1875 Gründung des Deutschen Vereins zum Schutze der Vogelwelt.

1878 Ernst Rudorff veröffentlicht einen Leserbrief in der Berliner Zeitung „Die Post“: „Zur Konservirung der Baudenkmäler“

Mobilisierungs-Phase 1880-1905

1880 Martins Publikation „Mensch und Thierwelt im Haushalt der Natur“ erscheint. Ernst Rudorff veröffentlicht den Aufsatz „Ueber das Verhältniß des modernen Lebens zur Natur“.

1882 Martin veröffentlicht den 3. Band „Praxis der Naturgeschichte – Teil 2: Allgemeiner Naturschutz“.

1882-1884 Martin veröffentlicht das Lexikon „Illustrirte Naturgeschichte der Thiere“. Autorenschaft für die Bände 1/1: Säugethiere (1882) und 1/2: Vögel (1884).

1883 Gründung des „Naturschutzvereins Plauen“ – erster Verein mit dem Wort „Naturschutz“ im Namen.

1884 Aufstellung von Grundsätzen des Vogelschutzes durch K. T. Liebe.

1885 P.L. Martin stirbt im Alter von 69 Jahren in Stuttgart.

1888 Ernst Rudorff verwendet das Wort „Naturschutz“ in seinen Tagebüchern. (nach Klose 1939).

1888 Erlass eines Reichsgesetzes zum Vogelschutz.

1898 Wilhelm Wetekamp fordert im Preußischen Parlament die Ausweisung von Naturschutzparken sowie Einrichtungen und Mittel für die Erhaltung von Naturdenkmälern.

1899 Lina Hähnle gründet in Stuttgart den Deutschen Bund für Vogelschutz.

1903 Ludwig Dimitz veröffentlicht „Ueber Naturschutz und Pflege des Waldschönen". Damit erscheint nach 1882 das Wort „Naturschutz" wieder auf dem Titelblatt eines Buches.

1904 Vorlage der Denkschrift über Gefährdung und Erhaltung der Naturdenkmale von H. Conwentz.

13 Fazit und Ausblick

Philipp Leopold Martin, hineingeboren in eine Kolonie der Herrnhuter Brüdergemeine und entsprechend erzogen, war ein protestantisch geprägter Tierpräparator, Ornithologe und Naturforscher, der in seinen letzten Lebensjahren gegen die Folgen der einsetzenden Industrialisierung, die Zurückdrängung der Natur und den damit verbundenen Artenrückgang anschrieb (ALBRECHT 2003).

Leopold Martin (der „Praktiker", vom Vogelschutz kommend) und Ernst Rudorff (der Musiker der Spätromantik, vom Heimatschutzgedanken ausgehend) haben unabhängig voneinander einen Programmentwurf zu Naturschutzthemen veröffentlicht. Während Martins Publikationen aus den Jahren 1871 bis 1885 sich als naturschutzpraktische Anleitungen für einen nationalen und internationalen Natur- und Artenschutz präsentieren, ist Rudorffs Schrift „Ueber das Verhältniß des modernen Lebens zur Natur" (RUDORFF 1880) als „eine Bestandsaufnahme und Kommentierung der Natur- und Landschaftszerstörung in Deutschland" (KNAUT 1990) zu verstehen.

Martins Naturschutzappell ist das Vermächtnis des Ornithologen, Vogelschützers und Naturschützers an die Nachwelt nach einem langen Schaffensprozess als Praktiker. Der programmatische Aufruf kam jedoch für seine Zeit zu früh, und Martin konnte durch seinen baldigen Tod diese Gedanken nicht weiter in die Gesellschaft hineintragen. Mit seinem Ableben geriet dieser Aspekt seiner Arbeit in Vergessenheit. Es dürfte aber sein großes Verdienst sein, die Weiterentwicklung vom utilitaristischen Vogelschutz zum Naturschutz mitformuliert zu haben.

Die Einordnung von Martins Wirken in die Naturschutzströmungen seiner Zeit von Seiten der deutschen historischen Forschung steht noch aus. Insbesondere die Beziehung zu frühen Vogelschützern (Frauenfeld, Gloger, Brehm etc.) und den häufig als Begründern des deutschen Naturschutzes bezeichneten Ernst Rudorff, Wilhelm Wetekamp und Hugo Conwentz ist zu klären. (Ein erster Schritt hierzu wird mit dem in diesem Band enthaltenen Beitrag „Naturschützer als Sonderlinge? Die Bedeutung von Ernst Rudorff und Philipp Leopold Martin für die Entwicklung des deutschen Naturschutzes" unternommen.) Dann wird sich zeigen, ob nicht Martin, der in seiner siebenteiligen Aufsatzreihe aus den Jahren 1871/1872 vermutlich erstmalig das Wort „Naturschutz" im heutigen Sinn verwendet hat und darin zugleich ein frühes Naturschutzprogramm veröffentlichte, mehr als nur ein publizistischer Wegbereiter war.

14 Nachtrag



Abbildung 2: Grabstätte P. L. Martin (Foto: S. Mailänder, mit freundlicher Genehmigung)

Durch einen Zufall ist die Grabstätte der Familie Martin erhalten geblieben. Das Familiengrab befindet sich als ältestes erhaltenes Grab auf dem Stuttgarter Bergfriedhof. (ZIEGLER 1987, S. 75-76)

In der Erstveröffentlichung des Aufsatzes gaben die Autoren 1886 als Sterbejahr an. In der Literatur über Martin wird 1885 oder 1886 als Todesjahr genannt. Die Todesanzeige in der Zeitschrift „Der Zoologische Garten“ 26 (1885) Nr. 4 (April 1885), S. 96 nennt den 8. März 1885 als Todestag.

Der im Vorwort zur 1886 erschienenen, dritten Auflage der „Die Praxis der Naturgeschichte – Erster Teil: Taxidermie“ erschienene Nachruf der Söhne, unterzeichnet mit „Stuttgart, München, im Frühjahr 1886“ nennt den 7. März als Todestag. Letzte Gewissheit brachte ein Auszug aus dem Sterberegister der Stadt Stuttgart, wonach Martin am 7. März 1885 gestorben ist.

Summary

Using the Books Ngram Viewer® research tool, the authors of this article compiled historical, little-known or little-considered citations documenting the origin of the German term 'Naturschutz' (nature conservation). The research revealed an article series written by Philipp Leopold Martin in 1871/1872. This was published 17 years before Ernst Rudorff's diary entry - which had previously been thought to be the earliest use of 'Naturschutz'.

Further research on Martin's publications retrieved three articles (1872, 1874, 1885), two monographs (1873, 1880), a four-volume encyclopedia of animals (1882-1884) and a book chapter published in 1882. In his publications Martin writes in a forward-looking way about nature conservation. They show him to have built an intellectual bridge between early, utilitarian bird conservation and first global reflections on the wider conservation of nature.

Although Martin's various publications were significant, the study of the history of nature conservation in Germany has failed to consider his contributions up to now.

Literatur

ALBRECHT, U. (1999): Philipp Leopold Martin (1815-1885). Von den „Katakomben“ der Naturkunde zum „Universalmuseum der Natur“. Museum aktuell 49: 1911-1913.

ALBRECHT U. (2000): Ein Leben für die Naturkunde. Philipp Leopold Martin (1815-1885). – Schwäbischer Heimatkalender 2001: 94-96.

ALBRECHT, U. (2003): Wider rohen Materialismus und Naturzerstörung. Philipp Leopold Martin (1815-1885): Ein protestantisch geprägter Naturforscher. – Evangelisches Gemeindeblatt für Württemberg 98 (41): 10.

ANONYM (1858): Das System der preußischen Festungen. Die Grenzboten : Zeitschrift für Politik und Literatur 17 (1. Semester, 1. Band): S. 267 http://hdl.handle.net/2027/uc1.b2861304?urlappend=%3Bseq=277; auch in: Allgemeine Schweizerische Militär-Zeitung 4 (23): 92 http://hdl.handle.net/2027/hvd.hnwapw?urlappend=%3Bseq=100

BFANL (Hrsg.) (1990): Geschichte des Naturschutzes. – Natur und Landschaft 65 (3): 102-162; darin: 113-114: Zeittafel zur Geschichte des Naturschutzes in Deutschland.

DIMITZ, L. (1903): Ueber Naturschutz und Pflege des Waldschönen. – Perles. Wien

DÜHRING, E. (1873): Cursus der National- und Socialökonomie einschliesslich der Hauptpunkte der Finanzpolitik. Griehen. Berlin: S. 407 http://hdl.handle.net/2027/pst.000025161298?urlappend=%3Bseq=423

GEBHARDT, L. (1964): Die Ornithologen Mitteleuropas. Ein Nachschlagewerk. – Brühl Verlag. Gießen: 231-232.

HACHMANN, G. u. KOCH, R. (2015): "Der Terrorismus der geraden Linie" : Ernst Rudorffs verschollen geglaubte, erste Publikation aus dem Jahr 1878 entdeckt. - Natur und Landschaft. - 90 (2): 69-74.

HEß, W. (1906): Martin, Philipp Leopold. – In: Allgemeine Deutsche Biographie 52: 219-220 [Onlinefassung]; URL: http://www.deutschebiographie. de/pnd102074771.html, zuletzt abgerufen 28.4.2011.

KLOSE, H. (1939): Ernst Rudorffs Heimatland unter Landschaftsschutz. Mit Auszügen aus seinen Tagebüchern. – Naturschutz 20 (6): 117-121.

KNAUT, A. (1990): Der Landschafts- und Naturschutzgedanke bei Ernst Rudorff. – Natur und Landschaft 65 (3): 114-118.

KOCH, R. u. HACHMANN, G. (2011): „Die absolute Nothwendigkeit eines derartigen Naturschutzes …“ – Philipp Leopold Martin (1815-1886): vom Vogelschützer zum Vordenker des nationalen und internationalen Natur- und Artenschutzes. - Natur und Landschaft 86 (11), 473-480
Korrigenda bezüglich des richtigen Sterbejahres „1885“ und weitere Erkenntnisse in: Natur und Landschaft 87 (2012) H. 2, S. 104

KOCH, R. u. HACHMANN, G. (Bearb.): Bibliographie Philipp Leopold Martin. Stand: 15.09.2015. - Bonn: Bundesamt für Naturschutz, Bibliothek

KOCH, R. u. HACHMANN, G. (2014): Die Gründung des "Naturschutzvereins Plauen" im Jahr 1883 - erster "Naturschutzverein" Deutschlands : mit Anmerkungen zur Verwendung des Wortes "Naturschutz" bei P.L. Martin, E. Rudorff und H. Conwentz. - Natur und Landschaft 89 (11): 488-490

KÖSTERING, S. (2003): Natur zum Anschauen: das Naturkundemuseum des deutschen Kaiserreichs 1871-1914. - Böhlau. Köln u.a.

KÖSTERING, S. (2005): Biology, Heimat, family: nature and gender in German natural history museums around 1900. – In: Lekan, T.; Zeller, T. (Hrsg.): Germany’s nature. – Rutgers University Press. New Brunswick: 140-157.

MARTIN, P. L. (1870): Telegraphendrähte als Vogelmörder. – Der Zoologische Garten 11 : 98

MARTIN, P. L. (1871/1872): Das deutsche Reich und der internationale Thierschutz. – Der Waidmann 3 (1-6 [1871] - 7 [1872]).

MARTIN, P. L. (1872): Eine Freistätte der Natur im nördlichen Amerika. - Der Waidmann 4 : 25-26

MARTIN, P. L. (1873): Unsere Sänger in Feld und Wald. – Levy u. Müller. Stuttgart. 24 S.

MARTIN, P. L. (1874): Das Vergiften der Feldmäuse und seine Folgen. – Der Zoologische Garten 15: 331-335

MARTIN, P. L. (1880): Mensch und Thierwelt im Haushalt der Natur: eine Lebensfrage unserer Zeit vom praktischen Gesichtspunkt behandelt. – Levy u. Müller. Stuttgart. 47 S. (= Neue Volksbibliothek, Bd. 4, Heft 3; zugl. Heft 43 der ganzen Reihe).

MARTIN, P. L.; MARTIN, P.; DÜRIGEN, B. (1882): Praxis der Naturgeschichte. Dritter Theil: Naturstudien. Zweite Hälfte: Allgemeiner Naturschutz; Einbürgerung fremder Thiere und Gesundheitspflege gefangener Säugethiere und Vögel; Die Pflege gefangener Reptilien und Amphibien nebst Pflege und Züchtung der Makropoden. – Voigt. Weimar. XV, 210 S.

MARTIN, P. L. (Hrsg.) (1882-1884): Illustrirte Naturgeschichte der Thiere. 1. Band – 1. Abtheilung (1882): Säugethiere (bearb. von P.L. Martin), LVI, 631 S.; 1. Band – 2. Abtheilung (1884): Vögel (bearb. von P.L. Martin), XIV 632 S.; 2. Band – 1. Abtheilung (1882): Kriechthiere und Lurche (bearb. von F. Knauer); Fische (bearb. von F. Heincke), VI, 566 S.; 2. Band – 2. Abtheilung (1884): Insekten, Tausendfüßer und Spinnenthiere (bearb. Von E. Rey); Krebse und niedere Thiere (bearb. von F. Heincke), XXXVI, 645 S. – Brockhaus. Leipzig

MARTIN, P. L. (1885): Die Ungezieferschäden und deren Abhilfe oder der Selbstschutz der Natur durch die nützlichen Thiere. - Die Vogelwelt 7 (7): 33-34; 7 (8): 41-42.

MARTIN, P. L. (1886): Die Praxis der Naturgeschichte. Erster Teil: Taxidermie. 3. Auflage, revidiert von Leopold u. Paul Martin. – Voigt. Weimar. XVI, 185 S.

MICHEL, J. P. et al. (2010): Quantitative analysis of culture using millions of digitized books. – Science (331): 176-182 – doi: 10.1126/science.1199644.

NYHART, L. K. (2009): Modern nature. The rise of the biological perspective in Germany. – University of Chicago Press. Chicago. XIV, 423 S.

OTT, K. (2004): Geistesgeschichtliche Ursprünge des deutschen Naturschutzes zwischen 1850 und 1914. – In: Handbuch Naturschutz und Landschaftspflege II- 4.1(12. Erg.-Lfg. 4/04) – Ecomed. Landsberg am Lech: 1-16.

PIECHOCKI, R. (2007): Genese der Schutzbegriffe. 3. Naturschutz (1888). – Natur und Landschaft 82 (3): 110-111.

RATZEBURG, J. T. C. (1856): Die Waldverderber und ihre Feinde oder Beschreibung und Abbildung der schädlichsten Forstinsekten … 4. gänzl. umgearb. und verm. Aufl. – Nicolai. Berlin. Bd. 2:. S. 35. http://hdl.handle.net/2027/ncs1.ark:/13960/t3223g13r?urlappend=%3Bseq=205

REICHS-MARINEAMT (1889): Die Forschungsreise S.M.S. „Gazelle“ in den Jahren 1874 bis 1876, unter Kommando des Kapitän zur See Freiherrn von Schleinitz. 1. Teil: Der Reisebericht. Nachdruck Barsinghausen: Unikum-Verl. 2011: S. 107 https://books.google.de/books?id=xdRgAgAAQBAJ&lpg=PA107&dq=Forschungsreise%20%20Schleinitz%20Naturschutz&hl=de&pg=PA107#v=onepage&q=Forschungsreise%20%20Schleinitz%20Naturschutz&f=false

RICHTER, F. (1837): Geschichte des deutschen Freiheitskrieges vom Jahre 1813 bis zum Jahre 1815. 2. Band. – Selbstverl. d. Verf. Berlin: S. 400. http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015065885678?urlappend=%3Bseq=418

RUDORFF, E. (1878): Zur Konservirung der Baudenkmäler. Die Post (Berlin) XIII (Nr. 280 vom 10. 10. 1878, Zweite Ausgabe): 3, Rubrik "Sprechsaal".

RUDORFF, E. (1880): Ueber das Verhältniß des modernen Lebens zur Natur. – Preußische Jahrbücher 45 (3): 261-276. (Nachdruck in Natur und Landschaft [Jg. 1990] 65 [3]: 119-125).

Schütz, E. (1987): Kurzbiographien zur Geschichte der Ornithologie, besonders zur avifaunistischen Erforschung, in Baden-Württemberg. – In: Die Vögel Baden- Württembergs, Band 1, Teil 3: 1850. – Ulmer Verlag. Karlsruhe.

TEICHS, … (1842): Der Selbstmord vom gemeinen Rechte aus betrachtet. – Annalen der deutschen und ausländischen Criminal-Rechtspflege (21): 330 https://books.google.de/books?id=wFRfAAAAcAAJ&dq=teichs%20selbstmord%201842&hl=de&pg=PA330#v=onepage&q=teichs%20selbstmord%201842&f=false

WEBER, K. J. (1832): Dymocritos oder hinterlassene Papiere eines lachenden Philosophen. Brodhag'sche Buchhdlg. Stuttgart. Band 2: S. 333. http://hdl.handle.net/2027/inu.30000007269602?urlappend=%3Bseq=343

ZIEGLER, H. (1987): Friedhöfe in Stuttgart. 1. Band: Ehemaliger Kirchhof Berg, Ehemaliger Bergfriedhof am Raitelsberg, Bergfriedhof. – Stuttgart: Klett-Cotta 1987. - (Veröffentlichung des Archivs der Stadt Stuttgart; 37)

Bibliographie Philipp Leopold Martin

Stand: 15.09.2015

RAINER KOCH und GERHARD HACHMANN (BEARB.)

Teil 1: Werke von Philipp Leopold Martin

Teil 2: Auflagen der Werke nach 1885

Teil 3: Werke über Philipp Leopold Martin (Auswahl)

Teil 4: Archivarische Quellen

Teil 5: Internetquellen

Teil 6: Sonstiges

Diese Bibliographie weist für Philipp Leopold Martin über 70 größere und kleinere Beiträge aus Zeitschriften nach, außerdem fünf Monographien und die Autorenschaft für das mehrbändige Werk „Praxis der Naturgeschichte“, sowie die Herausgeberschaft und die Autorenschaft (für die Bände „Vögel“ und „Säugetiere“) an dem vierbändigen Werk „Illustrirte Naturgeschichte der Thiere“.

In seinen Publikationen verwendet Philipp Leopold Martin verschiedene Schreibweisen seines Namens: L. Martin ; Leop. Martin ; P. L. Martin ; Phil. Leop. Martin, Phil. Leopold Martin und Philipp Leopold Martin.

Mehrbändige Werke werden unter dem Erscheinungsjahr des ersten Bandes komplett und zusätzlich unter dem Erscheinungsjahr des jeweiligen Einzelbandes aufgeführt. Veränderte Auflagen von Monographien werden in Kurzform unterhalb der Erstauflage und komplett unter ihrem Erscheinungsjahr aufgeführt.

Teil 1: Werke von Philipp Leopold Martin

1847

Zur Naturgeschichte der glatten Natter
In: Allgemeine Deutsche Naturhistorische Zeitung 2 (1847), S. 386-387

Zur Naturgeschichte des Ziesels
In: Allgemeine Deutsche Naturhistorische Zeitung 2 (1847), S. 387-389

1850

Herr C. F. Appun und Herr Leop. Martin: Beobachtungen auf ihrer Reise nach Venezuela im December 1848 und Januar 1849
In: Monatsberichte über die Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin. Erste Abtheilung. 6 (1850), S. 123-130

1853

Ueber den Farbenwechsel bei Muscicapa collaris, atricapilla und parva im Frühlinge
In: Journal für Ornithologie 1 (1853) H. 1, S. 16-19

Anas sponsa Lin. in der Nähe von Berlin geschossen
In: Journal für Ornithologie 1 (1853) H. 2, S. 156-158

Zur Verfärbung des Gefieders, namentlich bei Anas nigra
In: Journal für Ornithologie 1 (1853) H. 3, S. 208-212

1854

Zur Ernährungsweise des großen Rohrdommel, Ardea stellaris
In: Allgemeine Forst- und Jagd-Zeitung, N.F. 20 (1854), S. 477-478

Die Eulen als Raupen-Vertilgerinnen
In: Journal für Ornithologie 2 (1854) H. 1 (Nr. 7), S. 93-94
Nachtrag in: Allgemeine Forst- und Jagd-Zeitung, N.F. 20 (1854), S. 186-187

Die Nahrungsweise der Bussarde
In: Allgemeine Forst- und Jagd-Zeitung, N.F. 20 (1854), S. 480

Wie zahme Gänse begierige Fleischfresser wurden
In: Journal für Ornithologie 2 (1854) H. 2 (Nr. 8), S. 179-180

Der Grünspecht als Fliegenfresser
In: Journal für Ornithologie 2 (1854) H. 2 (Nr. 8), S. 180

1856

Anser ruficollis PALL. in Gefangenschaft
In: Journal für Ornithologie 4 (1856) H. 1 (Nr. 19), S. 94-95

Die Rücksichtslosigkeit des Uhu's als Raubvogel
In: Journal für Ornithologie 4 (1856) H. 6 (Nr. 24), S. 504-505

Ueber zweckmässiges Sammeln und Aufstellen von Thieren der höheren Klassen in Sammlungen
In: Naumannia, Beilage Nr. 14 (1856), S. 485-500

1857

In welchen Gegenden hat es d. J. vorzugsweise an weissen Störchen gefehlt?
In: Journal für Ornithologie 5 (1857) H. 1 (Nr. 25), S. 69-70

Das klimatische Abändern der grossen süd- und mittelamerikanischen Hühner-Arten: der Gattungen Crax, Urax und Penelope
In: Journal für Ornithologie 5 (1857) H. 1 (Nr. 25), S. 70-72

1863

Conservirmittel für naturhistorische Gegenstände (Aus: „Illustrirtes Haus- und Familien-Lexicon," 1861, Leipzig, F. A. Brockhaus.)
In: Journal für Ornithologie 11 (1863), S. 137-144

Ploucquet, H. [Hermann] und Leopold Martin: Kurze Anleitung zum Sammeln naturhistorischer, vorzüglich zoologischer Gegenstände, in Ueberarbeitung mit H. Ploucquet bearbeitet von L. Martin, Präparatoren in Stuttgart. 1863
In: Journal für Ornithologie 11 (1863), S. 144-153

1864

Ein Alpenbewohner (Der Alpensteinbock Capra ibex)
In: Die Illustrirte Welt : Blätter aus Natur und Leben, Wissenschaft und Kunst 12 (1864), S. 401-402

[Briefliche Mittheilung zum Bau eines Acclimatisationsgartens]
In: Der Zoologische Garten 5 (1864), S. 155

Die Hornbildung bei der Mazama-Antilope
In: Der Zoologische Garten 5 (1864), S. 254-256

Wanderungen durch die zoologischen Gärten Deutschlands
In: Über Land und Meer: Allgemeine Illustrirte Zeitung 12 (1864), Teil I, S. 582-583

1865

Wanderungen durch die zoologischen Gärten Deutschlands : Werners Zoologischer Garten in Stuttgart
In: Über Land und Meer: Allgemeine Illustrirte Zeitung 13 (1865) Teil I, S. 167-168

Wanderungen durch die zoologischen Gärten Deutschlands (II) : Der zoologische Garten in Frankfurt a. M.
In: Über Land und Meer: Allgemeine Illustrirte Zeitung 13 (1865) Nr. 38 , S. 603-606, 619-622

Wanderungen durch die zoologischen Gärten Deutschlands (III) : Der wiener Thiergarten
In: Über Land und Meer: Allgemeine Illustrirte Zeitung 13 (1865) Nr. 46, S. 731-734

Deutsche Pelzthiere I: Die Marder
In: Die Illustrirte Welt : Blätter aus Natur und Leben, Wissenschaft und Kunst 13 (1865), S. 292-294

1866

Katalog zur vermehrten Ausstellung urweltlicher Thiere, versteinerter Ueberreste, Gypsabgüsse solcher und geologischer Charakterbilder. Stuttgart: o.V., 1866

1869

Monströse Hirschgeweihe und deren Ursachen
In: Der Zoologische Garten 10 (1869) Nr. 7, S. 193-199
Zugleich in: Jagd-Zeitung <Wien> 13 (1870) Nr. 5, S. 113-116

Grosse Mutterliebe eines Hermelins
In: Der Zoologische Garten 10 (1869), S. 221-222

1869-1882

Die Praxis der Naturgeschichte: Ein vollständiges Lehrbuch über das Sammeln lebender und toter Naturkörper; deren Beobachtung, Erhaltung und Pflege im freien und gefangenen Zustande; Konservation, Präparation und Aufstellung in Sammlungen. Weimar: Voigt.

1.Teil (1869): Taxidermie oder die Lehre vom Konserviren, Präpariren und Naturaliensammlen auf Reisen, Ausstopfen und Aufstellen der Thiere, Naturalienhandel etc. ... zugl. 3. Aufl. von C.L. Brehm. "Die Kunst, Vögel als Bälge zu bereiten etc." in gänzlicher Umarbeitung. Weimar: Voigt, 1869. - XVI, 160 S.

2., verm. und verb. Aufl. (1876).

3., verb. Aufl. (1886).

4., verb. Aufl. (1898) : neubearbeitet von L. Martin und P. Martin / hrsg. von Ph. L. Martin.

2. Teil (1870): Dermoplastik und Museologie oder das Modelliren der Thiere und das Aufstellen und Erhalten von Naturaliensammlungen / unter Mitwirkung von Präparator Bauer … und der Thier- und Landschaftsmaler Paul Meyerheim. - Weimar: Voigt, 1870. - XVIII, 240 S., VI Bl.

2. Aufl. (1880)

3. Teil / 1. Hälfte (1878). Naturstudien ... Die botanischen, zoologischen und Akklimatisationsgärten, Menagerien, Aquarien und Terrarien in ihrer gegenwärtigen Entwicklung : nebst Vorschlägen und Entwürfen für die Anlegung von Naturgärten / Unter Mitwirkung der Direktoren zoologischer Gärten, wie A.A. van Bemmelen ... H. Bolan ... M. Schmidt ... und A. Schöpf ... Weimar: Voigt, 1878. - XII, 252 S.

3. Teil / 1. Hälfte / Atlas zur Praxis der Naturgeschichte (1878) ... / 12 Tafeln nach Zeichnungen von Leopold Martin jun. Weimar: Voigt, 1878. - 12 Bl. (12 Taf.)

3. Teil / 2. Hälfte (1882). Naturstudien ... Allgemeiner Naturschutz : Einbürgerung fremder Thiere und Gesundheitspflege gefangener Säugethiere und Vögel / bearb. von P.L. Martin und Sohn ... [und] B. Dürigen. Weimar: Voigt, 1882. - XV, 210 S. & Tafeln

Rezensionen zu diesem Band sind erschienen in:
Der Zoologische Garten 23 (1882) S. 190, von N.
Literarischer Merkur 2 (1882) H. 14 (ausgegeben am 22.4.1882) S. 8, von A. Tappert

1870

Das Abändern der Luftröhre beim Auerhahn (Tetrao Urogallus mas)
In: Der Zoologische Garten 11 (1870), S. 24-28

Aus dem Leben der grauen Pelekane und verwandten Vögel auf der westlichen Erdhälfte
In: Der Zoologische Garten 11 (1870), S. 37-42

Die Praxis der Naturgeschichte. 2. Teil (1870): Dermoplastik und Museologie oder das Modelliren der Thiere und das Aufstellen und Erhalten von Naturaliensammlungen / unter Mitwirkung von Präparator Bauer … und der Thier- und Landschaftsmaler Paul Meyerheim. Weimar: Voigt, 1870. - XVIII, 240 S.

Telegraphendrähte als Vogelmörder
In: Der Zoologische Garten 11 (1870), S. 98

Das Wandern der Erdspechte
In: Der Zoologischer Garten 11 (1870), S. 385-386

Farbenwechsel der Haustaube
In: Der Zoologische Garten 11 (1870), S. 386

1871-1872

Das deutsche Reich und der internationale Thierschutz : [Teil 1]
In: Der Waidmann : Blätter für Jäger und Jagdfreunde. - 3 (1871) H. 1, S. 1-3

Fortsetzung - [2. Teil]
In: Der Waidmann : Blätter für Jäger und Jagdfreunde. - 3 (1871) H. 2, S. 9-11

Fortsetzung - [3. Teil]
In: Der Waidmann : Blätter für Jäger und Jagdfreunde. - 3 (1871) H. 3, S. 17-19

Fortsetzung - [4. Teil]
In: Der Waidmann : Blätter für Jäger und Jagdfreunde. - 3 (1871) H. 4, S. 25-27

Fortsetzung - [5. Teil]
In: Der Waidmann : Blätter für Jäger und Jagdfreunde. - 3 (1871) H. 5, S. 35-37

Fortsetzung - [6. Teil]
In: Der Waidmann : Blätter für Jäger und Jagdfreunde. - 3 (1871) H. 6, S. 43-46

Schluß - [7. Teil]
In: Der Waidmann : Blätter für Jäger und Jagdfreunde. - 3 (1872) H. 7, S. 51-52
Rezensionen sind erschienen in:
Der Zoologische Garten 12 (1871) H. 12, S. 378-379, von STR.
Unsere Zeit: deutsche Revue der Gegenwart 9 (1873) H. 1, S. 208, von Karl Ruß.

Die württembergische Fauna im Winter 1870-71
In: Der Zoologische Garten 12 (1871), S. 157-158

1872

Chr. Ludw. Brehm's Vogelhaus und seine Bewohner : Pflege und Züchtung der in Käfigen und Volieren zu haltenden einheimischen und tropischen Schmuck- und Singvögeln. – 3. Aufl. von Brehm's „Kanarienvögel" etc. in zeitgemässer, durchaus selbständiger Umarbeitung. Weimar: Voigt, 1872. - X, 162 S.
Rezension erschienen in: Journal für Ornithologie 21 (1873) Januar, S. 29-30, von Carl Bolle.

4. Aufl. (1883): Das Vogelhaus und seine Bewohner oder die heutigen Aufgaben in der Pflege und Züchtung gefangener, wie der des Schutzes bedürftigen freien Vögel
Rezension erschienen in: Der Zoologische Garten 24 (1883) H. 8, S. 256, von N.

5. Aufl. (1893) : Das Vogelhaus und seine Bewohner oder die heutigen Aufgaben in der Pflege und Züchtung gefangener, wie der des Schutzes bedürftigen freien Vögel

Das deutsche Reich und der internationale Thierschutz : Schluß - [7. Teil]
In: Der Waidmann : Blätter für Jäger und Jagdfreunde. - 3 (1872) H. 7, S. 51-52

Eine Freistätte der Natur im nördlichen Amerika
In: Der Waidmann 4 (1872) Nr. 4, S. 25-26

Gefangene Vögel
In: Gaea : Natur und Leben 8 (1872), S. 163-170

1873

Eine Bitte um den Schutz der Singvögel und ihrer Nester
In: Jagd-Zeitung <Wien> 1873, S. 300-301

Die deutschen Raubvögel, ihre Bestimmung und ihr Einfluß auf die Jagd, die Forst- und Landwirthschaft
In: Der Waidmann 4 (1873) Nr. 15, S. 113-114

Die Entzündung und Eiterung der Schleimhäute bei Hühnern, Tauben und anderen Vögeln, auch Mundfäule oder gelber Knopf genannt, deren Verhütung und Heilung
In: Die Gefiederte Welt 2 (1873) Nr. 21 (S. 185); Nr. 22 (S. 194-196)

Schutz der Singvögel und ihrer Nester
In: Jagd-Zeitung <Wien> (1873), S. 300-301

Unsere Sänger in Feld und Wald : eine kurze Belehrung über den nothwendigen Schutz der Singvögel im Freien und deren richtige Pflege in der Gefangenschaft. Stuttgart: Levy und Müller, 1873. - 24 S.

Zur Sperlingsfrage
In: Der Zoologische Garten 14 (1873), S. 464-467

1874

M. [Martin?]: Zur Nahrungsweise des grauen Reihers
In: Die gefiederte Welt 3 (1874) Nr. 43, S. 346
Anm.: Es ist nicht sicher, ob es sich hier um eine Publikation von Martin handelt.

Ortssinn der Thiere
In: Der Zoologische Garten 15 (1874), S. 151-153

Das Vergiften der Feldmäuse und seine Folgen
In: Der Zoologische Garten 15 (1874) H. 9, S. 331-335

Das Museum der Urwelt bis zur Gegenwart im Nill'schen Thiergarten in Stuttgart (Anzeige)
In: Der Zoologische Garten 15 (1874), S. 473

Die Vogelhäuser des Fabrikanten Herrn Vetter in Ludwigsburg
In: Die gefiederte Welt 3 (1874) Nr. 16 , S. 122-123

1875

Mittheilungen aus dem Nill'schen Thiergarten in Stuttgart
In: Der Zoologische Garten 16 (1875), S. 103-104

1876

Eigentümlichkeiten und Veränderungen in der Vogelwelt des Stuttgarter Tales
In: Ornithologisches Centralblatt, Beiblatt zum Journal für Ornithologie 1 (1876), S. 11-12; 15-16

Ein Kuckucksei im Nest eines kleinen Lappentauchers
In: Journal für Ornithologie 24 (1876), S. 391-392

Mittheilungen aus dem Nill'schen Thiergarten und dem Museum der Urwelt in Stuttgart
In: Der Zoologische Garten 17 (1876), S. 20-24

Die Praxis der Naturgeschichte: 1. Teil.
Die Praxis der Naturgeschichte: 1. Teil. Taxidermie : oder die Lehre vom Beobachten, Konservieren, Präparieren … Thiere etc. – 2. verm. und verb. Aufl. - Weimar: Voigt, 1876 . – X, 216 S.

Weiße oder ungewöhnlich hell gefärbte Vögel
In: Journal für Ornithologie 24 (1876), S. 392-393

1877

Aus dem Leben der Sumpf- und Wasservögel des östlichen Europas
In: Ornithologisches Centralblatt. Beiblatt zum Journal für Ornithologie 2 (1877) H. 21: S. 161-163; H. 22: S. 169-171; H. 23: S. 177-179

Beträge zur Naturgeschichte des Ziesels
In: Der Zoologische Garten 18 (1877), S. 42-45

Die Bären-Bastarde im Nill'schen Thiergarten
In: Der Zoologische Garten 18 (1877), S. 135-136

Der Kaiseradler (Aquila imperialis)
In: Der Zoologische Garten 18 (1877), S. 331-332

Das Leben der Hauskatze und ihrer Verwandten ; eine Schilderung ihrer Abstammung und Geschichte, ihrer Rassen und Varietäten; Lebensweise, Nutzen und Schaden, Krankheiten, Pflege und Erziehung etc. – Weimar: Voigt, 1877. - XII, 122 S.

Anm.: Die schwedische Übersetzung erschien 1881: Huskattens lif. – Upsala: Högström, 1881

2., wohlfeilere Aufl. (1883)

1878

Beiträge zu der Lebensdauer der Thiere in Gefangenschaft
In: Der Zoologische Garten 19 (1878), S. 219-220

In Gefangenschaft brütende Uhus. Raubvogel-Fangeisen auf Stangen. Das Ausnehmen der Raubvogelhorste. [Miscellen]
In: Ornithologisches Centralblatt. Beiblatt zum Journal für Ornithologie 3 (1878), S. 98-99

Mittheilungen aus Nill's Thiergarten in Stuttgart
In: Der Zoologische Garten 19 (1878), S. 198-200

Mittheilungen aus unseren Aquarien und Terrarien
In: Isis 3 (1878), S. 140-141; 149-150

Die Praxis der Naturgeschichte: 3. Teil.
3. Teil / 1. Hälfte (1878). Naturstudien ...Die botanischen, zoologischen und Akklimatisationsgärten, Menagerien, Aquarien und Terrarien in ihrer gegenwärtigen Entwicklung : nebst Vorschlägen und Entwürfen für die Anlegung von Naturgärten. Unter Mitwirkung der Direktoren zoologischer Gärten, wie A.A. van Bemmelen ... H. Bolan ... M. Schmidt ... und A. Schöpf. – Weimar: Voigt, 1878. - XII, 252 S.

3. Teil / 1. Hälfte / Atlas zur Praxis der Naturgeschichte (1878) ... / 12 Tafeln nach Zeichnungen von Leopold Martin jun. Weimar: Voigt, 1878. - 12 Bl. (12 Taf.)

Zum Alter gefangengehaltener Vögel
In: Gefiederte Welt 7 (1878) Nr. 35, S. 364

Zum Vogelschutz
In: Ornithologisches Centralblatt 3 (1878) H. 1, S. 4

1879

An die Vogelfreunde in Stadt und Land
In: Die Vogelwelt : Zeitschrift über Vogelschutz, Züchtung von ausländischen Sing- und Schmuckvögeln … 1 (1879) H. 1, S. 2

Die Anwendung des Arseniks und anderer Stoffe bei der Naturalien-Präparation in gesundheitlicher Beziehung
In: Ornithologisches Centralblatt 4 (1879) H. 5, S. 33-35

Der Geruch als Leiter der meisten Handlungen im Thierleben
In: Monatsschrift des Deutschen Vereins zum Schutze der Vogelwelt 4 (1879), S. 187

Zur Naturgeschichte des Sperbers
In: Der Zoologische Garten 20 (1879), S. 94-95

Die flüchtigen Farben in der Bedeckung der Säugethiere und Vögel
In: Der Zoologische Garten 20 (1879), S. 249-252

1880

Das Conservirungsverfahren Wickersheimers in Bezug auf Ornithologie (Separatauszug aus einem Manuscript über Conservation)
In: Ornithologisches Centralblatt. Beiblatt zum Journal für Ornithologie 5 (1880) H. 1, S. 1-3; H. 2, S. 9-11 (Fortsetzung und Schluss)

Mensch und Thierwelt im Haushalt der Natur: eine Lebensfrage unserer Zeit vom praktischen Gesichtspunkt behandelt. Stuttgart : Levy und Müller, 1880. - 47 S. - (Neue Volksbibliothek ; 43)

Rezensionen sind erschienen in:
Der Zoologische Garten 21 (1880), S. 384, von N.
Der Naturforscher, 13 (1880) Heft 39, S. 368, von E. v. M.

Die Praxis der Naturgeschichte : 2. Teil.
Dermoplastik und Museologie oder das Modelliren der Thiere und das Aufstellen und Erhalten von Naturaliensammlungen / unter Mitwirkung von G. Jäger ... Dr. Steudel ... P. Martin. 2., nach den neuesten Erfahrungen verm. und verb. Aufl. - Weimar: Voigt, 1880, XVI, 295 S.

1881

Das Leben der Hauskatze
Huskattens lif : dess härkomst, historia, racer och varieteter, lefnadssätt, nytta och skada, sjukdomar, vård och uppfödande, dess samslägtingar m.m. – Upsala: Högström, 1881. – 225 S.

1882

Die Bären-Bastarde im Nill'schen Thiergarten in Stuttgart
In: Der Zoologische Garten 23 (1882), S. 370-371

Das Terrarium in Nill’s Thiergarten in Stuttgart
In: Der Zoologische Garten 23 (1882), S. 381-382 (aus: Neues Tagblatt, 12. September 1882)

Die Praxis der Naturgeschichte : 3. Teil.
3. Teil / 2. Hälfte (1882). Naturstudien ... Allgemeiner Naturschutz : Einbürgerung fremder Thiere und Gesundheitspflege gefangener Säugethiere und Vögel / bearb. von P.L. Martin und Sohn ... [und] B. Dürigen. Weimar: Voigt, 1882. - XV, 210 S. & Tafeln

Rezensionen sind erschienen in:
Der Zoologische Garten 23 (1882) S. 190, von N.
Literarischer Merkur 2 (1882) H. 14 (ausgegeben am 22.4.1882) S. 8, von A. Tappert.

1882-1884

Illustrirte Naturgeschichte der Thiere . – Leipzig : Brockhaus
Werk in 4 Bänden; auf dem Titelblatt der Hauptitelseite: Illustrirte Naturgeschichte der Thiere / in Verbindung mit Friedrich Heincke, Dr. Friedrich Knauer, Dr. Eugène Rey herausgegeben von Philipp Leopold Martin

4 Bände (1882-1884)

Illustrirte Naturgeschichte der Thiere : 1. Band: 1. Abtheilung: Säugethiere / Philipp Leopold Martin [Bearb.]. Leipzig : Brockhaus, F. A., 1882. - XVIII, 631 S. : Abb.

Illustrirte Naturgeschichte der Thiere : 1. Band: 2. Abtheilung: Vögel / Philipp Leopold Martin [Bearb.]. Leipzig : Brockhaus, F. A., 1884. - XVI, 632 S. : Abb.

Illustrirte Naturgeschichte der Thiere : 2. Band: 1. Abtheilung: Kriechthiere und Lurche / bearb. von Friedrich Knauer; Fische / bearb. von Friedrich Heincke / Philipp Leopold Martin [Hrsg.]. Leipzig : Brockhaus, F. A., 1882. - XXVIII, 566 S. : Abb.

Illustrirte Naturgeschichte der Thiere : 2. Band: 2. Abtheilung: Insekten, Tausendfüßer und Spinnenthiere / bearb. von Eugène Rey; Krebse und niedere Thiere / bearb. von Friedrich Heincke / Philipp Leopold Martin [Hrsg.]. Leipzig : Brockhaus, F. A., 1884. - XXXVI, 645 S. : Abb.

1883

Das Leben der Hauskatze und ihrer Verwandten ; eine Schilderung ihrer Abstammung und Geschichte, ihrer Rassen und Varietäten; Lebensweise, Nutzen und Schaden, Krankheiten, Pflege und Erziehung etc. - 2., wohlfeilere Aufl. – Weimar: Voigt, 1883. - XII, 122 S.

Das Vogelhaus und seine Bewohner oder die heutigen Aufgaben in der Pflege und Züchtung gefangener, wie der des Schutzes bedürftigen freien Vögel. – 4., verb. und verm. Aufl. – Weimar: Voigt, 1883. – 148 S.
Rezension in: Der Zoologische Garten 24 (1883) H. 8, S. 256, von N.

1884

Illustrirte Naturgeschichte der Thiere

Illustrirte Naturgeschichte der Thiere : 1. Band: 2. Abtheilung: Vögel / Philipp Leopold Martin [Bearb.]. Leipzig : Brockhaus, F. A., 1884. - XVI, 632 S. : Abb.

Illustrirte Naturgeschichte der Thiere : 2. Band: 2. Abtheilung: Insekten, Tausendfüßer und Spinnenthiere / bearb. von Eugène Rey; Krebse und niedere Thiere / bearb. von Friedrich Heincke / Philipp Leopold Martin [Hrsg.]. Leipzig : Brockhaus, F. A., 1884. - XXXVI, 645 S. : Abb

Die wissenschaftlichen und die praktischen Aufgaben bei der Aufstellung unserer Naturaliensammlungen
In: Der Zoologische Garten 25 (1884), S. 234-240; 266-272; 302-309

1885

Die Ungezieferschäden und deren Abhilfe oder der Selbstschutz der Natur durch die nützlichen Thiere
In: Die Vogelwelt 7 (1885) H. 7, S. 33-34; 7 (1885) H. 8, S. 41-42 (Schluß)

Teil 2: Auflagen der Werke nach 1885

1886

Die Praxis der Naturgeschichte: 1. Teil.
Die Praxis der Naturgeschichte. Taxidermie oder die Lehre vom Präparieren, Konservieren und Ausstopfen der Tiere und ihrer Teile ; vom Naturaliensammeln auf Reisen und dem Naturalienhandel . - 3., verb. Aufl., rev. von Leopold Martin und Paul Martin unter Mitw. von Konservator Hodek . – Weimar: Voigt 1886, XVI, 185 S. : 1 Portr.

Anm.: Enthält: Nachruf der Söhne Paul und Leopold zum Tode ihres Vaters, S. V-XII (Vorwort).

1893

Das Vogelhaus und seine Bewohner oder die heutigen Aufgaben in der Pflege und Züchtung gefangener, wie der des Schutzes bedürftigen freien Vögel / von Philipp Leopod Martin - 5. Aufl. - Weimar: Voigt, 1893. – X, 148 S.

1898

Die Praxis der Naturgeschichte: 1. Teil.
Die Praxis der Naturgeschichte. Taxidermie ; enthaltend die Lehre vom Sammeln, Präparieren, Konservieren und Ausstopfen der Tiere und ihrer Teile; nebst einem Anh. über Sammeln von Pflanzen, Mineralien und Petrefakten. - 4., verb. Aufl. neubearbeitet von L. Martin und P. Martin / hrsg. von Ph. L. Martin. - Weimar: Voigt, 1898 . - X, 163 S. : Ill.

Teil 3: Werke über Philipp Leopold Martin (Auswahl)

Adam, Karl D.: Die Stuttgarter Mammut-Nachbildung von Philipp Leopold Martin.
In: Jahreshefte des Vereins für Vaterländische Naturkunde in Württemberg 116 (1961), S. 47-68

Adam, Karl D. u.a. (Bearb.): Fossilien, bergen, präparieren, konservieren, magazinieren, ausstellen. - Stuttgart: Theiss, 1983. - (Museumsmagazin ; 1) - ISBN 3-8062-0350-4
Hinweis auf die Widmung des Bandes: „Zum Gedenken an Philipp Leopold Martin 1815-1885“ (darin über Martin S. 6-9 – nebst Foto Martin-Porträt mit Unterschrift; „Präparierraum“; Mammut-Nachbildung in Seitenansicht mit Martin und Frontansicht mit A. Ward)

Adam, Karl D.: Aus der 200jährigen Geschichte des Stuttgarter Naturkundemuseums.
In: Stuttgarter Beiträge zu Naturkunde. Serie A (Biologie) 457 (1991), S. 1-23

Albrecht, Uwe: Philipp Leopold Martin (1815-1885): Von den „Katakomben“ der Na-turkunde zum „Universalmuseum der Natur“.
In: Museum aktuell 49 (1999), S. 1911-1913

Albrecht, Uwe: Ein Leben für die Naturkunde – Philipp Leopold Martin (1815-1885).
In: Schwäbischer Heimatkalender 112 (2001), S. 94-96

Albrecht, Uwe: Wider rohen Materialismus und Naturzerstörung. Philipp Leopold Martin (1815-1885): ein protestantisch geprägter Naturforscher.
In: Evangelisches Gemeindeblatt für Württemberg 98 (2003) 41, S. 10

Albrecht, Uwe: Dromedare im Neckartal?
In: Schwäbischer Heimatkalender 116 (2005), S. 86-87

Albrecht, Uwe: Bilder aus dem Thierleben. Philipp Leopold Martin (1815-1885) und die Popularisierung der Naturkunde im 19. Jahrhundert. Diss. Univ. Stuttgart, 673 S. (Anm. zum Stand August 2015: Dissertation befindet sich im Begutachtungsprozess)

Heß, Wilhelm: Martin, Philipp Leopold. In: Allgemeine Deutsche Biographie (ADB). Band 52, Duncker & Humblot, Leipzig 1906, S. 219 f.

Jahn, Ilse: Ein Pionier der „Museumsdermoplastik“ – Leopold Martin (1815-1886) ; zum Gedächtnis an Karl Kaestner.
In: Der Präparator 41 (1995), S. 53-62

Koch, Rainer und Hachmann, Gerhard: „Die absolute Nothwendigkeit eines derartigen Naturschutzes …“ – Philipp Leopold Martin (1815-1886): vom Vogelschützer zum Vordenker des nationalen und internationalen Natur- und Artenschutzes.
In: Natur und Landschaft 86 (2011) H. 11, S. 473-480
Korrigenda bezüglich des richtigen Sterbejahres „1885“ und weitere Erkenntnisse in: Natur und Landschaft 87 (2012) H. 2, S. 104

Koch, Rainer u. Hachmann, Gerhard (Bearb.): Bibliographie Philipp Leopold Martin. Stand: 15.09.2015. Bonn: Bundesamt für Naturschutz / Bibliothek

Koch, Rainer u. Hachmann, Gerhard: Die Gründung des "Naturschutzvereins Plauen" im Jahr 1883 - erster "Naturschutzverein" Deutschlands : mit Anmerkungen zur Verwendung des Wortes "Naturschutz" bei P.L. Martin, E. Rudorff und H. Conwentz
In: Natur und Landschaft : Zeitschrift für Naturschutz und Landschaftspflege. - 89 (2014), H. 11, S. 488-490

Köstering, Susanne: Natur zum Anschauen. Köln: Böhlau, 2003. - 351, [24] S. – ISBN 3-412-04702-3

Kretschmann, Carsten: Räume öffnen sich. Naturhistorische Museen im Deutschland des 19. Jahrhunderts. Berlin: Akademischer Verlag, 2006. - ISBN 978-3-05-004782-9104-107

Noell, Elisabeth: Paul Martin (1861-1937). - Gießen: W. Schmitz, 1987. - XIII, 122 S. - ISBN 3-87711-158-0

Nyhart, Lynn K.: Modern Nature. – Chicago : University of Chicago Press, 2009. – XIV, 423 S. – ISBN 978-0-226-61089-4.

Peters, Ernst: Philipp Leopold Martin : Dem Gedächtnis eines bedeutenden zoologischen Präparators.
In: Der Präparator 3 (1957), S. 29-35

Riecke-Müller, Annelore u. Dittrich, Lothar: Der Löwe brüllt nebenan : die Gründung Zoologischer Gärten im deutschsprachigen Raum 1833 – 1869. - Köln [u.a.] : Böhlau, 1998. - X, 292, [16] S. – ISBN 3-412-00798-6

Teil 4: Archivarische Quellen

Museum für Naturkunde, Berlin:
Personalakte Martin: Personalia II: Littr. M. Acta betr. den zweiten technischen Gehülfen Leopold Martin, Vol. 1: bis 1857
Briefe von Ph.L. Martin an den Direktor des Zoologischen Museums Berlin 1842-1858. Histor. Schrift- und Bildgut-Sammlungen des Museums für Naturkunde Berlin, Bestand Zool. Museum, Abt. I, Mappe Ph.L. Martin

Staatliches Museum für Naturkunde in Stuttgart, Archiv:
Personalakte P.L. Martin 1858-1874. Briefe von P.L. Martin an den Direktor des Museums für Naturkunde Stuttgart 1858-1874

Teil 5: Internetquellen

Leopold Martin
http://de.wikipedia.org/wiki/Leopold_Martin (abgerufen am 21.09.2015)

Teil 6: Sonstiges

1873

Verein der Vogelfreunde in Württemberg. Bericht des Ausschusses.
In: Gefiederte Welt 2 (1873) 11, S. 93-94
Nicht namentlich gekennzeichneter Bericht über die Vereinsgründung im Jahr 1871/1872; P.L. Martin wird darin als Vorstandsvorsitzender aufgeführt.

1874

Verein der Vogelfreunde in Württemberg: Bericht des Ausschusses am 30. Juni 1874
In: Der Zoologische Garten 15 (1874) 12, S. 467
Nicht namentlich gezeichneter Bericht über die Vereinsaktivitäten vom 1. Januar 1873 bis 30. Juni 1874: Anlässlich einer Ausstellung zur Geflügelzucht wird über die Bereitstellung von ausgestopften Raubvögeln und Raben durch das Vereinsmitglied L. Martin berichtet. Der Verein hat 2000 Nistkästen anfertigen lassen und zum Selbstkostenpreis im Lande abgegeben.

1885

Todesanzeige Philipp Leopold Martin 8. März 1885
In: Der Zoologische Garten 26 (1885), S. 96
Das Todesdatum ist falsch. Martin starb laut Sterberegister der Stadt Stuttgart am 7. März 1885.

1987

Ziegler, Hermann: Friedhöfe in Stuttgart. 1. Band: Ehemaliger Kirchhof Berg, Ehemaliger Bergfriedhof am Raitelsberg, Bergfriedhof. – Stuttgart: Klett-Cotta 1987. (Veröffentlichung des Archivs der Stadt Stuttgart; 37). - S. 75-76

Dokumentation der Grabstätte der Familie Martin auf dem Friedhof Berg in Stuttgart (mit Porträt von P.L. Martin und Foto der Familiengrabstätte).

Lebenslauf Philipp Leopold Martin

RAINER KOCH und GERHARD HACHMANN (BEARB.)

5.11.1815

Geboren in Gnadenberg (bei Bunzlau/Niederschlesien, heutiger Name Bolesławiec), eine Kolonie der „Herrnhuter Brüdergemeine“
Vater: Christian Gottlieb Martin (Feinbäcker in Gnadenberg); Mutter: Sophie (geb. Zwick)
Die Natur- und Reiseschilderungen der Herrnhuter Missionare begeistern ihn für die Natur und ferne Länder; er ist ständiger Besucher im Naturalienkabinett in Niesky.
Mit 13 Jahren Beginn der Präparatortätigkeit nach „Naumanns Taxidermie“; später ist der Autodidakt Martin als privater Präparator/Naturalienhändler in Bunzlau tätig.

1840

Heirat mit Ida Grubert.

1848/1849

Sammelreise nach Venezuela in Begleitung seiner Frau und des Landschaftsmalers, Botanikers und „Entdeckers“ Carl Ferdinand Appun (mit Empfehlung des Leiters des Berliner Zoologischen Museums M. H. Lichtenstein und des Universalgelehrten Alexander von Humboldt). Martin soll Präparate sammeln und konservieren sowie Daguerreotypien anfertigen.

1849

Tod seiner Ehefrau während der Reise in Venezuela (Herbst 1849). Martin kehrt krank und verarmt nach Deutschland zurück.

1850/1851

Präparatortätigkeit in Halle und Halberstadt

1851

Begleitung von Kazimierz Graf Wodzicki (var. Schreibweisen: Wodzicky oder Wodziecky) auf dessen Jagd- und Sammelreise nach Osteuropa (u.a nach Galizien).

1852

Konservator und Präparator am Zoologischen Museum, Berlin. Im 37. Lebensjahr erhält er somit seine erste feste Anstellung.

1854

Heirat mit Charlotte Amalie Valeska geb. Beck (geb. 1824 in Bunzlau, gest. 1894 in Zürich)
Kinder:
15.4.1854: Oskar Robert Leopold; dieser Sohn wird später ebenfalls Präparator (gest. 1891 in Zürich).
15.3.1861: Carl Oswald Paul; später Professor der Tiermedizin in Gießen (gest. 1937).

1859

1. Februar 1859: Wechsel an das Stuttgarter Königliche Naturalienkabinett.

1861

Dort Aufstieg zum ersten Konservator und Präparator.

Ab 1862

Der württembergische König Wilhelm I beauftragt Martin mit der Planung eines „Akklimatisationsgartens".In „Der Zoologische Garten" 5 (1864), S.155 macht Martin in einer Mitteilung (datiert mit 7. März 1864) auf das königliche Dekret zum Bau eines solchen „Acclimatisationsgartens" aufmerksam. Nach dem Tod des Königs (Juli 1864) werden diese Pläne jedoch eingestellt.

1865

Teilnahme an der „Ausstellung urweltlicher Tiere" in Stuttgart.

1867

Teilnahme an der Weltausstellung in Paris mit der Nachbildung urweltlicher Tiere.

1871/1872

Martin ruft zur Gründung des „Vereins der Vogelfreunde in Württemberg" auf und wird Erster Vorsitzender.

1874

Martin kündigt seine Stelle im Königlichen Naturalienkabinett.

1874/1875

Gründung des privaten „Museums der Urwelt bis zur Gegenwart" in Stuttgart. Glanzstück: das in jahrelanger Arbeit erstellte lebensgroße Mammut.
In einer Anzeige in „Der Zoologische Garten" 15 (1874), S. 473 macht Martin auf das Museum aufmerksam. Seine Wohnadresse gibt er mit [Stuttgart] „Neckarstrasse 66, part." an.

1877/78

Schließung des Museums. Verstärkte schriftstellerische Tätigkeit.

1880

Im Mitgliederverzeichnis des Deutschen Vereins zum Schutze der Vogelwelt (Stand Januar 1881, erschienen in „Monatsschrift des Deutschen Vereins zum Schutze der Vogelwelt“ 5 (1880), S. XI) wird Martin als Mitglied Nr. 539 geführt. In Band 6/1881 (Stand: Januar 1882) wird Martin nicht mehr als Mitglied genannt.

1881

In einer mit „Oktober 1881“ unterzeichneten privaten Anzeige, die in seinem 1882 erschienenen Werk „Die Praxis der Naturgeschichte, 3. Theil, 2. Hälfte“ abgedruckt ist, gibt Martin seine aktuelle Wohnadresse in Stuttgart mit „Werderstrasse 9“ an. Die Anzeige findet sich nach dem Vortitelblatt.

7.3.1885

Martin stirbt nach langer Krankheit mit 69 Jahren in Stuttgart. Er wird auf dem Friedhof Berg in Stuttgart beerdigt. Das Familiengrab der Familie Martin existiert noch heute (Abt. 1-15-6 – Grab Nr. 02-238).

„Die Grabstätte Martin auf dem Stuttgarter Bergfriedhof ist seit 2002 erhaltenswert aus personengeschichtlichen Gründen. Eine erneute Prüfung steht im Jahr 2032 an. Bis dahin wird das Grabmal entsprechend der Richtlinien in einfacher Pflege verkehrssicher gehalten“ (Mitteilung der Stadt Stuttgart, Friedhofsamt, an die Bearbeiter, Januar 2013)

In der Literatur über Martin wird 1885 oder 1886 als Todesjahr genannt. Die Todesanzeige in der Zeitschrift „Der Zoologische Garten“ 26 (1885) Nr. 4 (April 1885), S. 96 nennt den 8. März 1885 als Todestag. Der im Vorwort zur 1886 erschienenen, dritten Auflage der „Die Praxis der Naturgeschichte – Erster Teil: Taxidermie“ erschienene Nachruf der Söhne, unterzeichnet mit „Stuttgart, München, im Frühjahr 1886“ nennt den 7. März als Todestag. Letzte Gewissheit brachte ein Auszug aus dem Sterberegister der Stadt Stuttgart, wonach Martin am 7. März 1885 gestorben ist.

Literatur

Die Angaben zum Lebenslauf stammen neben eigenen Recherchen aus:

ADAM, K. D.: Die Stuttgarter Mammut-Nachbildung von Philipp Leopold Martin. In: Jahreshefte des Vereins für Vaterländische Naturkunde in Württemberg 116 (1961), S. 47-68

ADAM, K. D. u.a. (Bearb.): Fossilien, bergen, präparieren, konservieren, magazinieren, ausstellen. - Stuttgart: Theiss, 1983. - (Museumsmagazin ; 1) - ISBN 3-8062-0350-4

ADAM, K. D.: Aus der 200jährigen Geschichte des Stuttgarter Naturkundemuseums. In: Stuttgarter Beiträge zu Naturkunde. Serie A (Biologie) 457 (1991), S. 1-23

ALBRECHT, U.: Philipp Leopold Martin (1815-1885) In: Museum aktuell 49 (1999) S. 1911-1913

JAHN, I. (1995): Ein Pionier der „Museumsdermoplastik“ – Leopold Martin (1815-1886). Zum Gedächtnis an Karl Kaestner. Der Präparator 41 (2): 53-62.

KÖSTERING, S.: Natur zum Anschauen. Köln: Böhlau, 2003

NOELL, E.: Paul Martin (1861-1937). - Gießen: W. Schmitz, 1987

NYHART, L. K.: Modern Nature . – Chicago : University of Chicago Press, 2009

ZIEGLER, H.: Friedhöfe in Stuttgart. 1. Band. – Stuttgart: Klett-Cotta, 1987. (Dokumentation der Grabstätte Familie Martin auf S. 75-76)

Sterbeurkunde Philipp Leopold Martin. Stadtarchiv Stuttgart. Nr. 542 (9. Maerz 1885)

Persönliche Mitteilung von Dr. Jörg Martin (Leinfelden) per e-Mail vom 24.10.2012

Mitteilung der Friedhofsverwaltung Stuttgart per e-Mail vom 9.1.2013.

Die Gründung des „Naturschutzvereins Plauen“ im Jahr 1883 – erster „Naturschutzverein“ Deutschlands: mit Anmerkungen zur Verwendung des Wortes „Naturschutz“ bei P.L. Martin, E. Rudorff und H. Conwentz

Bei diesem Beitrag handelt es sich um den textidentischen Nachdruck eines zuerst in der Zeitschrift „Natur und Landschaft“ (89) 2014 H. 11, S. 488-490 erschienenen Aufsatzes. Nachdruck mit freundlicher Genehmigung des Verlags Kohlhammer.

RAINER KOCH und GERHARD HACHMANN

1 Zur Entstehung des Begriffs „Naturschutz"

Zur Geschichte des Naturschutzes in Deutschland sind in den letzten Jahren zahlreiche Publikationen erschienen, in denen auch über die Genese des Begriffs „Naturschutz“ berichtet wird.

Die Verfasser konnten 2011 nachweisen, dass der Stuttgarter Tierpräparator Philipp Leopold Martin (1815-1885) in einem 1871/72 erschienenen mehrteiligen programmatischen Aufsatz das Wort „Naturschutz“ in seiner heutigen Bedeutung erstmalig verwendete (KOCH U. HACHMANN 2011). Er ließ in einem um Volksaufklärung bemühten Schaffensprozess bis zu seinem Tod weitere Publikationen zum Thema folgen. Martin gründete 1871 zur Umsetzung seiner Ideen den „Verein der Vogelfreunde in Württemberg“, der sich über die Stadtgrenzen von Stuttgart hinaus in ganz Württemberg für den Vogelschutz engagierte, und er rief in seinen Publikationen zur Gründung von nationalen und internationalen Vereinigungen zum Schutz der Arten auf.

Vor dieser Entdeckung ging man davon aus, dass es der Musiker Ernst Rudorff (1840-1916) war, der 1888 in einem damals unpublizierten Tagebucheintrag erstmals das Wort „Naturschutz“ verwendete (KLOSE 1939). Rudorff legte mit seinen zwischen 1880 und 1904 erschienenen Veröffentlichungen einen programmatischen Grundstein für den Heimatschutz in Deutschland und verankerte dieses Thema als eine der Wurzeln des Naturschutzes in der deutschen Gesellschaft. Zur Durchsetzung seiner Ziele gründete er 1904 den „Bund Heimatschutz“, den Vorläufer des heutigen „Bund Heimat und Umwelt“.

2 27 Plauener Bürger gründen einen „Naturschutzverein“

Jetzt wurde mit dem „Naturschutzverein Plauen“ ein Verein ermittelt, der diese Namensform bereits bei Gründung im Jahr 1883 wählte. Er war damit die erste Institution im deutschen Sprachraum, die das neue Wort im Namen trug, und setzte sich so von den bereits existierenden Vereinen seiner Zeit ab, die ähnliche Ziele verfolgten. (Näheres zur Geschichte der naturkundlichen Vereinigungen siehe FROHN 2012).

Plauen, die Große Kreisstadt im sächsischen Vogtland, verfügte zur damaligen Zeit über ein vielfältiges Vereinsleben im Bereich Naturkunde und Heimatinteresse. Es gab den Gemeinnützigen Verein (gegründet 1875), den Verein der Naturfreunde Plauen (1875), den Vogtländischen Touristenverein (1880) sowie den Verband Vogtländischer Gebirgsvereine (1881) (WEBER u. DEMMIG 1996, S. 49-56).



Abbildung 1: Logo des "Naturschutzvereins Plauen" (Quelle: Stadtarchiv Plauen 2014, nach einer Vorlage von 1930.)

Aus der Idee heraus, auf dem nahe der Stadt gelegenen „Bärenstein“ eine Unterstandshütte nebst Aussichtsturm zu errichten, entstand aus der Mitte der bürgerlichen Gesellschaft Plauens heraus die Initiative zu einer weiteren Vereinsgründung. Eine Gruppe von 27 Personen, darunter der spätere Erste Vorsitzende, Ratsregistrator Albin Woldert, beschloss 1883, einen „Verein Natur“ zu gründen; der Name wurde aber kurze Zeit später wieder fallen gelassen. Man zog stattdessen kurzzeitig die Benennung „Verschönerungsverein“ in Betracht, eine Bezeichnung für viele der um diese Zeit entstandenen Vereine. Während einer Unterredung mit dem Oberbürgermeister Oskar Theodor Kuntze schlug dieser vor, man solle sich „Naturschutzverein“ nennen. Der Namensvorschlag wurde angenommen. Kuntze äußerte auch den Wunsch, dass der Verein seine Bestrebungen namentlich auf Anpflanzungen richte. Aber nicht nur Baum und Strauch, sondern auch der Vogelschutz mit Bekämpfung des illegalen Vogelfangs gehörte zu dem breiten Spektrum der anfänglichen Aufgaben. Noch in der Tradition des Nützlichkeitsdenkens jener Zeit verwurzelt war die Zahlung von Abschussprämien für vermeintlich schädliche Raubvögel und entsprechend bewertetes Raubwild, nebst Anlage einer naturhistorischen Sammlung zwecks Aufklärung über schädliche Vögel und Insekten. Zu den Aktivitäten des Vereins gehörten in den Folgejahren auch das Anlegen von Wegen und eines Pflanzgartens, Eichenpflanzungen im Bismarckhain und die Unterstützung von örtlichen Denkmalinitiativen (Alle Informationen zur Vereinsgründung nach KUNSTMANN 1933).

Dazu der Vereinsvorsitzende im Tätigkeitsbericht von 1894: „Der Naturschutzverein zu Plauen i.V., der den gemeinnützigen Zweck verfolgt, die Natur zu schützen und die Bekanntschaft mit derselben möglichst zu verbreiten, sich die Herstellung und Beaufsichtigung von Verschönerungen in der Stadt Plauen und deren nächster Umgebung durch Anpflanzungen usw., sowie den Schutz der Sing- und Nutzvögel, der Tiere überhaupt, und der Fische gegen wilde Fischerei zur Aufgabe machte, kann auf das verflossene Vereinsjahr mit Freude und Genugtuung zurückblicken, ist er doch nicht müde gewesen, für belehrende Unterhaltungen der Mitglieder an den Vereinsabenden zu sorgen und zur Verschönerung der hiesigen Stadt und deren nächster Umgebung beizutragen ...“ (zitiert nach WEBER u. DEMMIG 1996, S. 54).

Den Vereinsvorsitz führten Albin Woldert (1883-1894), Friedrich Müller (1894-1907), Ludwig Sammler (1907-1920) und Walther Zetzsche (1920 - ??) (KUNSTMANN 1933).

In seinem Aufsatz „Zur Geschichte des Naturschutzes in Sachsen“ erwähnt der damalige Leiter der „Staatlichen Stelle für Naturdenkmalpflege in Preußen“, Hugo Conwentz (1855-1922), den Naturschutzverein in Plauen nicht (H. CONWENTZ 1913); genauso wenig wie in seinem 264 Vereine aufzählenden „Merkbuch für Naturdenkmalpflege“ aus dem Jahr 1918 (H. CONWENTZ 1918).



Abbildung 2: Die Vereinsvorsitzenden: von der Gründung bis 1933 (Quelle: Kunstmann, R. (1933), S. 6)

3 Die Auflösung des Vereins

Seit 1925 war der Naturschutzverein Mitglied im Verband Vogtländischer Gebirgsvereine (KUNSTMANN 1933). 1933, im Jahr des 50. Vereinsjubiläums, setzte das NS-Regime die Gleichschaltung der gemeinnützigen Vereine durch. Sie wurden als Sportvereine im Reichsverband Deutscher Gebirgs- und Wandervereine geführt, ab 1937 unter dem Dach des „Deutschen Reichsbund für Leibesübungen“, welcher seit 1939 als offizielle Organisation der NSDAP galt. Gemäß Gesetz Nr. 2 des Alliierten Kontrollrates vom 10.10.1945 wurde der als Vogtländischer Gebirgsverein firmierende Verband verboten. In Ergänzung dieses Kontrollratsgesetzes erging der Befehl der Sowjetischen Militäradministration Nr. 126 vom 31. 10. 1945, der die Beschlagnahme der Vereinsvermögen anordnete (Alle Informationen zur Auflösung nach WEBER/DEMMIG 1996 und STADTARCHIV PLAUEN 2014).

4 Die Namenswahl im naturschutzgeschichtlichen Kontext

Die für ihre Zeit ungewöhnliche Namensgebung des Vereins folgte einem Vorschlag des Plauener Oberbürgermeisters, wobei es im Unklaren liegt, was ihn dazu angeregt hatte. Die Benennung ist für die Naturschutzgeschichte in Deutschland von Bedeutung. Sie liefert nun schon den dritten Beleg für die bis zum Jahr 2011 unbekannte frühe Verwendung des in der deutschen Sprache damals neuen Begriffs „Naturschutz“ vor Ernst Rudorffs Tagebucheintrag von 1888, nach seiner Prägung durch Philipp Leopold Martin im Jahr 1871 und der Verwendung durch den Zoologen und Vererbungsforscher Wilhelm Haacke im Jahr 1886 (HAACKE 1886).

Erstaunlich ist, dass Rudorff, dem noch bis vor drei Jahren wegen seiner oben genannten Tagebuchnotiz die Urheberschaft für das Wort „Naturschutz“ zugesprochen wurde, es in seinen einschlägigen bis 1904 erschienenen Publikationen (aufgelistet von SCHMIDT-WISTOFF 2006, S. 16) selten verwendet. Er benutzt es lediglich indirekt an zwei Stellen in seiner Denkschrift „Heimatschutz“, bezeichnenderweise - passend zu diesem Beitrag - in Verbindung mit dem Vereinswesen der damaligen Zeit: Die Verschönerungsvereine mögen sich entschließen, „ (…) sich einzig und allein auf Bestrebungen des Natur-, Denkmals- und Volkstumsschutzes zu beschränken!“. In einer Fußnote findet sich der Satz: „Es könnte also

auch im besten Falle nur etwa von ‚Naturschutzvereinen' gesprochen werden" (RUDORFF 1904, S. 62 u. 63).

Nicht anders ist es im zentralen Werk des Begründers des staatlichen Naturschutzes in Deutschland, des Botanikers Hugo Conwentz. Seine 200 Seiten umfassende, grundlegende Denkschrift „Die Gefährdung der Naturdenkmäler und Vorschläge zu ihrer Erhaltung" aus dem Jahr 1904 führte zwei Jahre später zur Errichtung der „Staatlichen Stelle für Naturdenkmalpflege", deren erster Leiter er wurde. In seinem Buch kommt das Wort „Naturschutz" nicht vor (siehe auch WEBER u. DEMMIG 1996, S. 31).

Folgt man der „Conwentz-Bibliographie" von Greta Conwentz, verwendet er erst ab 1911 den Begriff in den Titeln seiner Vorträge und Publikationen (G. CONWENTZ 1923). Ernst Rudorff tut es ihm gleich: Seine letzte Publikation erscheint - ebenfalls 1911 - unter dem Titel „Naturschutzgebiete" (RUDORFF 1911).

Dass Rudorff und Conwentz den Begriff „Naturschutz" erst spät verwendet haben, hat seinen Grund u.a. in den von ihnen entwickelten Konzepten. Für Rudorff war der Naturschutz nur ein Ausschnitt in seinem, aus seiner Sicht viel umfassenderen, Konzept des Heimatschutzes. Sein enger Mitstreiter Robert Mielke formulierte es in einer Rückschau auf die Gründung des „Bundes Heimatschutz" so: „Als höchstes und letztes Ziel galt uns nicht die Erhaltung eines geschichtlichen Werkes oder eines bedrängten Naturwesens, sondern der deutsche Mensch und die Stärkung der inneren Kraft, die ihn seiner Wesenheit geschaffen haben" (MIELKE 1929).

Conwentz' Herangehensweise an die neue Aufgabe war dagegen naturwissenschaftlich begründet. Seine Verdienste für den Schutz der Natur in Deutschland sind kaum zu überschätzen. Gleichwohl beschränkte er sich aus strategischen Gründen in seinen Aktivitäten zunächst auf den Schutz einzelner Objekte und prägte für sein Vorgehen den Begriff der „Naturdenkmalpflege".

Mehrere Jahrzehnte vor ihm hatte Philipp Leopold Martin bereits zum Naturschutz publiziert, und kein anderer hat nach aktuellem Kenntnisstand das Wort „Naturschutz" vor 1883 öffentlich verwendet. Die Namenswahl der Plauener Gruppe als „Naturschutzverein" könnte ein Indiz dafür sein, dass das schriftstellerische Werk Martins zu seinen Lebzeiten durchaus öffentliche Wirkung zeitigte, denn neben P. L. Martin und dem Naturschutzverein Plauen war auch der Oberbürgermeister O. Kuntze Mitglied im „Deutschen Verein zum Schutz der Vogelwelt" (MONATSSCHRIFT … 1885).

Inwieweit O. Kuntze echtes Interesse am Vogel- und Naturschutzthema hatte und über diesen Weg Martins Schriften kannte - oder wie viele Honoratioren ihrer Zeit eher formal den Schutzvereinen beigetreten sind - muss an dieser Stelle offen bleiben.

Denkbar ist auch, dass die Wortwahl des Plauener Oberbürgermeisters eine eigenständige Ableitung der bereits existierenden Vereinsnamen zum Tier- und Vogelschutz darstellt. Bemerkenswert ist die Annahme des neuen Vereinsnamens durch die 27 Mitglieder: Der zu dieser Zeit einmalige Vereinsname wurde demnach als passend empfunden.

An den kleinen Naturschutzverein im Vogtland erinnert eine im Stadtarchiv Plauen befindliche, gebundene Sammlung von Jahres- und Ausschussberichten der Jahre 1887 und 1894-1904 (STADTARCHIV PLAUEN 2014).

5 Literatur

CONWENTZ, G. (1923): Bibliographia Conwentziana 1874-1922. Beiträge zur Naturdenkmalpflege 9: 417-441.

CONWENTZ, H. (1904): Die Gefährdung der Naturdenkmäler und Vorschläge zu ihrer Erhaltung. Borntraeger.

CONWENTZ, H. (1913): Zur Geschichte des Naturschutzes in Sachsen. Dresdner Anzeiger. Sonntags-Beilage Nr. 38 (21. September 1913): 149-152.

CONWENTZ, H. (1918): Merkbuch für Naturdenkmalpflege und verwandte Bestrebungen. Borntraeger.

DIMITZ, L. (1903): Ueber Naturschutz und Pflege des Waldschönen. Perles.

FROHN, H.-W. (2012): Naturkundliche Vereinigungen und Naturschutz. Pionierleistungen für den Artenschutz (1743-1990). In: Frohn, H.-W. u. Rosebrock, J. (Hrsg.): Ehrenamtliche Kartierungen für den Naturschutz. BfN-Schriftenvertrieb im Landwirtschaftsverlag. Münster: 37-83.

HAACKE, W. (1886): Bioekographie, Museenpflege und Kolonialthierkunde. Jenaische Zeitschrift für Naturwissenschaft 19 (N.F. Bd. 12): 790-849 (hier S. 819).

KLOSE, H. (1939): Ernst Rudorffs Heimatland unter Landschaftsschutz. Mit Auszügen aus seinen Tagebüchern. Naturschutz 20 (6): 117-121.

KOCH, R. u. HACHMANN, G. (2011): „Die absolute Nothwendigkeit eines derartigen Naturschutzes ...“. Philipp Leopold Martin (1815-1886): vom Vogelschützer zum Vordenker des nationalen und internationalen Natur- und Artenschutzes. Natur und Landschaft 86 (11): 473-480. Nebst Korrigenda, u.a. zum Todesjahr: Natur und Landschaft 87 (2) 104. - Bibliographie von Martins Werken, Lebenslauf und eine Auswahl seiner Texte zum Naturschutz unter http://www.bfn.de/11157.html

KUNSTMANN, R. (1933): 50 Jahre Naturschutzverein Plauen am 26. Juli und 5. August 1933. Frisch auf! : Heimatblatt des Vogtlandes 8 (4/Juli): 5-8.

MARTIN, P.L. (1882): Die Praxis der Naturgeschichte. 3. Teil / 2. Hälfte : Naturstudien … Allgemeiner Naturschutz … Voigt

MONATSSCHRIFT DES DEUTSCHEN VEREINS ZUM SCHUTZE DER VOGELWELT 10 (1885) Anhang: Verzeichnis der sämtlichen Mitglieder … , S. 4 (Nr. 61: Naturschutzverein Plauen; Nr. 106: Verein der Vogelfreunde in Württemberg); S. 12 (Nr. 611: O. Kuntze); Bd. 5 (1880) S. XI (Nr. 539: L. Martin)

MIELKE, R. (1929): Meine Beziehungen zu Ernst Rudorff und die Gründung des Bundes Heimatschutz (Zu dem 25jährigen Bestehen der Bewegung). Brandenburgia 28 (1/2): 1-16.

RUDORFF, E. (1904): Heimatschutz. 3., veränd. Aufl. Verlag von G. Müller. München: (hier S. 62-63).

RUDORFF, E. (1911): Naturschutzgebiete. Kunstwart 24 (4): 233-238.

SCHMIDT-WISTOFF, K. (2006): Einführung: Ernst Rudorffs Lebenserinnerungen im Kontext ihrer Entstehungs- und Editionsgeschichte. In: RUDORFF, E.: Aus den Tagen der Romantik. Bildnis einer deutschen Familie. Band 1. Campus. Frankfurt/M.: (hier S. 16)

STADTARCHIV PLAUEN (2014): E-Mail vom 13.1.2014 an die Verfasser.

WEBER, R. u. DEMMIG, A. (1996): Geschichte des Naturschutzes im sächsischen Vogtland von den Anfängen bis zur Gegenwart. Vogtlandmuseum Plauen. (Schriftenreihe Vogtlandmuseum Plauen, 61).

„Der Terrorismus der geraden Linie“ : Ernst Rudorffs verschollen geglaubte, erste Publikation aus dem Jahr 1878

Bei diesem Beitrag handelt es sich um den textidentischen Nachdruck eines zuerst in der Zeitschrift „Natur und Landschaft“ (90) 2015 H. 2, S. 69-74 erschienenen Aufsatzes. Nachdruck mit freundlicher Genehmigung des Verlags Kohlhammer.

GERHARD HACHMANN und RAINER KOCH

0 Zusammenfassung

Ernst Rudorff gilt als Wegbereiter des Naturschutzes in Deutschland und als Begründer des Heimatschutzes. Bereits in seiner ersten Publikation aus dem Jahr 1878 benennt er negative Auswirkungen von Flurbereinigungen und Massentourismus auf die Natur und ruft zur Gründung eines Natur- und Heimatschutzvereins auf. Dieser Text galt seit etwa 100 Jahren als verschollen. Die Verfasser haben die Fundstelle identifiziert, stellen die Publikation vor und kommentieren Rudorffs Aussagen.



Abbildung 1: Portrait Ernst Rudorff. Quelle: Wikimedia Commons.

1 Einleitung

Ernst Rudorff (1840-1916) ist einer der frühen und zentralen Wegbereiter des Naturschutzes in Deutschland und der Begründer des Heimatschutzes. Obgleich von großer Wirkung, ist die Zahl seiner Publikationen zum Thema klein. Neben den bekannten Veröffentlichungen gab es in der Literatur immer wieder Hinweise auf eine verschollene, angeblich bereits 1878 erschienene Veröffentlichung. Sollte ein solcher Text tatsächlich existieren, wäre Rudorff mit seinem Anliegen bereits zwei Jahre früher an die Öffentlichkeit getreten als bisher nachgewiesen. Die Publikation wurde verschiedentlich gesucht, konnte aber niemals identifiziert werden. Den Verfassern ist es nun gelungen, diese seit einem Jahrhundert als verschollen angesehene Veröffentlichung in der Berliner Tageszeitung „Die Post“ aufzufinden.

2 Wer war Ernst Rudorff?

Ernst Rudorff wurde am 18. Januar 1840 in Berlin geboren. Die großbürgerliche Familie gehörte zum gebildeten Bürgertum im Berlin des 19. Jahrhunderts. Zur Bekanntschaft zählten etliche bedeutende Persönlichkeiten der Zeit, darunter Ludwig Tieck und die Gebrüder Grimm, Achim von Arnim sowie Bettina und Clemens Brentano, Felix Mendelssohn-Bartholdy und Friedrich Schleiermacher, Karl Friedrich Schinkel und die Familie Savigny. In diesem Umfeld wuchs Ernst Rudorff auf, geprägt, ja geradezu durchdrungen vom Geist der deutschen Romantik, deren Ideale sein Denken Zeit seines Lebens bestimmen sollten.

Schon früh zeigte sich eine ungewöhnliche musikalische Begabung. Er erhielt Klavierunterricht u.a. bei Clara Schumann, und freundete sich mit dem zu seiner Zeit berühmten Geiger Joseph Joachim an. Auf Drängen des Vaters musste er zunächst ein Theologiestudium aufnehmen, wechselte aber bald zum Musikstudium an das Leipziger Konservatorium und begann eine Laufbahn als Komponist, Pianist, Dirigent und Chorleiter. 1869 zog er wieder nach Berlin, wo er bis zu seiner Pensionierung 1910 die Klavierklasse an der neugegründeten königlichen „Akademischen Hochschule für Ausübende Tonkunst“ leitete.

Die Familie Rudorff besaß ein Anwesen in Lauenstein am Ith, auf das sich der empfindsame Ernst Rudorff, nachdem er wieder in Berlin ansässig war, des Öfteren zurückzog, um Ruhe zu finden und an seinen Kompositionen zu arbeiten. In dieser landwirtschaftlich geprägten Gegend beobachtete er, was im neuen Reich schon seit einiger Zeit vor sich ging: Die drastische Veränderung des Landschaftsbildes durch Gemeinheitsteilung und anschließende Zusammenlegung von Feldern zur Produktivitätssteigerung (die sogenannte Verkoppelung), die Einführung der Viehhaltung in Ställen, die als Folge der voranschreitenden Industrialisierung auftretenden Umweltschäden, die Zerschneidung der Landschaft durch neue Eisenbahntrassen, erste negative Auswirkungen des Tourismus auf die Natur und schließlich die Veränderungen im Sozialgefüge, die dies alles auf dem Land und in den Städten nach sich zog. Dies alles ließ ihn nicht gleichgültig.

Er begann sich zu wehren, als auch die Umgebung von Lauenstein und sein Familienbesitz in den Strudel der Flurbereinigung gerieten. Dort versuchte Rudorff zunächst, durch Grundstückskäufe Landschaftsveränderungen zu verhindern. Und obwohl von seiner Persönlichkeit her zurückhaltend und öffentlichen Auftritten eher abgeneigt, wandte er sich gegen Ende der 1870er-Jahre an die Öffentlichkeit und suchte Mitstreiter für den Kampf gegen die Auswirkungen von Flurbereinigungen, Industrialisierung und beginnendem Massentourismus. Für zwei lange Jahrzehnte blieb er mit seinem Anliegen jedoch nahezu ohne Resonanz. Erst ein erneuter Vorstoß im Jahr 1897 brachte den Durchbruch.

Inzwischen hatte er sein Konzept weiterentwickelt und mit dem von ihm jetzt so genannten „Heimatschutz“ auch ein griffiges Schlagwort dafür gefunden. Sein unermüdliches Wirken mündete schließlich 1904 in die Gründung des „Bundes Heimatschutz“, der als „Bund Heimat und Umwelt in Deutschland“ (BHU) mit Sitz in Bonn noch heute besteht. Ernst Rudorff wurde so zu einer zentralen Figur des frühen deutschen Naturschutzes und zum Begründer des Heimatschutzes (Biographische Daten nach HARTUNG 1991 und SCHMIDT-WISTOFF 2006).



Abbildung 2: Das Dorf Lauenstein um 1900 (Bildautor: Oswald Reißert, Quelle: Wikimedia Commons).

3 Rudorffs bisher bekannte, naturschutzbezogene Veröffentlichungen und autobiographische Erinnerungen

Die erste bisher bekannte Publikation Rudorffs erfolgte 1880 in den weit verbreiteten „Preußischen Jahrbüchern“. Unter dem Titel „Ueber das Verhältniß des modernen Lebens zur Natur“ veröffentlichte er einen Aufsatz, der als ein frühes und aus heutiger Sicht sehr bedeutendes Naturschutzmanifest angesehen wird, damals aber ohne erkennbares Echo verhallte (RUDORFF 1880). Erst 1888 wagte er sich auf der Posener Tagung des „Gesammtvereins der deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine“ wieder an die Öffentlichkeit. Dort brachte er einen „Antrag auf Schutz der landschaftlichen Natur“ ein (RUDORFF 1888), der jedoch abgelehnt wurde (FISCHER 2004). Auch ein 1892 im „Allgemeinen Deutschen Verein“ zu Berlin gehaltener Vortrag (RUDORFF 1892) blieb ohne Resonanz. Selbst sein weitere fünf Jahre später erschienener Aufsatz in der Zeitschrift „Die Grenzboten“, der die Grundlage für den

Heimatschutz bilden sollte (RUDORFF 1897a), löste in der Beobachtung eines Mitstreiters zunächst „nur eine verlegene Achtung“ aus (MIELKE 1929:5; als direkte Reaktion darauf aber immerhin ANONYM 1897 und RUDORFF 1897b). Die Publikation erhielt dann allerdings doch noch rasch, zum Buch erweitert, eine enorme Bedeutung. Sie wurde erstmals 1901 und noch bis 1994 mehrmals wieder aufgelegt (RUDORFF 1901). Nach der Gründung des „Bundes Heimatschutz“ wandte sich Rudorff nur noch zwei Mal in kurzen Zeitschriftenaufsätzen an die Öffentlichkeit (RUDORFF 1905 und 1911).

Seine handschriftlich vorliegenden, autobiographischen Familien- und Lebenserinnerungen wurden erst lange nach seinem Tod zunächst in einer sehr stark gekürzten Fassung (RUDORFF 1938) und später in einer historisch-kritischen Ausgabe (RUDORFF 2006) ediert.

4 Auf der Suche nach der unbekannten Publikation von 1878

Immer wieder war in der Literatur über Ernst Rudorff die Rede davon, er sei schon vor der Publikation von 1880 in den „Preußischen Jahrbüchern“ mit seinem Anliegen an die Öffentlichkeit getreten. Es gebe einen

- „Aufsatz über die Zerstörung der Landschaftsschönheit“ (ALPERS 1957: 250);
- „Aufsatz 1878 in der Berliner Post“ (KNAUT 1990: 115);
- „Aufsatz“, in dem er gegen „Landschaftsverschandelung zu Felde zog“ (HARTUNG 1991: 49);
- „Aufsatz“, in dem er sich „mit der Zerstörung der Landschaft auseinander“ setzte (FISCHER 2004: 20);
- „kleinen, nicht mehr greifbaren Artikel“ (SCHMIDT-WISTOFF 2006: 16).

Die Verfasser dieses Beitrages haben für die Nennungen zwei Belegstellen ermittelt, auf die sich die Rudorff-Biographen bezogen haben können. Die frühere findet sich in einer Würdigung des „Bundes Heimatschutz“ für seinen Gründervater aus Anlass von dessen 70. Geburtstag. Darin heißt es, Rudorff habe seinen Gedanken 1880 in den „Preußischen Jahrbüchern“ ausführlicheren Ausdruck gegeben, „nachdem er sie zuerst in einem kurzen Artikel in der „Post“ 1878 öffentlich ausgesprochen hatte“ (BUND HEIMATSCHUTZ 1910: 4). Zwei Jahrzehnte später erinnerte sich Rudorffs enger Mitstreiter Robert Mielke anlässlich einer Rückschau zum 25-jährigen Bestehen des „Bundes Heimatschutz“: „Bereits 1878 … hatte R. in der damals vielgelesenen Zeitung „Die Post“ über die Vernichtung der landschaftlichen Schönheit geklagt.“ (MIELKE 1929: 5.) In beiden Belegstellen werden lediglich ein Erscheinungsjahr und der Titel einer Zeitung genannt. Möglicherweise war wegen des langen Zeitraums, der seit dem Erscheinen verstrichen war, schon damals eine exakte Zitierung nicht mehr möglich.

In ihren oben genannten Äußerungen nannten die Rudorff-Biographen zwar die Publikation von 1878, die meisten von ihnen gingen aber darüber hinweg, dass sie nicht über ein genaues Zitat und den Volltext verfügten. Anders Werner Hartung, der anlässlich seiner Studie zur Entstehung der niedersächsischen Heimatbewegung 1991 festhielt: „Dieser erste Aufsatz Rudorffs ist trotz mehrfacher Bemühungen innerhalb des Deutschen Heimatbundes leider bis heute nicht greifbar.“ (HARTUNG 1991: 49). Daran hatte sich nichts geändert, als derselbe Verein, jetzt als „Bund Heimat und Umwelt in Deutschland“, zum hundertjährigen Bestehen 2004 die Geschichte seines Programms vorlegte (FISCHER 2004).

Im Jahr 2006 erschien schließlich eine historisch-kritische Neuausgabe der Autobiographie Ernst Rudorffs (RUDORFF 2006), aus deren Einführung das oben genannte Zitat von SCHMIDT-WISTOFF stammt. In diesen Lebenserinnerungen finden sich keine Hinweise auf die gesuchte Publikation, weil Rudorffs sehr ausführliche autobiographische Notizen nur bis zum Jahr 1873 reichen. Die zunächst angefertigten Aufzeichnungen der Jahre 1873-1883 hat er später selbst vernichtet (SCHMIDT-WISTOFF 2006: 70).

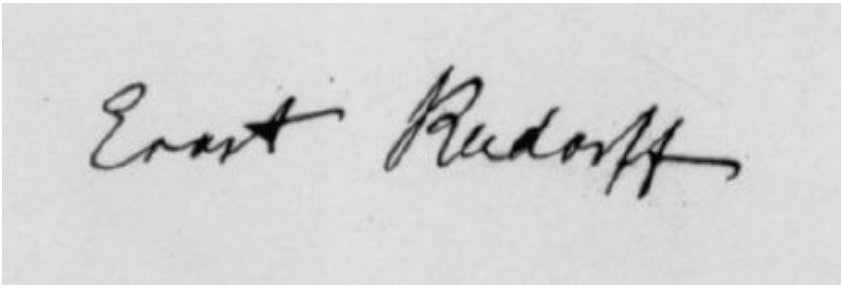


Abbildung 3: Signatur Ernst Rudorffs. (Quelle: Wikimedia Commons.)

Ernst Rudorff starb 1916. Als die Verfasser 2014 auf Spurensuche gingen, war seine Publikation also seit etwa 80 bis 100 Jahren verschollen. Zunächst galt es herauszufinden, ob überhaupt in den oben genannten Belegstellen Zeitungstitel und Erscheinungsjahr korrekt zitiert sind. Schließlich liegen zwischen dem angeblichen Erscheinen der Publikation und den späteren Nennungen gute drei bzw. fünf Jahrzehnte. Da sich die Möglichkeiten der bibliographischen Recherche seit der Einführung elektronischer Datenbanken wesentlich verbessert haben, gelang es mittels der „Zeitschriftendatenbank“ (ZDB) rasch, die in Berlin seit 1866 erschienene, freikonservative Tageszeitung mit dem Namen „Die Post“ zu identifizieren.

Schwieriger war es schon, ein vollständiges Exemplar des Jahrgangs 1878 in Augenschein nehmen zu können. Ausgaben der Zeitung aus diesem Jahr haben Seltenheitswert. Sie ist laut ZDB (ZDB-ID: 22985-4) nur noch an drei deutschen Bibliotheken vorhanden: In der „Staatsbibliothek Berlin“ (SBB) als Papier- und Mikrofilmausgabe samt Mikroformmaster, wobei die Papierausgabe aus konservatorischen Gründen der Nutzung entzogen ist; im „Historisches Institut, Arbeitsstelle für Geschichte der Publizistik, Bibliothek“ der Universität Köln als Mikrofilm; in der „Sächsischen Landesbibliothek – Staats- und Universitätsbibliothek Dresden“ als Papierausgabe, die aber im Bibliothekskatalog als „z. Z. nicht benutzbar, da gestapelt“ angegeben wird. Den Verfassern lag per Fernleihe für kurze Zeit das Exemplar auf Mikrofilm aus dem Bestand der SBB vor (Signatur: Ztg 719 MR).

Nun galt es, den Jahrgang 1878 zu sichten, ohne zu wissen, wie das Gesuchte betitelt sein würde. Erschwerend kam hinzu, dass „Die Post“ täglich in zwei Ausgaben erschien und die verfilmte Vorlage von teilweise schlechter Qualität war. Fündig wurden die Verfasser schließlich in der Ausgabe Nr. 280 (Zweite Ausgabe vom 10. Oktober) des XIII. Jahrgangs 1878 auf der Seite 3. Dort findet sich in der Rubrik „Sprechsaal“ die verschollen geglaubte Publikation von Ernst Rudorff. Sie trägt den Titel „Zur Konservirung der Baudenkmäler“ und erschien ohne Verfasserangabe.

5 Formale Aspekte der Publikation

Der Fund hält also gleich zwei Überraschungen bereit, die aber erklären, warum Rudorffs erster öffentlicher Auftritt bisher nicht wiedergefunden wurde. Wer vermutet denn auch hinter dem Titel „Zur Konservirung der Baudenkmäler“ einen Aufruf zur Gründung eines Vereins zum Schutz von Natur und Heimat? Und im Gegensatz zu allen seinen späteren Publikationen hat Rudorff seinen Artikel nicht namentlich gekennzeichnet; er erschien anonym.

Die „Post“ verfügte mit der Rubrik „Sprechsaal“ über eine Art Leserbriefrubrik, in der in größeren Abständen Beiträge externer Autoren veröffentlicht wurden. Dies geschah, wie in Rudorffs Beispiel, gelegentlich in anonymer Form, in anderen Fällen waren die Beiträge aber durchaus namentlich gekennzeichnet. Beim Abdruck der Zuschrift von Rudorff gab der Redakteur der „Post“ lediglich die Information preis, man habe eine Zuschrift „von geschätzter Hand“ erhalten.

Es wird wohl offen bleiben müssen, was das zu bedeuten hat. War Rudorff zu diesem Zeitpunkt noch nicht bereit, die Deckung der Anonymität zu verlassen und hatte er selbst darum gebeten, seinen Namen nicht zu nennen? Oder hatte der Redakteur von sich aus die Entscheidung getroffen, den Verfassernamen nicht anzugeben, aus welchen Gründen auch immer? Diese Frage lässt sich vermutlich nie mehr klären, so wenig übrigens wie die Wahl des Publikationsorgans. Dass Rudorff unter der Leserschaft der „Post“ genügend Personen vermutete, bei denen sein Aufruf auf offene Ohren stoßen könnte, kann man unterstellen. Vielleicht haben aber auch nur gute persönliche Verbindungen des Verfassers zur Zeitung die Veröffentlichung ermöglicht. Es darf nicht vergessen werden, dass sich Rudorffs Klage dem Zeitgeist frontal entgegenstellte und möglicherweise nicht viele Periodika zu einem Abdruck bereit gewesen wären.

Andererseits muss in Betracht gezogen werden, dass Rudorff gar nicht an einen wörtlichen Abdruck seiner Zuschrift gedacht haben könnte. In den einleitenden Sätzen überlässt er seine Gedanken der Zeitung „zu weiterer Verwerthung“, wie auch immer er sich eine solche vorgestellt haben mag. Die Redaktion könnte sich daraufhin zum wörtlichen Abdruck entschlossen haben, was ihr eine eigene Positionierung ersparte. Dabei ist nicht auszuschließen, dass sich Rudorff mehr als eine neutrale Haltung der Zeitung erhofft hat. Er ruft zu Beginn und am Ende seines Artikels zur Gründung eines Vereins „mit der Ausdehnung über ganz Deutschland“ auf und zur Sammlung von „einflußreiche[n] Persönlichkeiten“. Ein solcher Aufruf in anonymer Form erscheint widersinnig. Eine Kontaktaufnahme hätte in umständlicher Art und Weise über die Redaktion der Zeitung hergestellt werden müssen. Es könnte dies ein Indiz dafür sein, dass die Veröffentlichung ohne Rückfrage beim Verfasser erfolgte.

Nicht mehr zu klären ist zudem, ob die Zeitung die Zuschrift vollständig abgedruckt hat oder ob sie gekürzt wurde. Fraglich ist schließlich auch, ob der über die Zuschrift gesetzte Titel (unter dem die Publikation künftig zitiert werden wird), von Rudorff selbst stammt, oder ob er vom Redakteur der Zeitung hinzugefügt wurde.

6 Inhaltliche Aspekte des Textes

Nach der Entdeckung war vordringlich zu klären, ob es sich beim Verfasser der anonymen Zuschrift tatsächlich um Ernst Rudorff handelte. Vergleicht man den gefundenen Text mit anderen Publikationen von Ernst Rudorff, kann an einer gemeinsamen Autorenschaft kein Zweifel bestehen, von der Übereinstimmung der beiden oben genannten Belegstellen mit dem Fund einmal abgesehen.

Stellt man den Text beispielsweise der nächsten, zwei Jahre später erfolgten Veröffentlichung in den „Preußischen Jahrbüchern“ gegenüber, zeigt sich, dass trotz des erheblich geringeren Umfangs die meisten Elemente des Rudorffschen Denkens bereits versammelt sind, und zwar inhaltlich wie sprachlich. Es findet sich der Hinweis auf einen ausufernden Tourismus, durch den der Natur all das genommen wird, was ihr Besuch „einem feineren Sinn“ erst ihren Wert gibt. Dann die scharfe Kritik an der rigiden Durchsetzung der Verkoppelung, mit ihren Folgen der Zerstörung der „anmuthigsten Landschaft“, der vermehrten Hochwassergefahr und der falschen Bodennutzung allein der geraden Linie wegen. Schließlich der Hinweis auf die in diesem Zusammenhang erfolgende Rodung von Hecken und Bäumen, wodurch den „Singvögeln ihre Nist- und Winterzufluchtsstätten entzogen werden.“

Ein weiteres Indiz für die Autorenschaft liefert die Lokalisierung der „Handhabung der Verkoppelungsvorschriften im Braunschweigischen“. Das zu Beginn genannte Lauenstein am Ith, wo sich der Rudorffsche Familiensitz befand, war zu jener Zeit Teil des Herzogtums Braunschweig.

In diesem Zusammenhang steht auch Rudorffs Hinweis, der Einzelne sei zu schwach, um dem „rücksichtslosen Nivellirungssystem“ entgegenwirken zu können, „wie Schreiber dieses aus Erfahrung weiß“. Auf was er damit anspielt, sagt er zwar nicht, es können aber nur seine Bemühungen gemeint sein, die Landschaft rund um den Lauensteinschen Familienbesitz in unverändertem Zustand zu konservieren.

Auch Rudorffs Ausgangspunkt, der der Zuschrift ihren auf den ersten Blick irreführenden Titel gegeben hat, findet sich, mit teils denselben, teils anderen Beispielen, dazu erheblich ausgeweitet und variiert, zwei Jahre später wieder: Der analog zur Naturzerstörung erfolgende, geschichtsvergessene Umgang mit Baudenkmälern.

Schließlich ist auch Rudorffs Sprachstil unverkennbar. Nicht nur kehren einzelne, oben zitierte Formulierungen in der Publikation von 1880 wieder. Der Verfasser beider Publikationen nimmt zudem in seiner Gesamtbeurteilung der Verkoppelung in sehr ähnlicher Weise kein Blatt vor den Mund. Mal nennt er das Vorgehen den „barbarisch[en] … Terrorismus der geraden Linie“, zwei Jahre später eine „Barbarei“.

Die wiederentdeckte Zeitungszuschrift kann also ohne jeden Zweifel Ernst Rudorff zugesprochen werden, die Übereinstimmungen mit dem zwei Jahre später in den „Preußischen Jahrbüchern“ erschienenen Text sind offensichtlich. Dort erweitert Rudorff dann seine Klage noch einmal. Er benennt nun auch die durch die fortschreitende Industrialisierung entstandenen Umweltschäden, die Zerschneidung der Landschaft durch Eisenbahntrassen und die durch diese Entwicklungen eingetretenen, seiner Ansicht nach negativen gesellschaftlichen Folgen.

Der einzige wesentliche Unterschied in den beiden Publikationen ist der Strategiewechsel, den Rudorff vollzieht, um den von ihm beklagten Entwicklungen etwas entgegen zu setzen. In seiner Zeitungszuschrift regt er gleich zu Beginn die Gründung eines privaten Vereins an „mit der Ausdehnung über ganz Deutschland, der es sich zur Aufgabe machte, den Verwüs-

tungen … an alterthümlichen Baudenkmälern und ebenso an landschaftlichen Schönheiten … wirksam entgegenzutreten.“ In einem klaren, pointierten Schlussappell greift er den Gedanken des gemeinschaftlichen Handels Gleichgesinnter, vor allem auch einflussreicher Persönlichkeiten, noch einmal nachdrücklich auf und endet: „Sollte es nicht möglich sein, sie zu sammeln, und mit vereinten Kräften Besserung anzustreben?“ Auf staatlichen Beistand setzt er dagegen nicht, im Gegenteil: Nach seiner Ansicht sind diese Verwüstungen „zum großen Theil staatlich sanktionirt“. Bereits im ersten Text, mit dem sich Rudorff an die Öffentlichkeit wendet, formuliert er also das Vorhaben, an dessen Verwirklichung er anschließend mit großem Einsatz arbeitet, und das schließlich 1904 zur Gründung des Bundes Heimatschutz führt.

Um so erstaunlicher, dass Rudorff nur zwei Jahre später in den „Preußischen Jahrbüchern“ einen anderen Akzent setzt. Nur in einem einzigen Satz weist er, in diesmal zudem recht umständlicher Form, auf die Möglichkeit des privaten Aufbegehrens hin: „Es müßten vor Allem alle diejenigen, denen irgendwie Macht und Beruf gegeben ist, in die Entwicklung der öffentlichen Angelegenheiten wirksam einzugreifen, lebendiger davon durchdrungen werden, daß es hier gilt, nicht nur mit dem Strom zu schwimmen, sondern ebenso sehr, wo es angezeigt ist, ihm einen Damm entgegenzusetzen; nicht nur zu fördern, was die laute Stimme der Majorität im Augenblick begehrt, sondern auch zu sorgen, daß der berechtigte Anspruch der Minderzahl nicht ohne Noth mit Füßen getreten werde, daß die Uebergriffe des derben Geistes der Zeit nicht in das Maßlose hinauswachsen.“ Zwar benennt er auch diesmal die staatliche Förderung von naturzerstörenden Entwicklungen. Er fordert aber gleich mehrfach eine Intervention von Staat und Regierung. Mit den nachteiligen Folgen der Verkoppelung solle „im Wege der Instruktion ein für alle Mal Schicht gemacht werden“. Es müsse „seitens der Regierung energische Anregung gegeben werden“, negative Folgen rückgängig zu machen. Auch am Schluss seines Manifests fordert Rudorff noch einmal eine staatliche Intervention: Auch wenn es „freilich unmöglich sein würde, in umfassendem Maß eine derartige Zucht von oben herab auszuüben, irgend ein öffentlicher Schutz für das in unserem Sinne Schöne müßte geschaffen werden.“

Warum verzichtete Rudorff in diesem Fall auf einen klar formulierten Aufruf zur Vereinsgründung? Die „Preußischen Jahrbücher“ wurden im Gegensatz zur Berliner „Post“ deutschlandweit gelesen, und diesmal war die Publikation namentlich gezeichnet. Es hätte also nahe gelegen, den räumlich wie publikationsspezifisch begrenzten ersten Versuch, in der ausführlicheren Textform der „Jahrbücher“, erneut zu starten. Warum Rudorff diese Chance nicht nutzte, ist letztlich nicht mehr zu klären. Vielleicht hat er die Haltung des „Wutbürgers“, die in seiner Zuschrift an eine Zeitung zum Ausdruck kommt, hintangestellt, weil er im Umfeld und bei der Leserschaft der „Jahrbücher“ einen zurückhaltenderen Ton für Erfolg versprechender hielt.

7 Fazit

Mit dem jetzt aufgefundenen Text ist das zum Natur- und Heimatschutz publizierte Werk Ernst Rudorffs, einer zentralen Persönlichkeit der deutschen Naturschutzgeschichte, erstmals wieder vollständig greifbar. Damit konnte die Vermutung bestätigt werden, dass sein erster öffentlicher Aufruf zur Gründung eines Heimatschutzvereins bereits 1878 erfolgte. Reaktionen auf die Veröffentlichung in der Berliner „Post“ sind nicht bekannt und hat es vermutlich nicht gegeben, so wenig wie auf die Publikation des wesentlich ausführlicheren Manifests in den „Preußischen Jahrbüchern“ zwei Jahre darauf. Es sollten nahezu zwanzig Jahre

vergehen, bis Ernst Rudorff mit seinen Mahnungen eine Resonanz in der Öffentlichkeit erzielen konnte.

8 Literatur

Naturschutzbezogene und autobiographische Publikationen von Ernst Rudorff:

RUDORFF, E.: (1878): Zur Konservirung der Baudenkmäler. Die Post (Berlin) XIII (Nr. 280 vom 10. 10. 1878, Zweite Ausgabe): 3, Rubrik "Sprechsaal".

RUDORFF, E.: (1880): Ueber das Verhältniß des modernen Lebens zur Natur. Preußische Jahrbücher 45 (3): 261–276. (Nachdrucke in: Heimatschutz 6 (1910) 1: 7-20; sowie in: Natur und Landschaft 65 (1990) 3: 119-125).

RUDORFF, E.: (1888): Antrag auf Schutz der landschaftlichen Natur. Korrespondenzblatt des Gesammtvereins der deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine 6 (8): 86–87.

RUDORFF, E.: (1892): Der Schutz der landschaftlichen Natur und der geschichtlichen Denkmäler Deutschlands. Vortrag, gehalten zu Berlin vor dem Allgemeinen Deutschen Verein, 30. März 1892. Allgemeiner Deutscher Verein. Berlin. 29 S.

RUDORFF, E.: (1897a): Heimatschutz. Die Grenzboten 56 (2): 401-441, 455-468.

RUDORFF, E.: (1897b): Abermals zum Heimatschutz. Die Grenzboten 56 (4): 111–117.

RUDORFF, E.:. (1901): Heimatschutz. Georg Heinrich Meyer. Leipzig u.a. 112 S. – Später mehrfach neu aufgelegt.

RUDORFF, E.: (1905): : Zur Talsperrenfrage. Mitteilungen des Bundes Heimatschutz 1: 175-180.

RUDORFF, E.: (1911): Naturschutzgebiete. Der Kunstwart 24,4 (H. 22, = 2. Augustheft): 233–238.

RUDORFF, E.: (1938): Aus den Tagen der Romantik. Bildnis einer deutschen Familie. Aus dem Nachlaß hrsg. von Elisabeth Rudorff. Staackmann. Leipzig. 290 S.

RUDORFF, E.: (2006): Aus den Tagen der Romantik. Bildnis einer deutschen Familie. Hrsg. und mit einer Einführung von Katja Schmidt-Wistoff. Campus. Frankfurt/New York. Bd. 1: 648 S.; Bd. 2: 564 S.; Bd. 3: 396 S. (Geschichte des Natur- und Umweltschutzes; 6).

Sekundärliteratur:

ALPERS, E. (1957): Ernst Rudorff. In: MAY, O. H. u. KALTHOFF, E. (Hrsg.): Niedersächsische Lebensbilder 3: 238-254.

ANONYM (1897): Zum Heimatschutz. Die Grenzboten 56 (3): 49–53.

BUND HEIMATSCHUTZ (1910): Ernst Rudorff (Geboren am 18. Januar 1840). Heimatschutz 6 (1): 1-7.

FISCHER, H. (2004): Hundert Jahre für den Naturschutz - Heimat und regionale Identität. Die Geschichte eines Programms. BHU. Bonn. 160 S.

HARTUNG, W. (1991): Konservative Zivilisationskritik und regionale Identität. Am Beispiel der niedersächsischen Heimatbewegung 1895 bis 1919. Hahn. Hannover. XII, 359 S.

KNAUT, A. (1990): Der Landschafts- und Naturschutzgedanke bei Ernst Rudorff. Natur und Landschaft 65 (3): 114-118.

LUDWIG, L. (2001): Ernst Rudorff und Elisabeth Rudorff. Die Anfänge des Naturschutzes am Beispiel Ith. Studentische Projektarbeit. Institut für Landschaftspflege und Naturschutz der Universität Hannover. 273 + 67 S.

MIELKE, R. (1929): Meine Beziehungen zu Ernst Rudorff und die Gründung des Bundes Heimatschutz. Zu dem 25jährigen Bestehen der Bewegung. Brandenburgia 38 (1/2): 1–16.

SCHMIDT-WISTOFF, K. (2006): Ernst Rudorffs Lebenserinnerungen im Kontext ihrer Entstehungs- und Editionsgeschichte. In: RUDORFF, E.: Aus den Tagen der Romantik. Campus. Frankfurt/New York: 11-75.

Naturschützer als Sonderlinge?
Die Bedeutung von Ernst Rudorff und Philipp Leopold Martin für die Entwicklung des deutschen Naturschutzes

GERHARD HACHMANN

1 Einleitung

Seit langem werden Ernst Rudorff, Hugo Conwentz und Wilhelm Wetekamp als drei frühe und dabei besonders bedeutende Wegbereiter des Naturschutzes in Deutschland angesehen, mit jeweils besonderen Schwerpunkten und spezifischen Leistungen. Rudorff als Verfasser der ersten programmatischen Schrift zum Naturschutz (1880), als vermeintlicher Schöpfer des Begriffs „Naturschutz“ (1888) und als Begründer des ehrenamtlichen Heimatschutzes und erfolgreicher Organisator von dessen verbandlicher Institutionalisierung (um 1900); Conwentz als Begründer des naturwissenschaftlich geprägten Naturschutzes in der Form der „Naturdenkmalpflege“ (um 1900), als Organisator des staatlichen Naturschutzes (1904/1906) und als langjähriger, unermüdlicher und gut vernetzter Leiter der ersten deutschen Naturschutzbehörde (1906-1922); schließlich Wilhelm Wetekamp, der es als erster Politiker wagte, mit der Forderung von Schutzgebieten nach dem Vorbild amerikanischer Nationalparke ein Naturschutzanliegen in den Reichstag einzubringen (1898). Die drei wussten voneinander und haben sich im Lauf ihres Lebens persönlich kennengelernt.

Mit der Wiederentdeckung von Philipp Leopold Martin (KOCH und HACHMANN 2011) ist eine weitere Figur auf die Bühne des frühen deutschen Naturschutzes zurückgekehrt, die für mehr als ein Jahrhundert in Vergessenheit geraten war. Nicht Ernst Rudorff, sondern der Tierpräparator und Museumsbildner Martin hat nach jetzigem Kenntnisstand als erster - bereits 1871 - in einem mehrteiligen Aufsatz den Begriff „Naturschutz“ geprägt (MARTIN 1871). Und nicht nur das: Er veröffentlichte damit, mehrere Jahre vor Rudorff, eine ganz anders angelegte, aber ebenfalls umfassende Schrift zum Natur- und Artenschutz, machte darin zahlreiche praktische Vorschläge zur Umsetzung seiner Ideen und hat anschließend ein weiteres gutes Jahrzehnt das Thema publizistisch beackert. Dieser Beitrag versucht erstmals eine Einordnung Martins in das personelle Tableau prominenter Naturschützer im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts, vergleicht seine Schriften mit denen Ernst Rudorffs und berichtet zur Rezeptionsgeschichte der Schriften von Martin und Rudorff.

2 Personen

2.1 Das Umfeld

Die Zuordnung der drei bisher bekannten Protagonisten in die Entwicklungsgeschichte des deutschen Naturschutzes hat sich durch das Auftreten Martins verändert, was eine chronologische Betrachtung deutlich macht. Von den vier oben genannten Personen ist Martin (1815-1885) mit Abstand am frühesten geboren. Ihm folgt, erst eine Generation später, Ernst Rudorff (1840-1916). Trotz ihres Altersunterschieds wandten sich beide mit einer relativ geringen Differenz von nur sieben Jahren und im selben Jahrzehnt, allerdings wohl ohne voneinander zu wissen, mit ihrem Anliegen erstmals an die Öffentlichkeit (MARTIN 1871, RUDORFF 1878b). Das ist kein Zufall. Die Veränderungen in der Landschaft und der Fauna, als Folge von zunehmender Industrialisierung, von Flurbereinigung („Verkoppelung“) in der

Landwirtschaft, von stark wachsender Bevölkerung und allmählich einsetzendem Tourismus, fielen dem empfindsamen Ästheten Rudorff fast zur gleichen Zeit auf wie Martin, dem genauen Beobachter der Tierwelt. Sie begannen unabhängig voneinander einen publizistischen und persönlichen Kampf für Natur und Heimat, in dem beide bis zum jeweiligen Lebensende nicht nachließen. Martin starb, bevor Naturschutzforderungen als ein vernünftiges Anliegen breit diskutiert und gesellschaftlich akzeptiert wurden, und seine naturschutzbezogenen Schriften gerieten rasch in Vergessenheit. Rudorff, als der Jüngere der beiden, erlebte hingegen nach einer Durststrecke von zwei Jahrzehnten, wie sich endlich auch andere seinen Argumenten anschlossen, was in die Gründung des von ihm angestrebten „Bundes Heimatschutz“ mündete. Philipp Leopold Martin und Ernst Rudorff begannen ihren Kampf um die Belange des Natur- und Heimatschutzes in den siebziger Jahren des 19. Jahrhunderts. Sie können als die unabhängig voneinander agierenden, ersten Protagonisten des frühen Naturschutzes in Deutschland angesehen werden.

Die Lebensdaten der beiden anderen Personen verdeutlichen das. Hugo Conwentz (1855-1922) war erst dreißig Jahre alt und das Studium der Botanik lag noch nicht lange hinter ihm, als Martin starb. Zu dieser Zeit beschäftigte sich Conwentz noch nicht mit Naturschutzfragen. Es steht zu vermuten, dass er von Martins Publikationen keine Kenntnis hatte, schließlich zitierte er ihn in seinen eigenen Veröffentlichungen an keiner Stelle. Eine Sensibilisierung von Conwentz für Naturschutzfragen ist erst in der zweiten Hälfte der neunziger Jahren festzustellen (SCHMOLL 2004, S. 114-115). Er trat auf den Plan, als die in Natur und Umwelt eingetretenen Veränderungen unübersehbar geworden waren, und er setzte sich erst um 1900 öffentlich für den Naturschutz ein, also etwa ein Vierteljahrhundert nach Martin und Rudorff. Dabei wich das von ihm entwickelte Konzept der Naturdenkmalpflege von Martins Vorstellungen und Forderungen deutlich ab.

Wilhelm Wetekamp (1859-1945), schon mit einem Abstand von 44 Jahren zu Martin geboren, wurde bereits bei Exkursionen zu Oberschulzeiten auf Landschaftsveränderungen im Zuge der Industrialisierung aufmerksam gemacht. Während ausführlicher Wanderungen zu Studienzeiten schärfte sich der Blick des naturverbundenen jungen Mannes für diese Problematik, die ihn nicht mehr losließ. So ergriff er als Abgeordneter im Preußischen Landtag, der er seit 1893 war, am 30. März 1898 das Wort. In einer Rede von historischer Bedeutung forderte er die Ausweisung von Naturschutzparks sowie die Gründung von Einrichtungen und die Bereitstellung von Mitteln für die Erhaltung von Naturdenkmälern. Wetekamp kommt damit das große Verdienst zu, als erster Politiker Fragen des Naturschutzes in einem deutschen Parlament zur Sprache gebracht zu haben. Seine Rede wirkte als Initialzündung für die spätere Einrichtung der von Conwentz geleiteten preußischen Naturschutzbehörde (zu Wetekamp: SCHOENICHEN 1954, PIECHOCKI 2006a und SCHMOLL 2006).

Mit seinem parlamentarischen Auftritt exponierte sich Wetekamp im politischen Betrieb und musste sicher mit Gegenwind rechnen. Aber es war in der Bevölkerung doch bereits eine deutliche Stimmungsveränderung zu konstatieren. Gegen Ende des Jahrhunderts drohte keineswegs mehr die Vereinzelung oder Ächtung, wenn man sich als Naturschützer zu erkennen gab. Überall im Kaiserreich hatten sich inzwischen Naturfreunde in Vereinen zusammengetan und vertraten in unterschiedlichster Ausprägung einzelne oder mehrere Forderungen des Naturschutzes (siehe auch KOCH und HACHMANN 2014). So konnte der von Lina Hähnle im Jahr 1899 gegründete „Bund für Vogelschutz“ (der als „Naturschutzbund Deutschland“ noch heute besteht) am Ende des Gründungsjahrs bereits 3.500 Mitglieder verzeichnen (SCHMOLL 2004, S. 267). Wetekamps Aufruf an die preußischen Parlamentarier

fiel somit auf einen zumindest teilweise bereits fruchtbaren Boden, der außerhalb der etablierten Politik vorbereitet worden war. Auch in der Exekutive wirkten einzelne Personen, die ein offenes Ohr für solche Fragen zeigten. Der preußische Ministerialdirektor Friedrich Althoff griff Wetekamps Forderungen auf und speiste sie in den politischen Betrieb ein (zu Althoff: PIECHOCKI 2006b). Der Geheime Oberregierungsrat und spätere Kultusminister Friedrich Schmidt-Ott wiederum unterstützte die Bemühungen von Hugo Conwentz, sein Konzept der Naturdenkmalpflege in eine behördliche Form zu bringen (zu Schmidt-Ott: PIECHOCKI 2006c; zum gesamten Komplex und den Rollen von Exekutive und Legislative in dieser Angelegenheit: FROHN 2006, S. 88-99). Ohne also Bedeutung und Leistungen von Conwentz und Wetekamp in irgendeiner Weise schmälern zu wollen, ist festzuhalten, dass beide doch erst zwei bis fast drei Jahrzehnte nach dem Auftreten der ersten Naturschützer in der Öffentlichkeit agierten und dabei getragen wurden von einer gesellschaftlichen Unterströmung, die ihrem Anliegen wohlgesonnen war.

Es würde der Bedeutung von Philipp Leopold Martin für den Naturschutz nicht gerecht werden, vergliche man seine zu Lebzeiten auf den ersten Blick scheinbar fehlende Wirkung mit den Erfolgen, auf die die anderen drei prominenten Naturschützer am Ende ihres Schaffens zurückblicken konnten, also mehrere Jahrzehnte später und zu einer ganz anderen Zeit. Denn der Stuttgarter Dermoplastiker muss sich als Rufer in der Wüste gefühlt haben, nachdem er 1871 erstmals in ausführlicher Form[1] der Öffentlichkeit seine Beobachtungen zu den Folgen des Umgangs mit der Natur im neuen Kaiserreich vorgetragen hatte. Drei Jahre später konzedierte er, dass zwar die Notwendigkeit des Vogelschutzes nunmehr erkannt worden sei, beklagte dann jedoch in einem berührenden Satz: „Ein durchgreifender Naturschutz aber, der auch andere Wesen in sein Bereich aufnimmt, das ist ein Ding, von dem man nur ganz bescheiden sprechen darf, um nicht als Sonderling angesehen zu werden“ (MARTIN 1874, S. 333-334).

2.2 Ernst Rudorff

Um die naturschützerische Leistung Philipp Leopold Martins angemessen zu würdigen, werden im Folgenden die Entwicklungen zu seinen Lebzeiten betrachtet. Dabei wird er insbesondere Ernst Rudorff, dem Berliner Musiker und Nestor des Heimatschutzes in Deutschland, gegenübergestellt.[2]

Dessen Gefühlslage dürfte um 1880 kaum anders ausgesehen haben als die von Martin einige Jahre zuvor. Nach den bisher vorliegenden Dokumenten begann Rudorffs Einsatz für den Naturschutz im Jahr 1878. In einem Brief vom 12. September an seinen Freund Joseph Joachim (1831-1907) beklagte er die Verkoppelung in der Gegend seines Landsitzes in Lauenstein am Ith: „.. ich bin schon seit Jahren bemüht gewesen, so weit mich die Sache angeht, zu schonen und zu steuern – einstweilen auf dem Papier; jetzt wird das Ding Wirklichkeit, und da sieht man erst ganz, was dennoch Alles verloren geht.“ (RUDORFF 1878a.) Es blieb nicht bei diesem privaten Bekenntnis, Rudorff suchte schon kurz darauf die Öffentlichkeit für seinen Kampf gegen die zweckrationelle Umgestaltung der vertrauten Landschaft.

---

[1] In zwei kurzen Publikationen aus früheren Jahren (MARTIN 1854 und MARTIN 1870) klingen bereits Aspekte des Arten- bzw. Naturschutzes an.

[2] Beide haben auch in ihrem eigentlichen Wirkungsbereich Hervorragendes geleistet, Rudorff als Musiker, Martin als Tierpräparator und Museumsbildner. Dieser Text bezieht sich stets nur auf ihr Wirken im Naturschutz.

Am 10. Oktober erschien in der Berliner Tageszeitung „Die Post“ ein anonymer Leserbrief, der unzweifelhaft aus Rudorffs Feder stammt (RUDORFF 1878b bzw. HACHMANN u. KOCH 2015). Darin schilderte er die von ihm beobachteten Verwüstungen an Baudenkmälern und landschaftlichen Schönheiten in teils drastischen Worten, und erstmals äußerte er den Gedanken, einen Verein zu gründen, der diesem Treiben Einhalt gebieten solle. Ob Rudorff auf diesen Brief Reaktionen erhalten hat, ist nicht bekannt; überliefert sind sie jedenfalls nicht. Zwei Jahre später versuchte es der eigentlich scheue, eher zurückhaltende Musiker erneut. In wesentlich ausführlicherer Form wiederholte er sein Anliegen in den „Preußischen Jahrbüchern“ (RUDORFF 1880). Erneut blieb der Gang in die Öffentlichkeit ohne jede Resonanz. Zu Martins Lebzeiten wagte Rudorff es dann nicht noch einmal.

Zwar brachte das Jahr 1910 für Rudorff, wie seine Tochter Elisabeth in ihrem Nachwort zur 1938 erschienenen Erstausgabe der Lebenserinnerungen ihres Vaters festhielt, „mit der Feier seines siebzigsten Geburtstages eine überwältigende Fülle von Beweisen wärmster Liebe und Verehrung“. Aber bis dahin, so bilanzierte sie bezüglich seiner Anstrengungen zum Heimat- und Naturschutz, war es „ein an Enttäuschungen und Fehlschlägen reicher Weg“. Die Tochter zitierte an gleicher Stelle aus dem Tagebuch des Vaters, der gegen Ende der achtziger Jahre notiert hatte: „Man kommt sich so einsam vor, daß man die Hände in den Schoß legen und das Buch zuklappen möchte. Wo ist die Kunst hin, die den ganzen Menschen haben und in Anspruch nehmen wollte und die eins war mit dem höchsten ethischen Streben!“ Diese sich auf das Desinteresse an seiner musikalischen Position beziehende Sentenz spiegelt, so darf man vielleicht vermuten, auch die Verzweiflung Rudorffs wider angesichts seiner bis dahin erfolglosen Bemühungen zur angestrebten Vereinsgründung. Das scheue und zurückhaltende Wesen des Musikers, das einer herausragenden, seinen pianistischen Fähigkeiten entsprechenden Karriere im Weg stand, ist aus Beschreibungen von Freunden bekannt (SCHOENICHEN 1954, S. 133-134). Elisabeth Rudorff erinnerte sich wie folgt an ihren Vater: „Seine eher zarte Konstitution und seine feinfühlige Natur machten ihn allem lauten, betriebsamen Wesen abhold, seinen ganzen inneren Reichtum entfaltete er erst im vertrauten Kreise gleichgesinnter Menschen…“. Seine innere Stimme, so notierte sie, lenkte „… sein Leben inmitten einer Zeit des materiellen Fortschrittskultes und der zunehmenden Vergröberung des seelischen Lebens in ein Bereich der Stille und Zurückhaltung, zu dem nur verhältnismäßig wenige hochstehende Menschen Zugang suchten und finden konnten.“ War Ernst Rudorff ein Sonderling? Die Tochter verteidigte ihn: „Aber die Zurückgezogenheit und Zurückhaltung Ernst Rudorffs, seine Abneigung gegen das Repräsentative, die sich bis zu einer gewissen Scheu vor allem Auftreten in der Öffentlichkeit steigern konnte, war keinesfalls Teilnahmslosigkeit oder Eigenbrötlerei.“ (Alle Zitate von Elisabeth Rudorff in ihrem Nachwort zu RUDORFF 1938, S. 283-286).

2.3 Philipp Leopold Martin

Die 1874 formulierte Befürchtung Philipp Leopold Martins, als Sonderling zu gelten, wenn er sich für die Sache des Naturschutzes in die Bresche würfe, sollte nicht zu der Einschätzung verleiten, er sei als Person oder in seinem Schaffen vereinzelt und isoliert gewesen. Das Gegenteil war der Fall. Zwar erhielt der Sohn eines Feinbäckers aus dem schlesischen Bunzlau (heute Boleslawiec) nicht annähernd die umfassende Förderung, die der in das Berliner Großbürgertum hineingeborene Ernst Rudorff erfuhr. Die Möglichkeit, eine Universität zu besuchen und frühzeitig wissenschaftliche und karrierefördernde Kontakte zu knüpfen, blieb ihm verwehrt. Sein tierpräparatorisches Wissen eignete er sich als Autodidakt an. Aber

als der gut Dreißigjährige sich seiner enormen beruflichen Fähigkeiten sicher war, scheute er sich nicht, den Kontakt zum bekannten Berliner Zoologen Martin Hinrich Lichtenstein (1780-1857) zu suchen.[3] Eine 1848 begonnene Forschungs- und Sammelreise nach Mittel- und Südamerika unternahm er mit dem Landschaftsmaler und Botaniker Carl Ferdinand Appun (1820-1872). Die Reise, angezeigt in der „Botanischen Zeitung", wurde durch Empfehlungen Lichtensteins und Alexander von Humboldts unterstützt (ANONYM 1848). Letzterer sorgte zudem für die Veröffentlichung eines an ihn gerichteten Berichts der beiden Forschungsreisenden in den „Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin" (APPUN 1850). Nachdem das Unternehmen gescheitert und Martin nach Europa zurückgekehrt war, fand er kurzzeitige Anstellungen am Zoologischen Museum der Universität Halle und am Museum in Halberstadt, bevor er 1851 für ein knappes Jahr in die Dienste von Kazimierz Graf von Wodzicki (1816-1889) trat (JAHN 1995). Bemerkenswerterweise erschien Ende 1853 im „Journal für Ornithologie" ein Aufsatz Wodzickis, der die Kurzfassung einer erstmals 1852 in polnischer Sprache publizierten Veröffentlichung darstellt. Darin weist er auf die Nützlichkeit der Vogelwelt für die Land- und Forstwirtschaft hin und fordert deshalb deren pflegliche Behandlung (WODZICKI 1853).

Zu jener Zeit begann auch Martins publizistische Tätigkeit. Er veröffentlichte in bedeutenden wissenschaftlichen Zeitschriften, bevorzugt und bereits ab dem ersten Heft des ersten Jahrgangs im „Journal für Ornithologie", später immer öfter im „Zoologischen Garten", aber auch in populären Periodika. Dadurch machte er sich auf dem Gebiet der Tierpräparation ebenso einen Namen wie im ornithologischen Umfeld. In letzterem wurden ab etwa Mitte des 19. Jahrhunderts Stimmen laut, die auf „den Rückgang und das Aussterben von Vogelarten durch Einflüsse menschlicher Zivilisation" hinwiesen (SCHMOLL 2004, S. 260). Martin, der ähnliche Beobachtungen gemacht hatte, kannte diese Mahner. In seiner Schrift „Unsere Sänger in Feld und Wald" weist er ausdrücklich darauf hin, dass er nicht der Erste sei, der zum Vogelschutz seine Stimme erhebe, und zählt seine Mitstreiter auf (MARTIN 1873, S. 3). Dass umgekehrt er, der im oben beschriebenen Umfeld wirkte, von der ornithologischen Fachwelt wahrgenommen wurde, kann angesichts seines regen publizistischen Schaffens kaum bezweifelt werden.

So hatte er durchaus einen Namen, als er 1871[4] aus dem recht überschaubaren Kreis der frühen Vogelschützer heraustrat. Er dehnte deren auf den Schutz von Vögeln begrenzte Forderungen auf andere Teile der Natur aus, drängte auf „einen allgemeinen Thier- und Naturschutz" und ging damit einen entscheidenden und vorher noch nicht formulierten Schritt weiter als seine Mitstreiter. Die hatten zwar die Bedeutung des Schutzes der Avifauna, zunächst vorwiegend aus Nützlichkeitserwägungen, erkannt, dachten aber kaum darüber hinaus. Es scheint zu Martins Lebzeiten kaum jemand aus dem Kreis der frühen Vogelschützer seinen Überlegungen zur Ausweitung des Schutzgedankens auf andere Objekte aus der Natur gefolgt zu sein.[5]

---

[3] Zur Bedeutung Lichtensteins für Martin und Rudorff siehe in diesem Band: HACHMANN, G: Die Berührung der Lebenswege von Ernst Rudorff und Philipp Leopold Martin.

[4] Im selben Jahr ruft er zudem zur Gründung des „Vereins der Vogelfreunde in Württemberg" auf und wird dessen erster Vorsitzender.

[5] Kurze diesbezügliche Anklänge bei anderen Autoren zitiert SCHMOLL (2004) auf S. 259-260. Er weist zudem auf S. 251 zu Recht darauf hin, dass eine umfassende historische Darstellung der Geschichte des Vogelschutzes noch aussteht.

3 Programme

3.1 Ernst Rudorff

Die Lektüre des geschliffen formulierten Essays, den Rudorff 1880 in den „Preußischen Jahrbüchern“ veröffentlichte, hinterlässt heutzutage einen außerordentlich zwiespältigen Eindruck. Er spricht darin zwar viele Entwicklungen zum Schaden der Natur an und wendet sich in teils heftigen Worten dagegen. Elitär denkend und als ein privilegiertes Mitglied des gehobenen Berliner Bürgertums, kommen seine Äußerungen aus einer gesellschaftlich rückwärts gewandten, tendenziell antidemokratischen Position und orientieren sich am Ideal einer bereits vergangenen, ständischen Gesellschaft. Den Gegensatz von Arm und Reich hält er, der neben seiner Großstadtwohnung über einen zweiten Wohnsitz auf dem Land verfügte und zudem die Muße hatte, sich in den Sommermonaten regelmäßig dorthin zurückziehen zu können, für unverzichtbar: „Der tiefe Sinn für Billigkeit, der den Germanen innewohnt, hat von jeher instinktmäßig in dem Begriff der „freien Natur“ einen Ausgleich gefunden für die **Nothwendigkeit** der Kluft zwischen Besitzenden und Nichtbesitzenden …“ (RUDORFF 1880, S. 275, Hervorhebung vom Verf.). Es geht ihm nicht darum, die Mehrheit zu gewinnen; er ruft stattdessen „vor allem diejenigen, denen irgendwie Macht und Beruf gegeben ist“, zum Einsatz für seine Sache auf. Der Universitätsprofessor, der keine materielle Not kannte, romantisiert nicht nur, sondern verfälscht geradezu, in einer durchaus berechtigten Kritik der industriellen Arbeitswelt, die Realität des harten Erwerbslebens der meisten Menschen in der Vergangenheit: „Der Charakter der Arbeit, auch der scheinbar nüchternsten des Alltagslebens, war noch vor wenigen Menschenaltern ein solcher, daß er irgendwie eine künstlerische Verklärung zuließ“ (S. 269). Verhasst sind ihm die ihm immer öfter begegnenden Touristen, die zu echtem Naturgenuss, den er nur wenigen Einzelpersonen zutraut, nicht fähig seien. Deshalb fragt er empört: „Ist es schön und richtig, daß zum Besten dieser Leute, für die ein brillanter Kaffeegarten vor der Stadt mit bunten Lampions, guter Küche, gutem Getränk und Tanzmusik der ganz entsprechende Aufenthalt wäre, eine Stelle wie das Roßtrappenthal banalisirt wird?“ (S. 266). Wenn Rudorff in seinem Aufsatz vom „Schwammgewächs des modernen Touristenwesens“ spricht (S. 272), drückt er seinen Abscheu noch vorsichtig aus. Ist er unbeobachtet, nennt er solche Menschen den „Reisepöbel“ (Tagebucheintrag vom 31.8.1888, zit. in KLOSE 1939, S. 121). Den möchte er aus der freien Natur heraushalten, für sich selbst reklamiert er dagegen „das Recht …, in der Welt und vor allem in der Heimath da meinen Fuß hinzusetzen, da Lebens-Lust und -Luft zu athmen, wo mein Herz es begehrt ...“ (S. 275). Rudorffs Widerstand gegen die Unterzeichnung des Gründungsaufrufs seines „Bundes Heimatschutz“ durch „Frauenzimmer“ verwundert da kaum noch (KNAUT 1990, S. 70).

Erstaunlicherweise wurden diese heute schwer erträglichen Formulierungen und Positionen lange Jahrzehnte ignoriert und dem Begründer des Heimatschutzes allzu gern nachgesehen. Nach einer zeitgenössischen, anonym veröffentlichten Replik (ANONYM 1897) auf den kurz zuvor erschienenen Aufsatz „Heimatschutz“ (RUDORFF 1897), in welcher Rudorff der „Auffassung des Aristokraten, der die Eisenbahnen nicht nötig hat, weil er bequemer im Landauer fährt“, bezichtigt wurde, findet sich Kritik an seiner Haltung erst wieder in den letzten Jahren.[6] Hans-Werner Frohn fasst zu Recht zusammen, dass Rudorff mit seinem „dezidiert kulturpessimistisch und … wider die Majorität“ ausgerichteten Manifest „schlechte Voraussetzungen für einen auf eine breite gesellschaftliche Akzeptanz ausgerichteten Naturschutz“ schuf.

[6] SCHMOLL (2004) und FROHN (2013), sowie besonders scharf GRÖNING (2004).

Gleichwohl wurde, noch einmal mit Frohn, Rudorff durch seine Schrift und seine Aktivitäten zu einem „der entscheidenden Impulsgeber für die Konstituierung des Natur- und auch des Heimatschutzes“ (beide Zitate in FROHN 2013, S. 77). Denn Rudorffs Text, so problematisch die Grundhaltung seines Verfassers auch sein mag, ist auch ein Naturschutzmanifest und hat in dieser Sache viele Anregungen geliefert. Mit seinem aus einem ästhetischen Blickwinkel verfassten und am Landschaftsbild orientierten Ansatz ist er der erste und zugleich ein wesentlicher Beitrag in dieser Begründungslinie des Naturschutzes.

Manche Beobachtungen waren weitsichtig, klingen immer noch verblüffend aktuell und scheinen sich fast auf heutige Diskussionen zu beziehen. Die Beschreibung von negativen sozialen Folgen des Tourismus, des Abhängigwerdens von Bevölkerungsgruppen vom Fremdenverkehr, die Rudorff für das Deutsche Reich seiner Zeit beschreibt (S. 267), findet sich ein Jahrhundert später wieder im Diskurs zu den Folgen des Massenferntourismus in die Länder des Südens. Auch die scharfe Formulierung vom „Ausbeutungs- und Abnutzungssystem des Touristenwesens“ (S. 264) könnte aus neuerer Zeit stammen. Die Bemerkung, man könne nicht feststellen, außer durch einen Blick aus dem Fenster, ob man sich in dem mit der Bergbahn erreichbaren Hotel auf dem Gipfel des Rigi in der Schweiz befinde oder in einem der großen Hotels von Paris oder Berlin, ist in ähnlicher Form auch heute gültig, etwa bezogen auf die Austauschbarkeit moderner Urlaubsresorts auf verschiedenen Kontinenten.

Aktuell wirkt auch die Frage Rudorffs, ob nicht mit der aufkommenden, unnatürlichen Stallfütterung und -haltung auf lange Sicht eine „Degeneration des Viehs“ einhergehe, die sich durch den „Genuß des Fleisches, der Milch von solchem Vieh“ auch nachteilig auf den menschlichen Organismus auswirken werde (S. 274). Äußert sich da nicht im Grunde schon dasselbe Unbehagen, das auch heute viele Menschen angesichts agrarindustriell produzierter Lebensmittel empfinden und zu Kunden von Bioläden werden lässt?

Dass bereits 1880 „durch jedes noch so schöne, stille Gebirgsthal“ die Lokomotive sause und pfeife, wie Rudorff sehr plastisch beschreibt (S. 261), erscheint angesichts unserer Gewöhnung an Verkehrsmittel ein wenig überspitzt. Die damit beginnende, immer weiter fortschreitende und bis heute anscheinend kaum aufzuhaltende Landschaftszerschneidung hat er aber benannt. Nicht unerwähnt bleiben darf schließlich noch sein Angriff auf die „Verkoppelung“ mit ihrer Begradigung unregelmäßiger Muster und der Zerstörung insbesondere von landschaftlichen Übergangselementen.

Es ist allerdings nicht allein die rückwärtsgewandte Grundhaltung des Verfassers, die den Aufsatz aus heutiger Sicht zumindest in Teilen belastet. In Rudorffs Argumenten sind auch einige Fehler angelegt, die er dem Naturschutz als Erblast mitgegeben hat. Rudorff wollte – neben den gesellschaftlichen Verhältnissen – Landschaftsbild und Naturausstattung in genau dem Zustand bewahren, wie er sie als Kind erlebt hatte. Das kann als eine willkürliche und deshalb letztlich egoistische Forderung gesehen werden. Es ist kaum nachvollziehbar, warum gerade die Naturausstattung einer ganz bestimmten Zeit konserviert werden soll. Rudorff führte den Naturschutz damit in eine rein vergangenheitsorientiert-bewahrende statt zukunftsorientiert-gestaltende Rolle.

„Die Majorität aus **allen** Schichten der Gesellschaft ist und bleibt trivial“ (S. 266, Hervorhebung im Original). Auch Rudorffs Dünkel ist über die Jahrzehnte gelegentlich wiedergekehrt im Glauben von Naturschützerinnen und Naturschützern, grundsätzlich für eine gute Sache einzustehen und mit unwiderlegbaren Argumenten gegenüber der so oberflächlichen, leider

aber nicht erreichbaren Mehrheit im Recht zu sein. Diese Haltung ließ den Naturschutz zu oft an wenig hinterfragten Feindbildern festhalten und ihn die Bedeutung einer anzustrebenden breiten Akzeptanz unterschätzen.

3.2 Philipp Leopold Martin

Philipp Leopold Martin verfolgt einen anderen Ansatz als Ernst Rudorff. Er orientiert sich weniger an Kategorien des Landschaftsbildschutzes, wie umgekehrt der Musiker kaum artenschutzbezogene Positionen artikuliert. Nicht nur seine Argumente unterscheiden sich von denen Rudorffs, er schlägt auch andere Maßnahmen zur Behebung von Schäden vor. Nicht zuletzt ist seine Position von einem anderen Menschenbild getragen.

Dabei ist auch Martin keineswegs ein begeisterter Fortschrittsfreund. Auch bei ihm scheint immer wieder ein allgemeiner Kulturpessimismus durch: „… überall, wo die Zivilisation hindringt, [folgt] die Zerstörung des Naturhaushaltes auf dem Fusse …“ (MARTIN 1882, S. 48; auch 1880, S. 6; 1882, S. VI). Als Hauptverursacher benennt er wiederholt die rein materiell ausgerichtete Ökonomie, freie Spekulation und ungezügelten Welthandel, Sozialismus und falschen Liberalismus (z.B. MARTIN 1882, S. 8). „Das patriarchalische Leben unserer Vorfahren ist leider von uns gewichen …“, klagt er an anderer Stelle (MARTIN 1880, S. 20). Diese Erkenntnis lässt ihn aber nicht in der Retrospektive verharren. Anders als der Berliner Musiker stellt er fest: „Eine Rückkehr zu der ‚guten alten Zeit‘ ist unmöglich ...“ (MARTIN 1873, S. 11).

Der Ausgangspunkt des Kampfes für die Natur ist bei beiden derselbe. Wie Rudorff benennt Martin die „rationelle Bewirthschaftung“ von Wäldern und Feldern, in deren Gefolge hohle Bäume und Äste ausgelichtet und das Unterholz entfernt worden seien, was wiederum die Moosdecke zurückdränge und die Austrocknung der Wälder fördere. Insgesamt sei eine trostlose Monotonie der Wälder herbeigeführt worden. Auf den Feldern habe man Hecken, alte Bäume und kleine Gewässer trockengelegt. Alles dies sei rückgängig zu machen (z.B. MARTIN 1873, S. 10).

Als negative Folge dieser Entwicklung sieht der Präparator, wie er immer wieder betont, ein „gestörtes Gleichgewicht der Natur“ (z.B. MARTIN 1873, S. 10). Damit folgt er Constantin Wilhelm Lambert Gloger (1803-1863), der die These eines harmonischen Gleichgewichts vertrat, das die Natur zu erreichen fortwährend bestrebt sei. Martin beruft sich in seinen Publikationen häufig auf diesen Ornithologen, der mit seiner 1858 erschienenen Schrift „Kleine Ermahnung zum Schutze nützlicher Thiere, als naturgemäßer Abwehr von Ungezieferschäden und Mäusefraß“ erheblich zur Popularisierung des Nützlichkeitsgedankens beitrug. Der sich in den fünfziger und sechziger Jahren entwickelnde Kreis utilitaristischer Vogelschützer, zu dem Gloger und Martin zählten, beobachtete eine Abnahme der Zahl von Arten und Individuen der Avifauna und führte diese Entwicklung auf die neuartige, rationelle Bewirtschaftung zurück. Der Rückgang von Nützlingen habe ein die Ernte erheblich gefährdendes Massenvorkommen von Schädlingen zur Folge, weshalb man die als nützlich erkannten Arten als Helfer, ja sogar Freund des Menschen fördern müsse.

Martin findet zum Vogelschutz aber nicht nur durch Veröffentlichungen anderer Personen, sondern auch aufgrund eigener Beobachtungen. Er begründet den Schutz von Lebewesen zunächst vollständig aus einem auf die Menschen bezogenen Nützlichkeitsdenken und gibt den utilitaristischen Ansatz niemals vollständig auf, weshalb er bis zum Lebensende einzelne Tierarten für schädlich und damit für nicht schützenswert hält. Aber er dehnt den Schutz von

zunächst nur einzelnen Vogelarten auf immer größere Teile der Avifauna aus, beginnend mit den Folgen des Vogelfangs in Mittel- und Südeuropa. Und er vollzieht schließlich den Schritt, zunächst noch auf dem Hintergrund dieser Argumentationslinie, auch für „andere Wesen" Schutz einzufordern. Dabei beschränkt er sich, anders als Rudorff, nicht auf Deutschland und vielleicht noch einige Nachbarländer, sondern denkt international. Ausführlich und engagiert geißelt er Walfang, Robbenschlächterei, Pelzhandel und Büffeljagd, wodurch ganzen Volksstämmen die Lebensgrundlage entzogen werde (MARTIN 1882, S. 11-20). Zwar ist auch dies im Grunde ebenfalls noch eine anthropozentrisch-utilitaristische Haltung. Doch findet sich auch die darüber deutlich hinausgehende Bemerkung, es bleibe der praktischen Naturgeschichte überlassen, „für das Recht der Erhaltung bedrängter Geschöpfe nach Kräften einzustehen" (MARTIN 1871, S. 2). Elf Jahre später ergänzt er, zu einem internationalen Schutz von Tieren seien alle Nationen „moralisch und ökonomisch" verpflichtet (MARTIN 1882, S. 20). Er weist außerdem auf die Folgen der Entwaldung in Europa und Nordamerika hin (MARTIN 1882, S. 4-10). So geht er immer mehr zu dem über, was er 1871 infolge ihm noch fehlender Begrifflichkeit zunächst nur vorsichtig, später dann immer häufiger und selbstverständlicher als „Naturschutz" bezeichnet, bis er schließlich die Forderung aufstellt, „dass der allgemeine Naturschutz zur Aufgabe unserer Zeit gemacht werde" (MARTIN 1882, S. 48).

Martin nutzt verschiedene Kanäle, um seine Ansichten zu verbreiten. Wenn es um wissenschaftliche Angelegenheiten geht, veröffentlicht er in entsprechenden Zeitschriften für ein Fachpublikum. In seinen naturschutzorientierten Schriften versucht er aber auch für ein allgemeines Publikum verständlich zu bleiben. Im Gegensatz zu den intellektuellen Ausführungen Rudorffs ist Martin stets bestrebt, ein breites Publikum für seine Ansichten zu gewinnen. Der Verlag seiner 1880 in der „Neuen Volksbibliothek" erschienenen Schrift wirbt ausdrücklich damit, Mitarbeiter für die Reihe gewonnen zu haben, die „anziehend und volksthümlich" schreiben können (MARTIN 1880, Verlagswerbung im Vorsatz).

Schaut man sich einzelne Aspekte an, findet man auch bei Martin erstaunlich modern klingende und weitsichtige Gedanken. Mehrmals weist er auf ökonomische Auswirkungen der Naturnutzung hin, zum Beispiel bezüglich des Raubbaus an Wäldern (MARTIN 1871, S. 25). Die Natur und ihre Produkte haben für ihn eine über den reinen Warenwert hinausgehende Bedeutung, weshalb er klagt, es würden „alle Naturproducte nicht nach ihrem wirklichen Werth für uns, sondern stets nach ihrem Geldwerth überhaupt berechnet" (MARTIN 1871, S. 26, ähnlich 1873, S. 10). Martin ist vermutlich der Erste, der ein (vermeintliches) klassisches Konfliktfeld beschreibt, nämlich den Verlust von Arbeitsplätzen durch Naturschutzmaßnahmen. Es gelte, „[...] die Spielereien mit den aus Elfenbein geschnitzten Stockknöpfen, Broschen, Billardbällen, Klaviertasten und hundert anderen Dingen mehr [zu] bekämpfen, wogegen von der betroffenen Seite allerdings wird geltend gemacht werden, dass dadurch hunderte von Arbeitern beschäftigungslos werden. Allein dagegen ist zu antworten, dass man bei der Anlegung von Eisenbahnen ja auch nicht an das Schicksal so vieler brotlos gemachten Kutscher, Postillione und Fuhrleute gedacht hat" (MARTIN 1882, S. 15).

In seinen Schriften bezieht er Stellung für eine bedachte Nutzung der Natur. Nur die „egoistische und rücksichtslose Bewirthschaftung" trage die Schuld an der großen Verarmung der Natur. „Wir besitzen vielmehr bei einer naturgemäßeren Volkswirthschaft noch einen großen Raum … Führen wir daher eine zweckmäßigere Ausnutzung der Natur ein, so werden wir dadurch allen sozialen Leiden enthoben und auch in dieser Beziehung anderen Völkern mustergültig werden" (MARTIN 1871, S. 35). Auch bezüglich anderer Aspekte, beispielsweise

bei der Abschaffung des Vogelfangs, fordert er übrigens das deutsche Kaiserreich auf, gegenüber anderen Ländern eine Vorreiterrolle einzunehmen (MARTIN 1880, S. 45).

Martin bleibt in allen seinen Ausführungen stets konkret und hat feste Vorstellungen, wie seine Ziele erreicht werden können. Notwendige Bedingung für einen erfolgreichen Naturschutz sei zunächst einmal eine „durchgreifende strenge Gesetzgebung“ (MARTIN 1871, S. 52; ähnlich 1873, S. 11). Doch das genügt ihm nicht. Wenn, wie er 1880 fordert, der seit einigen Jahren diskutierte erste Entwurf für ein Vogelschutzgesetz „auf das ganze Naturleben auszudehnen“ sei, dann gehöre bei der „Zersplitterung der verschiedenen Disciplinen in Forst-, Jagd-, Oekonomie- und Fischereiwesen … eine einheitliche Behörde an die Spitze derselben, um auch ein einheitliches Schutzgesetz … durchführen zu können“ (MARTIN 1880, S. 16-17). Damit war Martin seiner Zeit gleich doppelt voraus, denn das reichsweite „Gesetz, betreffend den Schutz von Vögeln“, das er bereits vor dem Inkrafttreten als einseitig ansah, erlangte tatsächlich erst drei Jahre nach seinem Tod Rechtsgültigkeit. Umfassende Naturschutzgesetze und eine zentrale Naturschutzbehörde sollten sogar erst im 20. Jahrhundert Wirklichkeit werden.

Aber der „gute Wille der Regierungen“ sei nicht ausreichend, „um einen allgemeinen Thier- und Naturschutz kräftig durchführen zu können, wenn dieselben nicht von einem ernsten Volkswillen dabei unterstützt werden“ (MARTIN 1871, S. 43-44). An anderer Stelle schreibt er, es könne nicht eher Abhilfe geschaffen werden, „bevor nicht die Stimme des Volkes sich bemerkbar gemacht hat“ (MARTIN 1880, S. 47). Damit steht er in deutlichem Gegensatz zu Rudorffs Vorgehen. Handelt es sich bei dessen Zielgruppe um einen elitären Kreis einflussreicher Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens, wendet sich Martin an die breite Öffentlichkeit.

Dreh- und Angelpunkt von Martins Bemühungen ist dabei die Verbesserung der naturkundlichen Bildung weiter Bevölkerungsschichten. Er zitiert das schon zu seiner Zeit bekannte, an einen Satz von Goethe angelehnte Sprichwort „Was wir nicht kennen, das achten und lieben wir nicht“ (MARTIN 1871, S. 44). In allen seinen Schriften weist er auf den seiner Meinung nach jämmerlichen biologischen Unterricht in den Schulen hin. Es gebe viel zu wenig naturkundlichen Unterricht, und wo er denn stattfinde, sei er nicht altersgemäß und wecke nicht das Interesse von Kindern und Jugendlichen. Für die Erwachsenenbildung schlägt er die Gründung „gemeinnütziger Volksmuseen“ anstelle der „alten wissenschaftlichen Todtenkammern“ vor. Auch die bestehenden botanischen und zoologischen Gärten „repräsentieren die Natur in ihren Wechselbeziehungen nur ungenügend, weshalb eine Verbindung beider Richtungen sehr zu empfehlen wäre“ (MARTIN 1871, S. 44). Hier zeigt sich der Museumspädagoge, der die Liebe seiner Mitmenschen zur Natur wecken möchte, um sie für deren Schutz zu gewinnen.

Immer wieder und unter verschiedenen Aspekten will Martin Menschen für die Sache der Natur zusammenbringen. Er schlägt vor, „Vereine für praktische Naturgeschichte“ zu gründen (MARTIN 1871, S. 45); sich in Deutschland in „freiwilligen Verbänden für den allgemeinen Naturschutz“ zusammenzuschließen, wobei den größeren unter ihnen die „Aufgabe des Internationalen Naturschutzes“ zufallen solle (MARTIN 1882, S. 49); er regt die „Bildung von Natur- und Jagdschutzvereinen“ an, denen er Kontrollfunktionen bezüglich der Überwachung des Naturhaushalts zuspricht (MARTIN 1871, S. 52). Und er befürwortet im Interesse der Natur das Zusammenwirken von Landwirtschaft, Forstwirtschaft und Jagd. Insbesondere Jägern weist er eine Rolle als Naturschützer zu, was aber eine sorgfältige Ausbildung voraus-

setze und einen gesetzlich geregelten Jagdbetrieb erfordere (MARTIN 1882, S. 37 und 49-50).

In seinen Publikationen unterbreitet Martin zu zahlreichen Problemen handfeste Lösungsvorschläge. Fehlentwicklungen möchte er durch die Belegung mit Steuern entgegenwirken. Besteuert werden sollen die Einfuhr von Elfenbein (MARTIN 1882, S. 15), aus dem Walfang gewonnene Produkte (MARTIN 1882, S. 20) sowie der „Vogelputz auf Damenhüten“ (MARTIN 1882, S. 48). Den „übermäßigen Waldverbrauch“ möchte er mittels einer künstlichen Erhöhung der Holzpreise regulieren, um so einen wirtschaftlichen Anreiz für die Verwendung von Ersatzmaterialien zu schaffen (MARTIN 1871, S. 26 und 51). Neben einer Besteuerung der dabei gewonnenen Produkte möchte er auch den Walfang auf indirekte Art zurückdrängen, indem „der übergroße Thranverbrauch durch passende Aequivalente“ reduziert werden solle MARTIN 1871, S. 45).



Abbildung 1: P. L. Martin um 1851. Im Original: Museum für Naturkunde Berlin, Historische Bild- u. Schriftgutsammlungen (Sigel: MfN, HBSB), Bestand: Zool. Mus.; Signatur Orn. 94,2. Mit freundlicher Genehmigung.

Ein anderer Wunsch wird mit dem „Washingtoner Artenschutzübereinkommen“ genau einhundert Jahre später Wirklichkeit: „Hoffentlich wird die Gesetzgebung Wege finden, den Handel mit ausländischen Vögeln und deren Transport zu Wasser und zu Land unter zweckmäßige Kontrolle zu stellen.“ Denn, so hat er festgestellt, „der Fang, der Export und Import [ist] ausschließlich in den Händen von Spekulanten, welchen die armen Vögel eben nur eine Waare sind …“ (MARTIN 1873, S. 23).

Bei einer weiteren Forderung, die er vermutlich als Erster öffentlich aufstellt, geht es erheblich schneller voran, allerdings nicht in seinem Heimatland: „Für die Erhaltung einer urwüchsigen Natur überhaupt, wie für die der bereits selten gewordenen Thiere, erscheint es dringend nothwendig, an geeigneten Orten unseres großen Vaterlandes Freistätten zu gründen, in denen die Thiere durch strenge Gesetzgebung vor der Vernichtung gesichert werden“ (MARTIN 1871, S. 52). In Deutschland wird es noch sehr lange dauern bis zur Einrichtung des ersten Naturschutzgebiets, und noch viel länger bis zum ersten Nationalpark. Für Nordamerika meldet Martin aber bereits ein Jahr später Vollzug. Er berichtet über die Gründung des Yellowstone-Nationalparks und konstatiert: „Wir hätten somit das erste erfreuliche Beispiel eines umfassenden Naturschutzes …“ (MARTIN 1872).

4 Rezeptionsgeschichte der Werke von Ernst Rudorff und Philipp Leopold Martin

4.1 Im 19. Jahrhundert

4.1.1 Ernst Rudorff

Wie schon in Abschnitt 2 angesprochen, ist für die bis 1885 erschienenen Publikationen Rudorffs keinerlei Reaktion dokumentiert. Sein Versuch einer Vereinsgründung blieb bis dahin anscheinend ohne Resonanz, sein darauf hinzielendes Wirken vorerst ergebnislos. Es sei noch einmal an das Zitat seiner Tochter Elisabeth vom an Enttäuschungen und Fehlschlägen reichen Lebensweg Rudorffs erinnert.

Als er weitere drei Jahre später erneut einen Versuch unternahm und für die Posener Tagung des „Gesammtvereins der deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine“ einen „Antrag auf Schutz der landschaftlichen Natur“ einreichte (RUDORFF 1888), schien sich für Rudorff zunächst ein Silberstreif am Horizont abzuzeichnen. Hans Klose zitierte aus seinem Tagebuch unter dem 21.09.1888: „In der Magdeburger Zeitung finde ich Bericht über Posen; mein Antrag ist im wesentlichen angenommen, nicht in den Details …“ (Zit. in KLOSE 1939, S. 121). Das war jedoch eine Fehleinschätzung. Der Antrag fand zwar ein gewisses Verständnis, aber keine Zustimmung, und die Bemühungen Rudorffs scheiterten erneut (SCHMOLL 2004, S. 393). Ihm gelang es weiterhin nicht, „… die Öffentlichkeit für seine Art der Zivilisationskritik zu gewinnen. Er war ein Außenseiter, dem man nicht ohne weiteres Gehör schenkte“ (FISCHER 2004, S. 24).

Ob es tatsächlich in den ersten zehn Jahren von Rudorffs öffentlichen Aktivitäten keinerlei Reaktionen gab, wie es den Anschein hat, lässt sich allerdings nicht mit letzter Sicherheit sagen. Seine publizierten, ausführlichen Lebenserinnerungen enden mit dem Jahr 1873 (RUDORFF 2006). Die Tagebuchnotizen der folgenden zehn Jahre hat er später wahrscheinlich selbst vernichtet (SCHMIDT-WISTOFF 2006 Bd. 1, S. 70). Die Aufzeichnungen der Jahre ab 1883 liegen, mit Ausnahme weniger von der Tochter und von Klose zitierter Passagen, bisher ungesichtet und unveröffentlicht im Privatarchiv, das inzwischen in der Stiftung Naturschutzgeschichte in Königswinter untergebracht ist. Gleiches gilt für Rudorffs Briefwechsel, mit Ausnahme einzelner Schriftstücke, die in Editionen der Briefpartner veröffentlicht wurden.

4.1.2 Philipp Leopold Martin

Auch zu eventuellen Reaktionen auf das publizistische Wirken Martins fehlen für die fünfziger und sechziger Jahre die Belege, allerdings hatten seine Schriften in dieser Zeit - bis auf eine Ausnahme - noch keinen Naturschutzbezug. Gleichwohl ist angesichts der großen Zahl

der Veröffentlichungen und der Platzierung in bedeutenden Zeitschriften davon auszugehen, dass sie wahrgenommen wurden. Ab 1871 wird die Faktenlage besser. Im Dezemberheft des „Zoologischen Gartens“ weist in den „Miscellen“ eine mit „Str.“ (wahrscheinlich handelt es sich um den damaligen interimistischen Redakteur W. Stricker) gezeichnete Notiz auf die ersten beiden Folgen von Martins Aufsatzserie im „Waidmann“ hin. Der Verfasser lobt den „mit Sachkenntnis und Wärme geschriebenen Artikel“. Aufgefallen ist ihm besonders Martins Feststellung: „Das Recht der Erhaltung einzelner Thiergattungen ist zugleich auch die Existenzfrage für ganze Volksstämme“, die er als einzigen Satz wörtlich zitiert (STR. 1871). Zwei Jahre später ist der Ornithologe Karl Ruß (1833-1899) auf diese Publikation aufmerksam geworden. In seiner Abhandlung „Die Thierschutzidee in der neuern Zeit“, erschienen in „Unsere Zeit: deutsche Revue der Gegenwart“, referiert er die wichtigsten Punkte aus Martins Aufsatzserie und kommt zunächst zum Schluss: „Wir müssen in der That diese Abhandlung als höchst beachtenswerth anerkennen.“ Aber Martin geht ihm zu weit: „Für die speciellere Seite des Thierschutzes aber, wie derselbe uns bisher in allen seinen Beziehungen beschäftigt hat und wie er als solcher auch eigentlich im ganzen Volksbewußtsein wurzelt, ist jene Auffassung des Hrn. Martin doch zu weitreichend ...“ (RUß 1873, S. 208). Leider belässt es Ruß bei diesem Satz und begründet seine Bewertung nicht.

Ebenfalls 1873 platzierte der Naturforscher Carl Bolle (1821-1909) im „Journal für Ornithologie“ eine ausführliche und sehr wohlwollende Rezension der im Vorjahr erschienenen dritten Auflage von Martins Werk „Brehm's Vogelhaus und seine Bewohner“. Gegen Ende der Besprechung heißt es: “Wir wünschen dem Buche des als geistvollen Zooplasten in den weitesten Kreisen rühmlichst bekannten Verfassers … den ihm gebührenden günstigen Erfolg und glauben es mit vollem Recht allseitig empfehlen zu dürfen“ (BOLLE 1873). Eine Rezension der vierten Auflage findet sich 1883 im „Zoologischen Garten“, verfasst unter dem Kürzel „N.“, bei dem es sich um den Redakteur Friedrich Carl Noll handeln könnte (N. 1883).

Auch zu Martins Büchlein „Mensch und Tierwelt im Haushalt der Natur“ lassen sich Rezensionen finden. In der Zeitschrift „Der Naturforscher“ setzt sich ein „E. v. M.“, worunter sich wohl der Zoologe Eduard von Martens (1831-1904) verbirgt, recht kritisch mit Martin auseinander, bemerkt dabei aber: „Der Verfasser …, von Jugend an mit der umgebenden Tierwelt vertraut, sieht … in der Sorge für Tierschutz und ‚Naturschutz‘ überhaupt eine wichtige Lebensfrage unserer Zeit ...“ (E.V.M. 1880). Laut einer erneut mit „N.“ gezeichneten und im selben Jahr erschienenen Kurzrezension im „Zoologischen Garten“ verdiene das Werk „Beachtung bei der Erörterung der bezüglichen Frage“ (N. 1880).

Außerordentlich lobend äußert sich im „Literarischen Merkur“ 1882 ein A. Tappert über den dritten Teil der „Praxis der Naturgeschichte“. Dessen Titel „Allgemeiner Naturschutz“ wird genannt und der Inhalt referiert. Tappert schließt: „Zu den Glanzpunkten des Werkes gehört aber vorzugsweise, was L. Martin über ‚Allgemeinen Naturschutz‘ geschrieben: möge es die wärmste Theilnahme und Bethätigung finden“ (TAPPERT 1882). Auch im „Zoologischen Garten“ desselben Jahres erscheint, wiederum mit N. gezeichnet, eine referierende Besprechung (N. 1882).

Neben Belegen für die Wahrnehmung seiner Schriften können auch Verwendungen des von Martin geprägten Wortes „Naturschutz“ durch andere Personen als Indiz für eine öffentliche Wirkung gewertet werden. Der erste Nachweis dafür findet sich in der „Leitmeritzer Zeitung“ vom 13. April 1878. Dort wird in der „Lokal- und Provinzialchronik“ über die bevorstehende Gründung eines Vereins der Naturfreunde berichtet. Man plante demnach, mit dieser Vereinigung gleichzeitig „einen Naturschutz- und Singvögelschutzverein“ zu verbinden (ANONYM

1878). Elf Monate später rief Robert Klutschak, ein Mitglied des Vorbereitungskomitees, zur Teilnahme an der konstituierenden Generalversammlung auf. In den in der Zeitung auszugsweise abgedruckten Vereinsstatuten, die der Gründungsversammlung vorgelegt werden sollten, wird als Mittel zur Erreichung des Vereinsziels ausdrücklich die „Einflußnahme auf Erhaltung von Naturschönheiten, überhaupt Naturschutz“ genannt (KLUTSCHAK 1879).

Einen deutlichen Hinweis zur Verbreitung des Begriffs „Naturschutz“ gibt die Gründung des „Naturschutzvereins Plauen“ im Jahr 1883. Bei ihm handelt es sich, soweit bekannt, um die erste Vereinigung, die dieses Wort im Namen trug (KOCH U. HACHMANN 2014). Bekannt ist inzwischen auch die wie selbstverständliche Verwendung des Begriffs durch den Zoologen und Vererbungsforscher Wilhelm Haacke (1855-1912) im Jahr 1886 (HAACKE 1886).

Zu beachten ist, dass diese Verwendungen des Wortes „Naturschutz“ auf die Lektüre von Schriften des Stuttgarter Tierpräparators zurückgehen können, aber nicht müssen. Ebenso gut möglich ist jeweils eine eigene sprachschöpferische Leistung der Beteiligten.

Hinzuweisen ist noch auf den österreichischen Forstfachmann Ludwig Dimitz (1842-1912), der als Vorkämpfer des Naturschutzgedankens und der Waldästhetik bisher wenig gewürdigt wurde. Er näherte sich dem Thema vom Waldschutz kommend an. In der „Oesterreichischen Forst-Zeitung“ des Jahres 1892 veröffentlichte er in drei aufeinanderfolgenden Ausgaben seine Überlegungen unter dem Titel „Die Motive des Waldschutzes“. Dimitz zitierte darin „... die öffentliche Meinung, welche vor der fortschreitenden Entwaldung eindringlich zu mahnen begann. Das inhaltsschwere Wort ‚Naturschutz‘ wurde immer öfter vernommen. Es handelte sich dabei nicht um den Waldschutz allein, sondern auch um den Schutz von gewissen Pflanzen, um den Schutz von Thieren, um das Wild, um die Vögel, um die durch die Abfallwässer der Industrie bedrohten Fischereien, um die Regelung des Gewässerverlaufes, um die Erhaltung des bedrohten landwirthschaftlichen Bodens“ (DIMITZ 1892, 2. Teil). Dimitz variierte das Thema, ebenfalls unter Verwendung der Sentenz vom „inhaltsschweren Wort Naturschutz“, drei Jahre später (DIMITZ 1895, S. 13). Im Übrigen veröffentlichte er 1903 mit der kleinen Schrift „Ueber Naturschutz und Pflege des Waldschönen“ als zweiter (und damit 21 Jahre nach MARTIN 1882) eine Monographie, die das Wort „Naturschutz“ im Titel trug (DIMITZ 1903).

Dass Martins Wirken zu seinen Lebzeiten nicht ohne Folgen geblieben sei, reklamiert er in einer Angelegenheit selbst für sich, ohne es aber näher zu belegen. Das Reichsgesetz vom 4.12.1876 und die entsprechende Verordnung vom 29.3.1877 zur „Massenvernichtung der Robben in den nordischen Gewässern“ hält er für einen Erfolg seiner 1871 erschienenen Aufsatzserie, in der er auf dieses Problem hinwies, worauf sich andere seinen Ausführungen angeschlossen hätten (MARTIN 1880, S. 9).

In der Rezeptionsgeschichte von Martins Wirken darf schließlich ein Streit mit der Familie Brehm nicht unerwähnt bleiben. Auslöser war ein bei Voigt in Weimar erschienenes Buch des Pfarrers und Ornithologen Christian Ludwig Brehm (1787-1864) mit dem Titel „Die Kanarienvögel, Sprosser, Nachtigallen, Rothgimpel, Schwarzamseln, Bluthänflinge, Steindrosseln und Kalanderammerlerchen, sowie ihre Wartung, Pflege und Fortpflanzung: nebst einer Anleitung, sie zu fangen, ihre Krankheiten zu erkennen und zu heilen“. Nach dem Tod C. L. Brehms führte der Verlag die zuletzt 1863 in zweiter Auflage erschienene Schrift fort und gewann dafür Philipp Leopold Martin. Das Werk erschien 1872 unter dem neuen Titel „Chr. Ludw. Brehm’s Vogelhaus und seine Bewohner: Pflege und Züchtung der in Käfigen und Volieren zu haltenden einheimischen und tropischen Schmuck- und Singvögel“. Für diese

dritte Auflage reklamierte Martin für sich im Untertitel eine „durchaus selbständige Umarbeitung“, was auch zutraf. Es war aber sicher keine besonders glückliche Entscheidung, nicht auf den zugkräftigen Namen des berühmten Ornithologen verzichten zu wollen und ihn im Titel zu belassen. Offensichtlich hatte man nicht die Zustimmung des Sohnes Alfred Edmund Brehm (1829-1884) eingeholt. Der Schöpfer von „Brehms Tierleben“ griff Martin im zweiten Band seines Buches „Gefangene Vögel“ frontal an. Im Zusammenhang mit der Käfighaltung von Vögeln schrieb er: „Ein neuerdings, unter Mißbrauch des Namens meines Vaters, als Verfasser eines der unzähligen Handbücher für Liebhaber aufgetauchter Schriftsteller, über dessen Befähigung ich mein Urteil billig zurückhalte, versucht aus dem von mir … Gesagtem Kapital zu schlagen ...“ (BREHM 1876, S. 5). Martin und der Verlag zogen die unvermeidlichen Konsequenzen. Zwar erlebte das Werk 1883 eine vierte und 1893 eine fünfte Auflage, trug aber dann den Titel „Das Vogelhaus und seine Bewohner“. Martin mochte allerdings noch zu Brehms Lebzeiten in der vierten Auflage nicht auf eine kräftige Replik verzichten. In dieser Sache wolle er Brehm „... die stille Freude nicht schmälern, der einzige ‚Weise‘ unter einer ganzen Welt voll ‚Thoren‘ zu sein, die er, solange als er will, „im innersten Herzen beklagen“ mag, in welcher Eigenschaft er freilich selbst die Rolle eines ‚Klageweibes‘ übernimmt“ (MARTIN 1883, S. 3).

4.2 Im 20. Jahrhundert

4.2.1 Ernst Rudorff

Für Ernst Rudorff begannen sich um die Jahrhundertwende seine Anstrengungen auszuzahlen. Er hatte 1897 mit dem von ihm geprägten Begriff „Heimatschutz“ ein griffiges Schlagwort für sein weiterentwickeltes Konzept gefunden, und 1904 gründete sich die von ihm so lange angestrebte Vereinigung als „Bund Heimatschutz“. Rudorff gilt seither als eine zentrale Figur des deutschen Naturschutzes und als Begründer des Heimatschutzes.

4.2.2 Philipp Leopold Martin

Philipp Leopold Martin scheint dagegen um 1900 in Naturschutzkreisen bereits in Vergessenheit geraten zu sein. Ernst Rudorff, der sich ähnlich früh und wie Martin über lange Zeit öffentlich in der Sache geäußert hatte, der zu dieser Zeit die Früchte seines zähen Ringen ernten konnte und ihm wahrscheinlich einmal begegnet ist,[7] schien ihn nicht zu kennen.

Letzteres gilt wohl ebenso für Hugo Conwentz, in dessen Literaturlisten der Name Philipp Leopold Martin nicht zu finden ist. Zudem ist im Akzessionsbuch der Bibliothek der „Staatlichen Stelle für Naturdenkmalpflege“ der Jahre 1906 bis 1916, das im heutigen Bundesamt für Naturschutz erhalten ist, kein Zugang einer Schrift von Philipp Leopold Martin zu verzeichnen. Als Direktor der Staatlichen Stelle hätte Conwentz zweifellos für den Erwerb gesorgt, war er doch bemüht gewesen, von Anfang an eine möglichst umfassende Naturschutzbibliothek aufzubauen (CONWENTZ 1907).

Auch Wilhelm Wetekamp wird diesen Vordenker des Naturschutzes nicht gekannt haben, obwohl er in seiner Rede vor dem preußischen Parlament auf Forderungen zurückgriff, die Martin, vermutlich als Erster, schon ein Vierteljahrhundert früher formuliert hatte.

[7] Siehe Fußnote 3.

Das letzte Zeichen einer Wahrnehmung stammt aus dem Jahr 1925. Anlässlich des ersten Deutschen Naturschutztags wurde eine Auswahlbibliographie zur Naturschutzliteratur erstellt. Im Nachtrag findet sich Martins Buch „Mensch und Thierwelt im Haushalt der Natur“ (WELZEL U. RUEß 1925, Abschnitt IV). Dies ist der letzte dem Verfasser bekannte Hinweis auf eine Nachwirkung des naturschutzbezogenen Schaffens von Martin.

5 Zusammenfassende Bewertung

Philipp Leopold Martin und Ernst Rudorff agierten in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts als frühe und genaue Diagnostiker der im deutschen Kaiserreich vor sich gehenden Veränderungen, der eine mit einem Schwerpunkt auf der Bedrohung der Artenvielfalt und der Etablierung eines allgemeinen Naturschutzes, der andere mit einem scharfen Blick auf die Veränderungen im Landschaftsbild und im sozialen Gefüge. Dabei teilen sie das Schicksal, dass sie für ihre Positionen über lange Zeit kaum Mitstreiter fanden. Beiden war bewusst, quer zum Zeitgeist zu stehen. Es dürfte, formulierte es der Tierpräparator, „… fast als überflüssig erscheinen, daß wir uns auch mit Gegenständen befassen, die dem so rastlosen Fortschritt nicht angehören, vielmehr demselben, nicht zustimmend, entgegentreten“ (MARTIN 1880, S. 3). Er konnte noch so viele konkrete, klare und nachvollziehbare Vorschläge zum Schutz von Arten und der Natur vorlegen, es mochte Rudorff zur Vereinsgründung aufrufen und sich mit einer wohlüberlegten und stark formulierten Klageschrift an die Öffentlichkeit wenden. Letztlich blieb trotz aller Bemühungen beider Einsatz für lange Zeit ohne Resonanz, ihre Sichtweisen fanden im prosperierenden Kaiserreich kein Gehör.

Philipp Leopold Martin zählte zum Kreis der frühen, utilitaristisch denkenden Vogelschützer, die er in einer seiner Publikationen selbst nannte. Ernst Rudorff griff in seiner Klage über Bedrohungen für das gesellschaftliche Gefüge auf sozialrestaurative Ausführungen von Friedrich Heinrich Riehl zurück. Gleichwohl haben beide bei der Entwicklung ihrer Gedanken und der Formulierung ihrer Schriften ganz aus sich heraus gehandelt, angetrieben durch eigene Beobachtungen und voller Sorge um den Zustand der Natur. So wurde Martin zum Vordenker des Naturschutzes und Rudorff schließlich zu einer zentralen Persönlichkeit des frühen Naturschutzes und zum Begründer und Nestor des Heimatschutzes.

Allerdings ist fraglich, wie anschlussfähig Rudorffs lange Zeit als Gründungsmanifest des deutschen Naturschutzes angesehener Essay für einen Naturschutz des 21. Jahrhunderts noch ist. Die politische Grundhaltung des „antimodernistischen Radikalverweigerers“ (SCHMOLL 2004, S. 403) kann es kaum sein; sie erschwert eine unbefangene Zustimmung zu dieser und zu anderen seiner Publikationen. Zwar hing auch Philipp Leopold Martin einem gewissen Kulturpessimismus an. Doch zeigt sich bei ihm, dass der beim Berliner Musiker zu beobachtende „rigorose Konservatismus“ (SCHMOLL, a.a.O.) trotz des raschen industriellen und gesellschaftlichen Wandels keine notwendige Bedingung war, um angesichts der Zerstörungen an der Natur Verlustschmerz empfinden zu können. Rudorffs politische Positionen haben spätere Fehlhaltungen und -einschätzungen des Naturschutzes begünstigt. Es bleibt die Bewunderung für einen genauen, scharfen Blick auf Veränderungen in Natur und Gesellschaft, für manche ungewöhnlich weitsichtige Diagnosen, für viele Diskussionsanstöße und für die Entwicklung und Formulierung einer wichtigen Begründungslinie des Naturschutzes.

Deutlich entspannter kann der Naturschutz auf das Werk seines wiederentdeckten Vordenkers Martin blicken. Er ist der Pionier eines anderen bedeutenden Argumentationsstrangs des Naturschutzes. Zwar hat er das Nützlichkeitsdenken der frühen Vogelschützer nie völlig aufgegeben, und seine daraus resultierende Einschätzung etwa des Uhus („verdient keine

Schonung“) oder des Fischotters („nach Möglichkeit zu verfolgen“; beide Zitate MARTIN 1882, S. 27 bzw. 39) wirkt aus heutiger Sicht befremdlich. Aber es finden sich bei ihm auch Anklänge eines ethisch begründeten und von Mitleid getragenen Schutzes. Philipp Leopold Martin stellt das Bindeglied dar in der Weiterentwicklung des utilitaristisch geprägten Vogelschutzes hin zu einem umfassenden Naturschutz. Ihm und nicht Ernst Rudorff kommt nach heutigem Kenntnisstand das Verdienst zu, das Wort und den Begriff „Naturschutz“ in die deutsche Sprache gebracht und die erste umfassende Schrift zum Naturschutz veröffentlicht zu haben.

Martins Werk zeichnet sich durch viele praktisch angelegte Vorschläge aus, von denen er einige vermutlich als Erster formulierte, und die oft erst viel später umgesetzt wurden. Die Forderung nach nationalen Gesetzen und zwischenstaatlich verbindlichen Regelungen, die Anregung, eine zentrale, für Naturschutzangelegenheiten zuständige Behörde zu gründen, der Aufruf, national und international tätige Vereinigungen zum Schutz der Natur zu bilden und der Vorschlag zur Einrichtung von Großschutzgebieten sind Beispiele für die Vielzahl seiner Ideen.

Seine Schriften sind zudem geprägt von einer menschenfreundlichen Grundhaltung. Eine möglichst breite naturkundliche Bildung ist für ihn das zentrale Mittel, mit dem er in allen Schichten der Bevölkerung die Liebe zur Natur wecken möchte, um sie so für deren Schutz zu gewinnen. Ohne eine Mitwirkung vieler Menschen schien ihm dieses Ziel nicht erreichbar zu sein.

6 Warum in Vergessenheit geraten? Versuch einer Erklärung

Es bleibt das Rätsel, wie Philipp Leopold Martin, als Tierpräparator und Museumsbildner bedeutend und bis heute anerkannt, in Naturschutzkreisen so schnell nach seinem Tod in Vergessenheit geraten konnte. Vermutlich gibt es dafür nicht nur den einen Grund. Hier seien einige mehr oder minder spekulative Erklärungsversuche vorgestellt.

Über Herkunft, Leben und Charakter ist bisher nur wenig bekannt[8]. Er verfügte über hervorragende präparatorische Fähigkeiten und setzte sich entsprechend große Ziele. Der Zoologe Eduard von Martens, anlässlich des beruflichen Wechsels von Berlin nach Stuttgart um Auskunft gebeten, erklärte, Martin sei ein „thätiger strebsamer Mann, der Anspruch auf wissenschaftliche Kenntnisse macht“ (Brief an Ferdinand Krauss, Direktor des Königlichen Naturalienkabinetts Stuttgart, vom 27.9.1858, zit. in JAHN 1995, S. 57). Martins Förderer und erster Berliner Vorgesetzter Lichtenstein hatte ihm die verlangten größeren Freiheiten auch gestattet. Mit dessen Nachfolger Wilhelm Peters, der private Arbeiten unterband, geriet er aber schnell aneinander. Martens schreibt in seinem Brief an Kraus zu Martins Charakter weiter: „Was die Verträglichkeit betrifft, so könnte der Umstand, daß er sich mit Prof. Peters nicht vertragen kann, schon gewissermaßen eine Antwort sein …“ (a.a.O.). Andererseits bezeugte Martens, dass mehrere Wissenschaftler „auf sehr freundschaftlichem Fuße mit Martin“ stünden und „gern mit ihm umgehen“, ihn also keineswegs „für unverträglich halten“ (a.a.O.).

---

[8] Das wird sich vermutlich demnächst durch die Dissertation des Stuttgarter Historikers Uwe Albrecht ändern. Seine mehr als 600 Seiten umfassende Arbeit mit dem Titel „Bilder aus dem Thierleben: Philipp Leopold Martin (1815-1885) und die Popularisierung der Naturkunde im 19. Jahrhundert“ befand sich zum Zeitpunkt der Abfassung dieses Textes, noch unveröffentlicht, in der Begutachtungsphase (E-Mail Uwe Albrechts an die Herausgeber vom 14.8.2015). Den Herausgebern hat sie nicht vorgelegen. Die Dissertation beschäftigt sich in der Hauptsache mit der Bedeutung Martins als Museumsbildner und Zoogestalter.

Martin erhielt jedenfalls die Stelle als erster Präparator in Stuttgart. Dort ging er ebenfalls während der Dienstzeit seinen vielfältigen Privatinteressen nach, weswegen er auch mit Krauss in Konflikt geriet; wahrscheinlich waren auch dort „die Arbeitsbedingungen für Martins weitgespannte Pläne nicht befriedigend“ (a.a.O.).[9] Ob also vielleicht ein insgesamt nicht sonderlich umgänglicher Charakter des Tierpräparators mitgespielt haben könnte, dass er in Naturschutzkreisen rasch in Vergessenheit geriet, kann nicht völlig ausgeschlossen werden. Andererseits ist ihm dieses Schicksal auf seinem Hauptfeld, der Tierpräparation, erspart geblieben[10]. Deshalb sind die Gründe wohl eher im Bereich des Naturschutzes zu suchen.

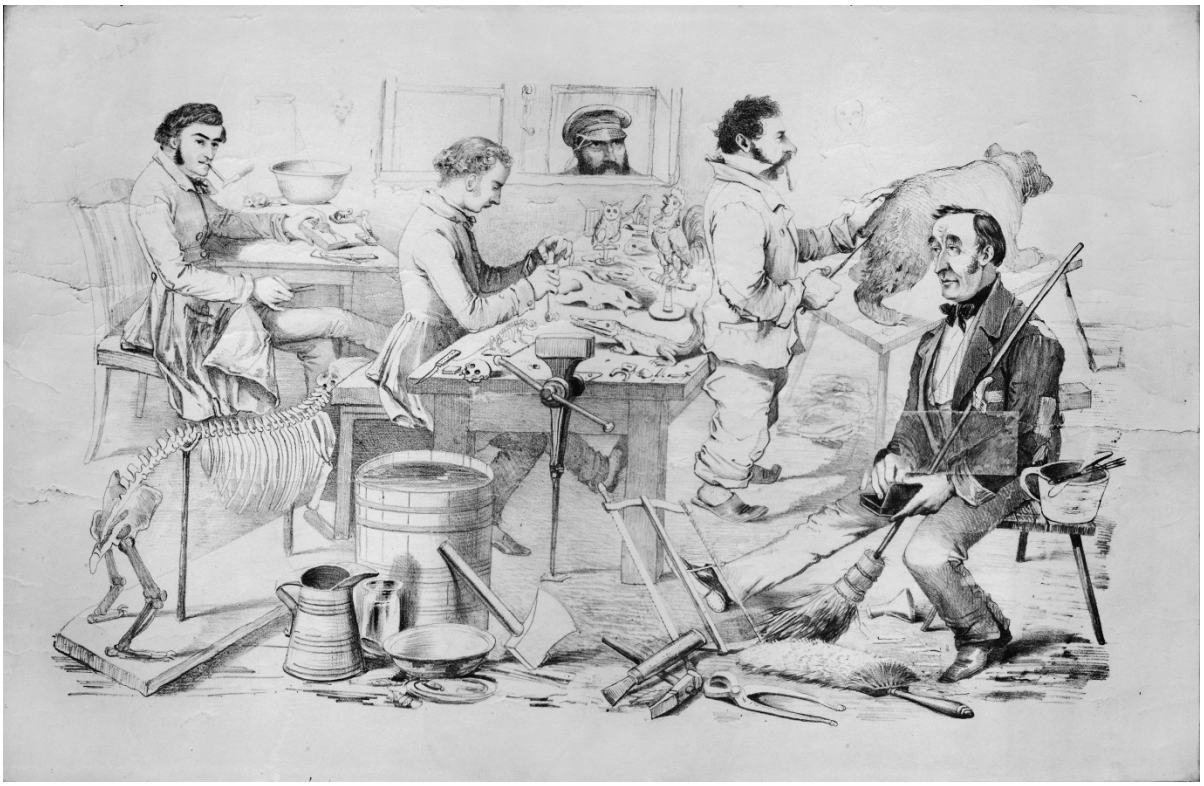


Abbildung 2: Die Präparier-Werkstätte zur Zeit von F. Krauss im Königlichen Naturalien-Cabinett zu Stuttgart (1863). Von links nach rechts: Präparator Stürzer, Zweiter Präparator Georg Jaeger, Erster Konservator Prof. Dr. Ferdinand Krauss, Erster Präparator Philipp Leopold Martin (bei der Präparation eines Bären), Aufwärter Findt. Karikatur F. Schlotterbeck. Abdruck mit freundlicher Genehmigung des Archivs des Staatlichen Museums für Naturkunde Stuttgart, Repro U. Stübler.

Ganz offensichtlich war Martin mit seinen neuen Ansichten, wie mit vielen seiner Einzelforderungen, seiner Zeit deutlich voraus. Sie überschritten erheblich die Gedankenwelt zeitgleich agierender Vogelschützer. Auch wenn sich bei einzelnen Ornithologen dieser Zeit kurze, ähnlich modern klingende Textpassagen finden lassen, forderte niemand von ihnen zu Mar-

---

[9] Einen Eindruck von den Arbeitsbedingungen in Stuttgart gibt die Abbildung 2

[10] In der DDR wurde anlässlich des 100. Todestages eine Verdienstmedaille mit der Aufschrift „Philipp Leopold Martin 1815-1886“ [sic!] für verdiente Präparatoren geschaffen. Sie wurde erstmals 1987 vergeben. Durch die Auflösung der DDR blieb es bei dieser einmaligen Vergabe.

tins Lebzeiten so deutlich einen allgemeinen Naturschutz. Martin starb zu einem Zeitpunkt, da sich seine neuen Ideen noch gegen den Zeitgeist stellten. Um 1885 existierte noch keine gesellschaftliche Unterströmung, die daran hätte anschließen können. Bis dahin war auch Ernst Rudorff mit seinen öffentlichen Aufrufen ohne Resonanz geblieben, und er hatte noch ein weiteres Jahrzehnt der Wirkungslosigkeit vor sich. Möglicherweise hätte auch er in Naturschutzzusammenhängen keinerlei Bedeutung erlangt, wäre er bereits um 1885 gestorben.

Ernst Rudorff und Hugo Conwentz, die beiden zentralen Figuren der Etablierung des privaten und staatlichen Naturschutzes, haben Philipp Leopold Martin vermutlich nicht gekannt. Das könnte seine Ursache in ihren ganz anderen Konzepten und Begründungen haben. Rudorff beklagte 1880 zwar auch die Beseitigung von Hecken als Brut- und Rückzugsmöglichkeit für Vögel, doch war das für ihn eher ein ästhetisches Problem. Die ornithologische Fachdiskussion kannte er möglicherweise nicht, zumindest führte er Nützlichkeitsargumente nicht ins Feld. In seinem späteren Wirken reduzierte er den Naturschutz auf nur noch zwei von sechs Teilgebieten in seinem ihm umfassender erscheinenden Konzept des Heimatschutzes, und vermied den Begriff „Naturschutz“ in der Folge nahezu vollständig. Die Verantwortung für den Artenschutz innerhalb des „Bundes Heimatschutz“ erhielt Hugo Conwentz. Der verfolgte mit der von ihm so genannten „Naturdenkmalpflege“ ebenfalls ein eigenes Konzept, weshalb auch er den Begriff „Naturschutz“ scheute (KOCH U. HACHMANN 2014). Beide haben wahrscheinlich den Begründer dieses Begriffs nicht gekannt. Es kann allerdings nicht völlig ausgeschlossen werden, dass sie ihn bewusst ignorierten, weil sie eigene Begrifflichkeiten für ihre Konzepte durchsetzen wollten, wobei dem einen Martins Terminus zu eng, dem anderen zu weit gefasst war.

Trotzdem sind diese Personen in der Entstehungsgeschichte des deutschen Naturschutzes im letzten Drittel des 19. Jahrhundert miteinander verbunden. Martin und Rudorff können als Solitäre des Naturschutzes der siebziger und achtziger Jahre angesehen werden; Rudorff, Conwentz und Wetekamp sind treibende Kräfte für dessen Durchsetzung um die Jahrhundertwende. Ernst Rudorff bildet mit seinem Leben die Klammer, die die drei Jahrzehnte, von der ersten Veröffentlichung eines Naturschutzkonzepts durch den Stuttgarter Tierpräparator bis zur Durchsetzung der Idee um 1900, verbindet.

Die Leistungen von Rudorff, Conwentz und Wetekamp sind dokumentiert und anerkannt. Es ist nun, hundertdreißig Jahre nach seinem Tod, an der Zeit, das Werk von Philipp Leopold Martin als einem wesentlichen Vordenker des deutschen Naturschutzes zu würdigen.

7 Literatur

ANONYM (1848): Reisende. Botanische Zeitung 6: Spalte 709.

ANONYM (1878): Verein der Naturfreunde. Leitmeritzer Zeitung 8 (29 vom 13.4.1878): 276. http://anno.onb.ac.at/pdfs/ONB_lmz_18780413.pdf

ANONYM (1897): Zum Heimatschutz. Die Grenzboten 56 (3): 49-53.

APPUN, C. F. u. MARTIN, P. L. (1850): Beobachtungen auf ihrer Reise nach Venezuela im December 1848 und Januar 1849. Monatsberichte über die Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin, N.F. 6 (Mai 1848-1849): 123-130.

BOLLE, C. (1873): Rezension zu: Chr. L. Brehm's Vogelhaus und seine Bewohner … Bericht. Journal für Ornithologie 21 (Januar): 29-30. http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015019706863

BREHM, A. E. (1874): Unsre Bodenwirthschaft und die Vögel. Vortrag, gehalten am 19. September 1873 im internationalen Congresse der Land- und Forstwirthe zu Wien. Journal für Ornithologie 22: 27. http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015019706871?urlappend=%3Bseq=34

BREHM, A. E. (1876): Gefangene Vögel. Teil 1, Band 2: Weichfresser. Winter. Leipzig u.a. http://biodiversitylibrary.org/page/41760080

CONWENTZ, H. (1907): Bericht über die Staatliche Naturdenkmalpflege in Preußen im Jahre 1906. Beiträge zur Naturdenkmalpflege 1: 8.

DIMITZ, L. (1892): Die Motive des Waldschutzes. Teil 1-3. Oesterreichische Forst-Zeitung. 10 (50): 313-314; (51): 319-320; (52): 327-328.

DIMITZ, L. (1895): Österreichs Forstwesen und seine Entwicklung. Österreichisch-Ungarische Revue. 17: 1-17.

DIMITZ, L. (1903): Ueber Naturschutz und Pflege des Waldschönen. Perles. Wien. (Grüne Zeit- und Streitfragen).

FISCHER, H. (2004): Hundert Jahre für den Naturschutz. Heimat und regionale Identität. Die Geschichte eines Programms. Die Geschichte eines Programms. BHU. Bonn.

FROHN, H.-W. (2006): Naturschutz macht Staat - Staat macht Naturschutz. Von der Staatlichen Stelle für Naturdenkmalpflege in Preußen bis zum Bundesamt für Naturschutz 1906 - 2006 - eine Institutionengeschichte. In: Hans-Werner Frohn u. Friedemann Schmoll (Bearb.): Natur und Staat : staatlicher Naturschutz in Deutschland 1906-2006. BfN-Schriftenvertrieb im Landwirtschaftsverlag. Münster: S. 85-313. (Naturschutz und Biologische Vielfalt, 35)

FROHN, H.-W. (2013): "Wider die Majorität"? : Naturschutz, die Anfänge des verstärkten Tourismus am Drachenfels und das Verhältnis des Naturschutzes zur modernen Massenkultur 1880 bis 1970. In: FROHN, H.-W. und SCHEUREN, E. (Hrsg.): Natur:Kultur : vom Landschaftsbild zum modernen Naturschutz. Professor Albert Schmidt zum 80. Geburtstag gewidmet. Klartext-Verl. Essen: S. 73-90.

FROHN, H.-W. (2015): Naturschutz und Demokratie. Vom Hang zu 'starken Männern' und lange Zeit bewusst verschwiegenen demokratischen Traditionen 1880 bis 1970. In: Gudrun Heinrich; Klaus-Dieter Kaiser u. Norbert Wiersbinski (Hrsg.): Naturschutz und Rechtsradikalismus. Gegenwärtige Entwicklungen, Probleme, Abgrenzungen und Steuerungsmöglichkeiten. Bundesamt für Naturschutz. Bonn: S. 73-85. (BfN-Skripten, 394).

GLOGER, C.W.L. (1858): Kleine Ermahnung zum Schutze nützlicher Thiere, als naturgemässer Abwehr von Ungezieferschäden und Mäusefraß. Allgemeine Deutsche Verlags-Anstalt. Berlin.

GRÖNING, G. (2004): Die "ächte, lebendige Pietät für die Natur" als Mittel zur Sicherung der eigenen privilegierten Lage : der Musiker Ernst Rudorff als Natur- und Heimatschützer. In: HEYMANN-WENTZEL, C. (Hrsg.): Musik und Biographie : Festschrift für Rainer Cadenbach. Königshausen und Neumann. Würzburg: S. 328-343.

HAACKE, W. (1886): Bioekographie, Museenpflege und Kolonialthierkunde. Jenaische Zeitschrift für Naturwissenschaft 19 (N.F. Bd. 12): 790-849 (Beleg auf S. 819). http://www.biodiversitylibrary.org/page/8702946

HACHMANN, G. U. KOCH, R. (2015): „Der Terrorismus der geraden Linie“. Ernst Rudorffs verschollen geglaubte, erste Publikation aus dem Jahr 1878 entdeckt. Natur und Landschaft 90 (2): 69-74.

JAHN, I. (1995): Ein Pionier der „Museumsdermoplastik“ – Leopold Martin (1815-1886). Zum Gedächtnis an Karl Kaestner. Der Präparator 41 (2): 53-62.

KLOSE, H. (1939): Ernst Rudorffs Heimatland unter Landschaftsschutz. Mit Auszügen aus seinen Tagebüchern. Naturschutz 20 (6): 117-121.

KLUTSCHAK, R. (1879): Zur Verständigung in Angelegenheit des „Vereines der Naturfreunde“ in Leitmeritz und Umgebung. Leitmeritzer Zeitung 9 (23 vom 19.03.1879): 244 http://anno.onb.ac.at/pdfs/ONB_lmz_18790319.pdf

KNAUT, A. (1993): Zurück zur Natur! Die Wurzeln der Ökologiebewegung. Kilda-Verlag. Greven. (Jahrbuch für Naturschutz und Landschaftspflege, Suppl. 1)

KOCH, R. U. HACHMANN, G. (2011): „Die absolute Nothwendigkeit eines derartigen Naturschutzes …“ Philipp Leopold Martin (1815-1886): vom Vogelschützer zum Vordenker des nationalen und internationalen Natur- und Artenschutzes. Natur und Landschaft 86 (11): 473-480. - Dieselben (2012): Korrigenda. Natur und Landschaft 87 (2): 104.

KOCH, R. U. HACHMANN, G. (2014): Die Gründung des „Naturschutzvereins Plauen“ im Jahr 1883 – erster „Naturschutzverein“ Deutschlands. Mit Anmerkungen zur Verwendung des Wortes „Naturschutz“ bei P.L. Martin, E. Rudorff und H. Conwentz. Natur und Landschaft 89 (11): 488-490.

LIEBE, K. Th. (1879): Ornithologische Rundschau in Ostthüringen 1877-1879. Abgedruckt in: Liebe, K. Th. (1893): K. Th. Liebes Ornithologische Schriften. Malende. Leipzig.

M., E. v. (1880): Rezension zu: Mensch und Tierwelt im Haushalt der Natur. Der Naturforscher 13 (39): 368.

MARTIN, P. L. (1854): Die Eulen als Raupen-Vertilgerinnen. Journal für Ornithologie 2 (1 = Nr. 7): 93-94 http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015019706657?urlappend=%3Bseq=257 ; Nachtrag in: Allgemeine Forst- und Jagd-Zeitung, N.F. 20: 186-187

MARTIN, P. L. (1870): Telegraphendrähte als Vogelmörder. Der Zoologische Garten 11: 98

MARTIN, P. L. (1871/1872): Das deutsche Reich und der internationale Thierschutz. Teil 1-7. Der Waidmann 3 (1-7)

MARTIN, P. L. (1872): Eine Freistätte der Natur im nördlichen Amerika. Der Waidmann 4 (4): 25-26.

MARTIN, P. L. (1873): Unsere Sänger in Feld und Wald. Levy und Müller. Stuttgart.

MARTIN, P. L. (1874): Das Vergiften der Feldmäuse und seine Folgen. Der Zoologische Garten 15 (9): 331-335.

MARTIN, P. L. (1880): Mensch und Thierwelt im Haushalt der Natur. Eine Lebensfrage unserer Zeit vom praktischen Gesichtspunkt behandelt. Levy & Müller. Stuttgart. (Neue Volksbibliothek, Band 4, Heft 3)

MARTIN, P. L. (1882): Die Praxis der Naturgeschichte. Dritter Theil: Zweite Hälfte der Naturstudien: Allgemeiner Naturschutz; Einbürgerung fremder Thiere und Gesundheitspflege gefangener Säugethiere und Vögel. Voigt. Weimar.

MARTIN, P. L. (1883): Das Vogelhaus und seine Bewohner, oder die heutigen Aufgaben in der Pflege und Züchtung gefangener, wie der des Schutzes bedürftigen freien Vögel. 4., verb. und verm. Aufl. Voigt. Weimar.

N. (1880): Rezension zu: Mensch und Thierwelt im Haushalt der Natur. Der Zoologische Garten 21: 384.

N. (1882): Rezension zu: Rezension zu „Die Praxis der Naturgeschichte, Teil 3. Der Zoologische Garten 23: 190.

N. (1883): Rezension zu: Das Vogelhaus und seine Bewohner. Der Zoologische Garten 24 (8): 256.

PIECHOCKI, R. (2006a): Der staatliche Naturschutz im Spiegel seiner Wegbereiter : 1. Teil: Wilhelm Wetekamp (1859-1945) ; "Feind jeder Verweichlichung und Verpimpelung". Natur und Landschaft 81 (1): 46-47.

PIECHOCKI, R. (2006b): Der staatliche Naturschutz im Spiegel seiner Wegbereiter : 2. Teil: Friedrich Althoff (1839-1908): "Willensstärke, Weitblick und Wagemut". Natur und Landschaft 81 (2): 96.

PIECHOCKI, R. (2006c): Der staatliche Naturschutz im Spiegel seiner Wegbereiter : 3. Teil: Friedrich Schmidt-Ott (1860-1959): "Ein Gigant der Wissenschaftsorganisation". Natur und Landschaft 81 (2): 97.

RUDORFF, E. (1878a): Brief an Joseph Joachim, zit. nach SCHMOLL 2004; im Original in: Joachim, J. und Moser, A. (Hrsg.) Briefe von und an Joseph Joachim. Dritter Band: Die Jahre 1869-1907. Berlin 1913, S. 201f.

RUDORFF, E. (1878b): Zur Konservirung der Baudenkmäler. Die Post (Berlin) XIII (Nr. 280 vom 10. 10. 1878, Zweite Ausgabe): 3, Rubrik "Sprechsaal".

RUDORFF, E. (1880): Ueber das Verhältniß des modernen Lebens zur Natur. Preußische Jahrbücher 45 (3): 261–276. (Nachdruck in: Natur und Landschaft 65 (1990) 3, S. 119-125).

RUDORFF, E. (1888): Antrag auf Schutz der landschaftlichen Natur. Korrespondenzblatt des Gesammtvereins der deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine 6 (8): 86–87.

RUDORFF, E. (1897): Heimatschutz. Die Grenzboten 56 (2): 401-414, 455-468

RUDORFF, E. (1938): Aus den Tagen der Romantik. Bildnis einer deutschen Familie. Aus dem Nachlaß hrsg. von Elisabeth Rudorff. Staackmann. Leipzig. 290 S.

RUDORFF, E. (2006): Aus den Tagen der Romantik. Bildnis einer deutschen Familie. Hrsg. und mit einer Einführung von Katja Schmidt-Wistoff. Campus. Frankfurt/New York. Bd. 1: 648 S.; Bd. 2: 564 S.; Bd. 3: 396 S. (Geschichte des Natur- und Umweltschutzes; 6).

RUß, K. (1873): Die Thierschutzidee in der neuern Zeit. Unsere Zeit: deutsche Revue der Gegenwart 9 (1): 193-218. http://www.mdz-nbn-resolving.de/urn/resolver.pl?urn=urn:nbn:de:bvb:12-bsb11039979-5

SCHMOLL, F. (2004): Erinnerung an die Natur. Die Geschichte des Naturschutzes im deutschen Kaiserreich. Campus. Frankfurt/M.

SCHMOLL, F. (2006): Wilhelm Wetekamp. In: Hans-Werner Frohn u. Friedemann Schmoll (Bearb.): Natur und Staat. Staatlicher Naturschutz in Deutschland 1906-2006. BfN-Schriftenvertrieb im Landwirtschaftsverlag. Münster: S. 91. (Naturschutz und Biologische Vielfalt, 35)

SCHOENICHEN, W. (1954): Naturschutz, Heimatschutz : ihre Begründung durch Ernst Rudorff, Hugo Conwentz und ihre Vorläufer. Wiss. Verl.-Ges. Stuttgart. (Große Naturforscher ; 16).

STR. (1871): Rezension zu: Das deutsche Reich und der internationale Thierschutz. Teil 1-2. Der Zoologische Garten 12 (12): 378-379. https://books.google.de/books?id=uonxAAAAMAAJ&dq=Der%20zoologische%20Garten&hl=de&pg=PA379#v=onepage&q=thierschutz&f=false

TAPPERT, A. (1882): Rezension zu „Die Praxis der Naturgeschichte, Teil 3. Literarischer Merkur 2 (14): 8.

WELZEL, H. UND RUEß, J. (Bearb.) (1925): Der Naturschutz im deutschen Schrifttum. Eine Auswahl, aus Anlaß des ersten Deutschen Naturschutztages in München 1925. Nachtrag. Ausstellungsbuchhandlung. München. (Veröffentlichungen des Deutschen Landesausschusses für Naturpflege ; 4)

WODZICKI, K. von (1853): Ueber den Einfluss der Vögel auf die Feld- und Waldwirthschaft im Allgemeinen, wie insbesondere auf die waldschädlichen Insecten. Journal für Ornithologie 1: 293-299. http://hdl.handle.net/2027/chi.73771538?urlappend=%3Bseq=305. - Im Original: WODZIZCI, K (1852): O wpływie jaki wywierają ptaki na gospodarstwo tak polne jak i leśne w ogólności a w szczególności o owadach lasom szkodliwych. Günther. Leszno. https://books.google.de/books?id=onQ7AAAAcAAJ&hl=de&pg=PP1#v=onepage&q&f=false

Der Verfasser dankt Evi Holtzem und Dr. Christoph Froehlich für die kritische Durchsicht des Manuskripts.

Die Berührung der Lebenswege von Ernst Rudorff und Philipp Leopold Martin

GERHARD HACHMANN

Während der Recherchen zur verschollen geglaubten ersten Publikation von Ernst Rudorff aus dem Jahr 1878 (HACHMANN U. KOCH 2015) stellte sich zur Überraschung der Verfasser heraus, dass der berühmte Arzt, Forschungsreisende und Zoologe Martin Hinrich Lichtenstein (1780-1857) sowohl zu Rudorff wie auch zu Philipp Leopold Martin persönlichen Kontakt hatte. Sogar mehr als das: Lichtenstein hat beide in unterschiedlichen Lebensphasen gefördert, und er hat den Lebenswegen dieser beiden Persönlichkeiten des deutschen Naturschutzes wichtige Impulse und entscheidende Anstöße gegeben.

Martin Hinrich Lichtenstein war eine bedeutende Person des gehobenen Berliner Bürgertums in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, sein Haus ein Mittelpunkt des geselligen Lebens. Nach einem Medizinstudium und einer mehrjährigen Reise nach Südafrika hatte er sich in der preußischen Hauptstadt niedergelassen. Dort machte er rasch Karriere: 1810 wurde auf seine Anregung und nach seinem Plan das Zoologische Museum der Universität Berlin gegründet, dessen Direktorat er von 1813 bis zu seinem Tod innehatte. 1811 besetzte er die erste Professur auf dem Lehrstuhl für Zoologie. Mehrfach wurde er zum Rektor der Universität ernannt und zählte bald auch zu den Mitgliedern der Akademie der Wissenschaften. Er war zudem der Initiator und wurde der erste Generalsekretär des Zoologischen Gartens Berlin.

Neben seinen medizinischen und zoologischen Fähigkeiten verfügte Lichtenstein auch über eine große musikalische Begabung und Kennerschaft und war ein Förderer von musikalischen Aktivitäten in der Stadt. So war er unter anderem Mitglied der Berliner Sing-Akademie und der auf 24 Männer begrenzten Zelterschen Liedertafel. Letztlich aber stellte er sein musikalisches Talent hinter sein lebensbestimmendes Wirken in der Zoologie zurück (Biographische Daten nach HEß 1883 und ANONYM o.J.)

Im Grunde genau anders herum verhielt es sich mit den Interessen und Fähigkeiten bei Ernst Rudorff. Zwischen dessen Eltern und der Familie Lichtensteins bestand eine enge Freundschaft. Lichtenstein und seine Frau wurden vom kleinen Ernst mit „Onkel“ und Tante“ angeredet. „Sie nahmen einen Anteil an allem, was meine Eltern anging und bewegte, insbesondere an der Entwicklung ihres eigenen Kindes, wie die nächsten Verwandten ihn nicht wärmer bestätigen konnten“, erinnerte sich Rudorff als alter Mann in seiner Lebensbeschreibung (RUDORFF 2006, S. 513). Die Beziehung war so vertraut, dass bei Rudorffs Geburt Lichtensteins Tochter Marie zur Patentante auserkoren wurde.

Die enge Freundschaft der beiden Familien war bis vor wenigen Jahren nicht dokumentiert. Zwar hat Ernst Rudorff umfangreiches Material über seine Familie hinterlassen, das die Herkunft seiner Eltern und den eigenen Lebenslauf bis zum Jahr 1873 umfasst. Die Niederschrift wurde, von seiner Tochter Elisabeth unter den Titel „Aus den Tagen der Romantik“ gestellt, im Jahr 1938 veröffentlicht. Voraussetzung für die Anmeldung der Publikation bei der Reichsschrifttumskammer war jedoch die Streichung oder zumindest neutralisierende Darstellung nahezu aller Passagen, die Personen jüdischer Abstammung enthielten. Ausgespart wurden deshalb ausführliche Berichte über Felix Mendelssohn-Bartholdy, Joseph Joachim, Rahel Varnhagen, Achim von Arnim und viele andere Personen, mit denen die Familie Ru-

dorff verkehrt hatte. Als dem Verleger Martin Greiner während der Vorbereitungsarbeiten zur Kenntnis kam, dass Martin Hinrich Lichtenstein zwar christlich getauft war, seine Familienherkunft aber im jüdischen Glauben lag, bat er in einem Brief an Elisabeth Rudorff, „diesen Umstand schon bei der Durcharbeitung des Manuskriptes zu bedenken“ und um „die äu-

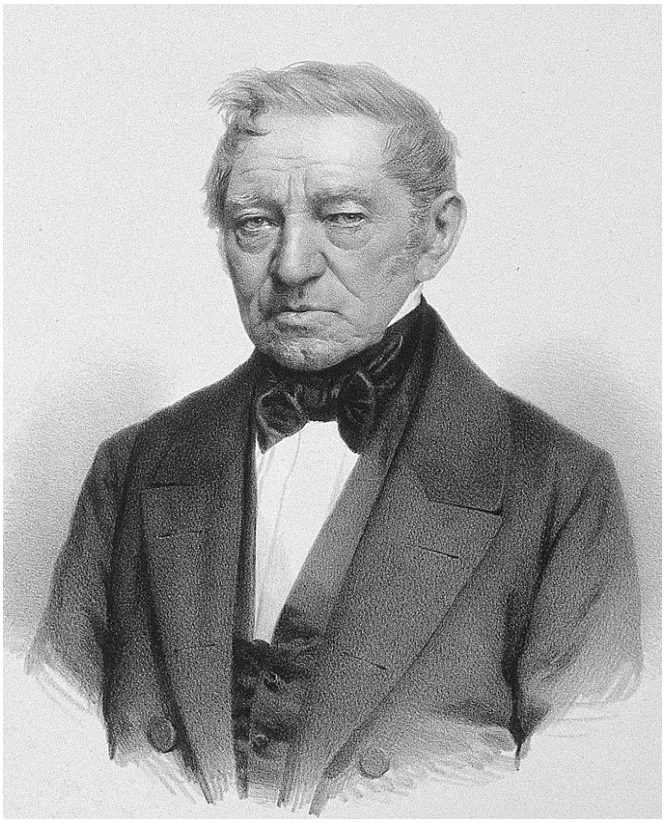


Abbildung 1: Portrait Martin Hinrich Lichtenstein. (Quelle: Wikimedia Commons.)

ßerste Zurückhaltung bei der Erwähnung von Professor L. und Marie L.“ Gegen diese weitere Streichung wollte Elisabeth Rudorff zunächst aufbegehren, wurde von Greiner in einem weiteren Brief aber noch einmal eindringlich gewarnt: „Inzwischen möchte ich Ihnen nur noch mit grösstem Nachdruck raten, doch amtlicherseits in der Lichtenstein-Angelegenheit garnichts zu unternehmen.“ Rudorffs Tochter nahm schließlich auch diese weitere Verfälschung der Lebensgeschichte ihres Vaters hin. Im Ergebnis kam es dazu, dass „die meisten Textstellen über Hinrich und Marie Lichtenstein gestrichen wurden. In einigen Fällen wurde lediglich der Name entfernt oder durch eine unpersönliche Wendung ersetzt (etwa durch ‚ein musikverständiger Freund‘), die geschilderte Begebenheit aber blieb bestehen, und nur selten findet sich der komplette Name“.

Um eine Publikation der Erinnerungen ihres Vaters im nationalsozialistischen Deutschland zu ermöglichen, nahm Elisabeth Rudorff also Eingriffe in Kauf, die die Darstellung des Lebens ihrer Großeltern und ihres Vaters massiv verfälschten, in der Hoffnung auf eine in der Zukunft mögliche, ausführlichere und korrekte Neuedition. Dazu kam es jedoch für lange Zeit nicht. Erst 2006 wurde Rudorffs Autobiographie im Auftrag der „Stiftung Naturschutzgeschichte“ in Königswinter von Katja Schmidt-Wistoff in einer verdienstvollen historisch-kritischen Bearbeitung vollständig neu herausgegeben. Schmidt-Wistoff beschreibt in der

Einführung zu dieser Publikation detailliert die groben Verstümmelungen der ersten Edition (SCHMIDT-WISTOFF 2006; hieraus obige Darstellung und Zitate). Erst mit der Neuausgabe der Lebenserinnerungen Rudorffs sind die umfangreichen Passagen zum vertrauten Verhältnis der Familien Rudorff und Lichtenstein, die sich regelmäßig wechselweise besuchten, wieder bekannt geworden und nachzulesen. Dazu zählt auch ein einschneidendes Erlebnis des Halbwüchsigen Ernst Rudorff im Zoologischen Museum.

Besondere Anziehungskraft übte auf den Jungen die Lichtensteinsche Wohnung in der Universität dadurch aus, „daß sie sich in unmittelbarer Nachbarschaft des zoologischen Museums befand. Stand man, nachdem die Treppen erstiegen waren, rechts an der Lichtensteinschen Tür, so erblickte man zur Linken oft genug durch den gerade offenstehenden Eingang der zoologischen Sammlungen einen mächtigen ausgestopften Elefanten, der am Ende eines langen Ganges inmitten anderer merkwürdiger Ungetüme aufgestellt war. Ein Streifzug in diese Gemächer, in denen die gesamte Tierwelt, namentlich auch die prächtigsten Vögel zu sehen waren, durfte ohne weitere Umstände unternommen werden und reizte immer aufs neue die Neugier“, erinnerte Rudorff sich. „Wichtiger aber als alles übrige war mir ein kleines Kabinett, das abgesondert von den dem großen Publikum zugänglichen Haupträumen zur Seite lag, und eine Sammlung der hauptsächlichsten europäischen Schmetterlinge enthielt. … Ich war ein leidenschaftlicher Schmetterlingssammler und Lichtenstein gestattete mir den Eintritt in die kleine Sammlung, so oft ich mich an dem Anblick der mannigfaltigen schönen Geschöpfe erfreuen oder diesen und jenen frisch gefangenen, mir noch unbekannten Schmetterling bestimmen wollte. … Ich betrieb das Sammeln mit mehr Ernst, mit gründlicherem Interesse, als es wohl durchschnittlich bei halbwüchsigen Burschen, die auf Schmetterlingsfang ausgehen, der Fall zu sein pflegt. Als Lichtenstein dies bemerkte, war er gern bereit, meinem Eifer irgendwie förderlich zu sein.“ Rudorff vertieft sich mit der Zeit immer mehr in die Schmetterlingskunde. „Als … meine Passion, reichlich genährt, den Höhepunkt erreicht hatte, rückte ich eines Tages dem Onkel Lichtenstein gegenüber mit dem Bekenntnis heraus, es sei mein dringender Wunsch, Zoologe zu werden. Er antwortete mit der Frage, ob es mir denn eine besondere Freude mache, toten Tieren oder zum Beispiel auch einem menschlichen Leichnam den Bauch aufschneiden zu sehen. Mit Entsetzen wies ich diese Zumutung zurück. ‚Nun‘, sagte er, ‚dann schlage dir diese Fantasieen aus dem Sinne. Was dir Spaß macht ist die sogenannte systematische Zoologie. Für die ist längst so gut gesorgt, daß nichts mehr darin zu tun bleibt. Heute handelt es sich darum, in der Physiologie etwas zu leisten. Dazu aber taugst du nicht.‘ Natürlich war ich durch diesen Bescheid rücksichtlich der Wahl eines naturwissenschaftlichen Berufs für alle Zeit entscheidend kuriert“ (RUDORFF 2006, S. 513-515).

Lichtenstein gab damit dem Lebensweg des jungen Ernst Rudorff die womöglich entscheidende Richtung vor. Und er tat dies mit einer genauen Kenntnis der Fähigkeiten und Schwächen des Halbwüchsigen, dessen empfindsames Naturell er richtig einschätzte und von dessen musikalischen Fähigkeiten er wusste. Denn Lichtensteins Tochter Marie hatte das große musikalische Talent Rudorffs schon sehr früh erkannt. Ihr gelang es, die Eltern des Fünfjährigen zu überzeugen, „daß es an der Zeit sei, meiner wild aufschießenden Klavierklimperei ein Ende zu machen, und ein Talent, das sich durch Gehör, rasches Auffassen und leidenschaftliches Vergnügen an aller Musik deutlich genug kundgab, nicht länger ohne irgendwelche Zucht vegetieren zu lassen“ (RUDORFF 2006, S. 467). Marie Lichtenstein wurde von 1845 bis 1847 zur ersten Klavierlehrerin, und der Unterricht fand statt in der bereits erwähnten, dem Zoologischen Museum gegenüber liegenden Wohnung ihrer Familie.

Zweierlei ist also festzuhalten: Martin Hinrich Lichtenstein gab dem Halbwüchsigen Ernst Rudorff einen wahrscheinlich entscheidenden Impuls für seine spätere Berufswahl. Und durch die enge Freundschaft zur Familie Lichtenstein kannte Rudorff die dem Zoologischen Museum zugehörige Sammlung nicht nur, sondern besuchte sie und vor allem das benachbarte Schmetterlingskabinett als Halbwüchsiger, wann immer es ihm gefiel. Es darf unterstellt werden, dass er bis zum Tod Lichtensteins, also bis ins Alter von 17 Jahren, freien Zugang zum Zoologischen Museum besaß und von der Existenz der Werkstatt der Tierpräparatoren wusste.

Dort war aber in der Zeit von 1852 bis Anfang 1859 Philipp Leopold Martin als Konservator und Präparator angestellt, auch er ein Protegé Lichtensteins. Bereits 1848 war es zu einem ersten Kontakt zwischen den beiden gekommen, als Martin Proben seiner Arbeit aus Bunzlau an den Leiter des Zoologischen Museums in Berlin geschickt hatte. Eine Stelle konnte Lichtenstein allerdings noch nicht anbieten, war aber offensichtlich von den Fähigkeiten des Präparators beeindruckt. Als sich Martin entschloss, gemeinsam mit seiner ersten Frau und dem Landschaftsmaler und Botaniker Carl Ferdinand Appun eine mehrjährige naturwissenschaftliche Sammelreise nach Mittel- und Südamerika zu unternehmen, wurde sein Vorhaben durch ein Empfehlungsschreiben Lichtensteins (und auch Alexander von Humboldts) unterstützt. Die aktienfinanzierte Unternehmung stand jedoch unter keinem guten Stern. Die Lebenshaltung war teurer als gedacht, und aus politischen Gründen gab es Probleme mit dem Versand der Naturalien in die Heimat. Nachdem Martins Frau im Herbst 1849 gestorben war und er selbst erkrankte, brach er die Reise ab. Nach seiner Rückkehr schlug er sich die folgenden Jahre mehr schlecht als recht durch und beklagte sich in einem Brief an Lichtenstein vom 14.6.1850, dass seine besten Kräfte verloren gingen, „ohne der Wissenschaft erfolgreich gedient zu haben." Ende 1851 erreichte ihn endlich ein Brief Lichtensteins, der ihm darin eine Anstellung an seinem Museum ab dem April 1852 anbot, die Martin zwei Monate später antrat. Mit 36 Jahren erhielt er damit erstmals eine feste Wirkungsstätte. Der ihm wohlgesonnene Lichtenstein ließ zudem dem begabten Mitarbeiter den Freiraum, den dieser benötigte, um sich weiterzuentwickeln, und gewährte ihm manche Privilegien (Darstellung nach JAHN 1995).

Auch Martins Lebenslauf hat also durch Lichtensteins Einfluss entscheidende Wendungen genommen. Das gilt sogar gewissermaßen noch nach dessen Tod, denn sein Nachfolger schränkte die Privilegien und Freiheiten des Präparators sofort ein, was nach einiger Zeit zur Kündigung und dem Wechsel Martins von Berlin an das Königliche Naturalienkabinett in Stuttgart führte.

Nun ist kaum vorstellbar, dass der jugendliche Ernst Rudorff über Jahre hinweg nahezu freien Zugang zum Zoologischen Museum besaß, ohne irgendwann einmal dem in diesen Räumen arbeitenden, 25 Jahre älteren Präparator Philipp Leopold Martin begegnet zu sein. Mit hoher Wahrscheinlichkeit haben sich Rudorff und Martin ein- oder vielleicht auch mehrmals gesehen, vielleicht sogar einmal miteinander gesprochen, lange bevor sie zu den Exponenten des frühen Naturschutzes in Deutschland wurden. Allerdings muss es bei einer Vermutung bleiben. Der Name des so viel älteren Präparators hat sich nicht bei Rudorff festgesetzt, er taucht nicht im Namensregister der bis 1873 reichenden Rudorffschen Lebenserinnerungen auf.

Ob sie in der Zeit ihres späteren naturschutzbezogenen Wirkens voneinander wussten, ist derzeit unklar. Den Leserbrief Rudorffs in der Berliner „Post" aus dem Jahr 1878 kann Martin, der zu dieser Zeit in Stuttgart wohnte, kaum wahrgenommen haben. Vermutlich gilt das

auch für Rudorffs Aufsatz in den „Preußischen Jahrbüchern“. Als der sich 1888 ein weiteres Mal an die Öffentlichkeit wagte, war Martin aber bereits gestorben. Auch Rudorff scheint Martins Publikationen nicht wahrgenommen zu haben. Seine Lebenserinnerungen sind nur bis zum Jahr 1873 greifbar, spätere Tagebucheinträge bisher nicht veröffentlicht. In seinen wenigen Publikationen erwähnt er ihn an keiner Stelle. In gewisser Weise verwundert das nicht, argumentiert er doch völlig anders als der vom utilitaristischen Vogelschutz zum Artenschutz und weiter zum Naturschutz sich entwickelnde Tierpräparator. Aber gerade weil sich diese beiden für den Naturschutz in Deutschland so bedeutenden Persönlichkeiten im späteren Lebensverlauf nicht wahrgenommen haben, hinterlässt die zeitweilige Annäherung und vielleicht sogar Berührung ihrer Lebenswege in den Jahren 1852 bis 1857 ein Gefühl der Melancholie.

Literatur

ANONYM (o.J.): Prof. Dr. Dr. h.c. M. Lichtenstein. http://www.zoodirektoren.de/index.php?option=com_k2&view=item&id=33:prof-drdrhc-mlichtenstein&Itemid=148

HACHMANN, G. U. KOCH, R. (2015): „Der Terrorismus der geraden Linie“. Ernst Rudorffs verschollen geglaubte, erste Publikation aus dem Jahr 1878 entdeckt. Natur und Landschaft 90 (2): 69-74.

HEß, W. (1883): Lichtenstein, Martin. Allgemeine Deutsche Biographie 18, S. 556-557 (Onlinefassung); http://www.deutsche-biographie.de/ppn100190014.html?anchor=adb

JAHN, I. (1995): Ein Pionier der „Museumsdermoplastik“ – Leopold Martin (1815-1886). Der Präparator (41) 2: 53-62.

RUDORFF, E. (2006): Aus den Tagen der Romantik. Bildnis einer deutschen Familie. Hrsg. und mit einer Einführung von Katja Schmidt-Wistoff. Campus. Frankfurt/New York. Bd. 1: 648 S.; Bd. 2: 564 S.; Bd. 3: 396 S. (Geschichte des Natur- und Umweltschutzes; 6).

SCHMIDT-WISTOFF, K. (2006): Ernst Rudorffs Lebenserinnerungen im Kontext ihrer Entstehungs- und Editionsgeschichte. In: RUDORFF, E.: Aus den Tagen der Romantik. Campus. Frankfurt/New York: 11-75, hier insbesondere S. 57-59.

Quellenteil

Der Waidmann.

3. Band. Blätter für Jäger u. Jagdfreunde. N: 1.

C. SCHMETZER. X.A.

Monatlich 2 Nummern. — Der Band läuft vom 1. October bis 1. October. — Preis halbjährlich 1 Thlr.

Jeder unbefugte Nachdruck der im „Waidmann" enthaltenen Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Das deutsche Reich und der internationale Thierschutz.

Von L. Martin.

Deutschland, das durch die großen Ereignisse der jüngsten Vergangenheit in seiner innern Gestaltung, wie an seiner Macht nach Außen ein großes einiges Reich geworden ist, dessen weite Grenzen jetzt „vom Fels zum Meer" reichen, ist dadurch berufen worden, sein gewichtiges Wort in allen solchen Dingen zur Geltung zu bringen, welche maßgebend auf die Entwickelung der Weltverhältnisse einzuwirken haben.

Zu solchen weltgeschichtlichen Tagesfragen gehören ganz besonders auch die des allgemeinen und des speziellen Thierschutzes, die um so dringender an uns herantreten, als die Kreise des merkantilen und sozialen Lebens, die wir mit dem beliebten Ausdruck „Kultur" zu bezeichnen gewöhnt sind, mit jedem Jahre sich vergrößern und die Bedingungen des freien Naturlebens entweder immer mehr einschränken oder gänzlich zerstören. — In den Zeiten der mosaischen Gesetzgebung und noch später, bis theilweise in unsre Zeit hinein, lebten die Menschen mehr oder minder noch im glücklichen Vollgenuß eines überall üppigen Naturlebens, aus dem sich die Ansicht der unumschränkten Herrschaft des Menschen über die Natur nach und nach zum allgemein giltigen Kultus erhob und um so williger Eingang fand, als sie dem egoistischen Bedürfniß oder der Passion jedes Einzelnen das Wort redete.

Wenn auch das alte Testament in einzelnen Stellen den Thierschutz befürwortet, so ist solcher weder in das römische noch deutsche Recht erfolgreich genug übergegangen, und die stets lüsternen Zungen üppig lebender Mönche und Pfaffen haben das Bedürfniß eines nothwendigen Thierschutzes jederzeit zu unterdrücken gewußt, und nur der Liebhaberei einzelner Fürsten und Landesherren blieb es überlassen, zum eigenen Vergnügen einzelne Thierarten zu hegen und zu jagen. Aus dieser individuellen Bevorzugung Einzelner bildete sich, wo unverhältnißmäßig hohe Wildstände gehalten wurden, allmälig eine um so feindseligere Opposition, als sie unter ihrem Einfluß mehr oder minder zu leiden hatte.

Die mittelalterlichen Begriffe von einer unbeschränkten Ausnützung der Natur haben sich in der Erziehung des Menschen bis auf den heutigen Tag unumschränkt fortgepflanzt und dies um so mehr, als von Seiten der Schule und der Gesetzgebung noch viel zu wenig dagegen eingewirkt wird. Vielmehr hat die stets wachsende Industrie heutiger Tage ein so ungeheures Verlangen nach allen möglichen, sogenannten Rohstoffen der Natur, daß nicht nur die Existenz einzelner Pflanzen und Thiere von ihr bedroht wird oder schon aufgehört hat, sondern auch ganze Völkerstämme sogar ihren Untergang dabei finden und gefunden haben. — Wir lassen bei der Erörterung solcher Fragen gewöhnlich muthlos die Hände sinken und wenn wir egoistisch gesinnt sind, geben wir „das Recht des Stärkern" stillschweigend zu, — denken wir fatalistisch, so ist es „Bestimmung", und sind wir fromm, — „nun wie der Herr will!" — Mit allen solchen Ausflüchten ist nun aber weder uns — noch unsren Nachkommen — und der Natur selbst am Allerwenigsten gedient; es heißt also mit aller Entschiedenheit die Stimme der Wahrheit erheben und danach einmüthig handeln.

Wenn man an die Lösung einer solchen Aufgabe sich begibt, muß man, so groß auch die Menge althergebrachter Vorurtheile, sozialer Mißbräuche, nationaler und geographischer Schwierigkeiten sein mögen, vorher doch schon von der Möglichkeit wenigstens theilweiser Erfolge überzeugt sein, welche niemals ausbleiben werden, wenn der Gegenstand zum Ausdruck eines allgemeinen Volkswillens gemacht wird, mit dessen Hilfe die Regierungen nur allein zu einem erfolgreichen Ziele

gelangen können, ohne den sie aber immer ziemlich machtlos wirken.

Solches kann aber nur dann geschehen, wenn die Summe aller menschlichen Vergehen gegen die Natur auf die unzweideutigste Weise an den Tag gelegt wird. Im Nachstehenden will ich es versuchen, die hauptsächlichsten Punkte in möglichster Kürze zusammen zu stellen und die Wege anzugeben, auf welchen die Erreichung günstigerer Resultate möglich wird.

Walfischfang und Robbenschlag. Die Zahl der jährlich auf diesen Fang auslaufenden Schiffe dürfte mit 1000 wol nicht zu hoch angeschlagen sein, wovon Nordamerika allein über 600 ausschickt. Die Zahl der jährlich getödteten Walfische wird in runder Summe auf 10,000 geschätzt, während die der erschlagenen Robben im nördlichen Eismeer allein sich auf wenigstens 60 — 80,000 Stück beziffert.

Der Walfischfang in den nördlichen Meeren datirt schon seit dem Jahre 890, wo der angelsächsische König Alfred bereits darüber berichtet. Seit dieser Zeit ward er von Isländern, Holländern, Dänen, Schweden und den Engländern in so umfassender Weise betrieben, daß heutzutage die meisten Schiffe leer ausgehen und mit Robbenschlag zufrieden sein müssen. Er ward deshalb, und zumeist von den Nordamerikanern, nach der Südsee verlegt, wo in gleicher Weise auf das Erbarmungsloseste gewirthschaftet worden ist. Die Zeitschrift „Globus" sagt im 12. Band hierüber Folgendes: „Der Pottfisch, welcher das Spermaceti liefert, wird vorzugsweise in der Südsee gefangen. Seit etwa einem Vierteljahrhundert ist demselben alljährlich von 300 bis 500 Schiffen nachgestellt worden, und die Walfischjäger sind unverständig genug gewesen, auch die Weibchen und Jungen ohne Unterschied zu tödten. Nun hören wir die Klage, daß der Spermwal sich noch selten blicken lasse und daß kein Schiff mehr eine volle Ladung gewinnen könne, auch wenn es drei Jahre lang auf dem Fang gewesen ist."

Wenn wir zu diesen trostlosen Ergebnissen noch die Summe von 1000 Stück beizählen, die jährlich an der brasilianischen Küste gefangen werden sollen, während sich die der Russen um Kamtschatka, den Aleuten ꝛc. allen Berechnungen entzieht, so steigt die Zahl aller jährlich getödteten Wale auf die ungeheure Summe von mindestens 12,000 Stück.

Was nun den Robbenfang anbetrifft, so hat dieser erst angefangen zu blühen, seitdem der der Wale nicht mehr ausreichend sich lohnt, und wird, nach Petermann's geogr. Mittheilungen, in den nördlichen Meeren um Grönland und Spitzbergen u. s. w. allein auf 60 — 80,000 Stück angeschlagen, wobei einzelne Arten entweder bereits ausgerottet oder der Ausrottung nahe gebracht worden sind. Wie es auf der südlichen Halbkugel damit aussieht, wollen wir dem „Ausland" 1870 entnehmen, wo es wörtlich heißt:

„Der Robbenschläger auf Tasmanien, welche zumeist eine dunkle Vergangenheit hinter sich hatten, harrte anfangs eine reiche Ernte, denn die Seehunde waren damals noch zu Tausenden beisammen. Es gab deren zwei Arten, wovon die eine, schwarze, wegen ihres schöneren langhaarigen Felles doppelt so hoch im Werth stand als die andere. Ein einziges Fahrzeug, der Nautilus, erbeutete in kurzer Zeit 9000 Stück, und eine Bande von 35 Jägern soll in 18 Monaten nicht weniger als 36,000 Felle aufgebracht haben. Damals waren 8 — 12 Stück gegen eine Gallone Rum im Werth von 5 Schilling feil, und die Gallone Seehundsthran kostete nur 6 Schillinge. Dies war im ersten Jahrzehnt unsers Jahrhunderts. Die Jäger aber schlachteten die Henne, welche ihnen goldene Eier legte, insofern sie die Mütter selbst zur Zeit tödteten, wo sie die Jungen säugten, da Gesetze die Jahreszeit des Robbenschlags nicht beschränkten. Reiche Beute lieferte den Inselbewohnern ferner der Schöpsvogel, so geheißen, weil er gebraten wie Schöpsfleisch schmecken sollte. Es ist der schwarze Sturmvogel der Naturgeschichte, und ist oder war ehemals so zahlreich, daß der Entdecker Flinders einst einen Schwarm zu schätzen versuchte und versicherte, daß er aus hundert Millionen bestanden haben müsste. Die Eier, so groß wie die der Gänse, mit einem Nebengeschmack nach rohen Zwiebeln, mußten die geraubten Tasmanierinnen sammeln, die Federn aber wurden ausgerupft und zur Bettfüllung verwendet."

Noch weitere Belege beizubringen, wird, wenn diese Zahlen nichts beweisen sollten, wol ziemlich überflüssig sein. Es gilt hier nur noch auf die so traurige Thatsache hinzuweisen, daß bereits am Ende des vorigen Jahrhunderts, ein überaus harmloses Thiergeschlecht, die nordische Seekuh, (Rhytina Stelleri,) durch russische Seeleute gänzlich ausgerottet worden ist und daß die Elephantenrobbe der Südsee bald dasselbe Schicksal theilen wird. Die Wissenschaft seufzt ob solcher Thatsachen, kann sich aber aus dem Dilemma neuer Gattungsnamen nicht herauswinden, um noch zu retten was zu retten ist. So bleibt es denn der praktischen Naturgeschichte allein überlassen, für das Recht der Erhaltung bedrängter Geschöpfe nach Kräften einzustehen.

Das Recht der Erhaltung einzelner Thiergattungen ist zugleich auch die Existenzfrage für ganze Volksstämme! Und ich frage unsre Nationalökonomen, Staatsmänner und Philantropen, zu welchen letzteren ich auch ganz besonders die Missionsfreunde rechne, wie sie es anfangen wollen, die Eskimos in Grönland und Labrador, die Hudsonsbayländer und andere Stämme vor dem Untergang zu retten, wenn unsre und andere gewinnsüchtige Rheder fortfahren dürfen, den Vernichtungskrieg gegen wehrlose Thiere bis zu deren Erlöschen weiter zu treiben? — Der Seehund ist des Eskimos Brod, und sein Thran ein ganz unentbehrliches Lebenselement, das durch gar nichts andres ersetzt werden kann. — Es läßt sich mit zuversichtlicher Evidenz nachweisen, daß, wenn dem Robbenschlag nicht sofort Einhalt gethan wird, schon in zehn Jahren der Mangel an Seehunden bereits so fühlbar ist, daß einzelne Distrikte dieser ohnedies armseligen Länder entweder ganz verlassen oder ausgestorben sein werden. — Wie kann ein Kulturstaat, wie wir den unsrigen mit so vielem Selbstbewußtsein zu nennen belieben, noch länger fortfahren, dem ohnehin so hart geprüften Nordländer seine nothwendigen Lebenselemente in so augenscheinlicher Weise zu verkürzen? — Darum Hilfe, ehe es zu spät ist! —

Unsere Nationalökonomen und Gewerbsleute werden allerdings sagen, was aus unsern Thransiedereien, Gerbereien, Seifenfabriken u. s. w. werden soll, wenn der Thran spärlicher wird? Die Antwort hierauf ist einfach: Fahrt in der bisherigen Weise fort, so werdet ihr in 20 oder höchstens in 30 Jahren von selbst aufhören müssen, denn dann habt ihr nicht nur eine ganze Reihe von Geschöpfen vollständig und ein ganzes Menschengeschlecht nahezu und für alle Zeiten vernichtet. — Nur höchstens der, welcher noch

etwa an die Neuerschaffung höherer Thiere glaubt, dürfte darin den Anbruch einer neuen Epoche erblicken. Ich fürchte aber sehr, daß ihm dabei die Zeit etwas bedeutend lang werden dürfte.

(Fortsetzung folgt.)

Der Waidmann.

3. Band. Blätter für Jäger u. Jagdfreunde. N° 2.

C. SCHMETZER X.A.

Monatlich 2 Nummern. — Der Band läuft vom 1. October bis 1. October. — Preis halbjährlich 1 Thlr.

Jeder unbefugte Nachdruck der im „Waidmann" enthaltenen Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Das deutsche Reich und der internationale Thierschutz.

Von L. Martin.

(Fortsetzung.)

Pelzkompagnien und Pelzhandel. Man wird von vornherein entgegnen, daß die Pelzthiere Raubthiere sind, deren Verfolgung und Ausrottung nur nützlich sein kann. Allerdings ist dies in bedingtem Grade richtig, aber wir sehen, daß auch viele Thiere sehr werthvolles Pelzwerk liefern, die absolut keine Raubthiere sind, die Biber, Bisams, Chinchillas, Elenns, Hirsche, Bisons, Schwäne und Taucher.

Die ungeheuern Jagdgründe, die mit der Entdeckung Nordamerikas den eindringenden Europäern sich eröffneten, schienen anfangs unversiegbar zu sein, und nachdem der Handel mit verschiedenem Pelzwerk lange Zeit im Kleinbetrieb bestanden, nahm der Spekulationsgeist die Sache systematisch in die Hand, wodurch zwei großartige Kompagnien entstanden, welche an den entlegensten Punkten Factoreien, Forts und andere Stationen errichteten, die als Tausch- und Sammelplätze für den Handelsverkehr galten. —

Nach dem „zoologischen Garten", X. Jahrgang, brachte die Hudsonsbay-Kompagnie innerhalb 99 Jahren, und zwar von 1769 bis 1868, folgende Thierfelle auf den Londoner Markt: Biber 4,708,702; Zobel 1,240,511; Ottern 674,027; Luchse 1,052,051; Füchse 891,091; Waschbären 118,342; Vielfraße 68,694; Bären 288,016; Wölfe 467,549; Nörze 1,507,240; Iltisse 218,653; Dachse 275,302; Seeottern 5,349: Bisams 18,290,218; Kaninchen 1,773,368; Hirsche 237,794; Schwäne 94,326. — Bis zum Jahr 1839 bestand neben dieser Gesellschaft noch die Kanada-Kompagnie und lieferte diese während ihres Bestehens vom Jahr 1763 bis 1839: Biber 6,084,276; Zobel 2,931,383; Bären 767,232; Luchse 538,322; Füchse 765,711; Vielfraße 29,110; Ottern 895,832; Wölfe 254,502; Nörze 1,080,780; Waschbären 7,608,760; Bisams 4,280,580; Hirsche 5,692,348; Elenns 171,542; Schwäne 43,923.

Im Jahr 1868 versteigerte die Hudsonsbay-Kompagnie noch: Biber 146,774; Zobel 106,254; Nörze 73,473; Ottern 14,966; Luchse 70,473; Bären 6691; Iltisse 6298; Füchse 41,105; Wölfe 7494; Vielfraße 1104; Bisams 617,486; Waschbären 21,162; Dachse 1851; Seeottern 123; Hirsche 6851; Kaninchen 106,279; Robben 3196; Schwäne 527. Von anderer Seite wurden außerdem noch in demselben Jahre in London versteigert: Waschbären 130,000; Zobel 4500; Bären 1700; Ottern 22,000; Luchse 4800; Bisams 900,000; Chinchillas 24,000; Steißfüße 10,000.

Es liegt auf der Hand, daß solche Summen in ihren Einzelheiten nicht ganz mit der Wirklichkeit stimmen können und zumal dann nicht, wenn man bedenkt, wie groß der Verbrauch in Nordamerika selbst während dieser Zeit gewesen sein muß und daß London überhaupt nicht der alleinige Markt- und Stapelplatz gewesen ist, weshalb eine Erhöhung dieser Zahlen, um wenigstens ihren halben Werth jedenfalls nicht zu hoch gegriffen ist. Bedenken wir ferner, in welch' ähnlicher, wiewol politisch ganz anderen Richtung, Rußland in Sibirien, dem russischen Amerika und an anderen Orten verfahren ist, so erhalten wir Bilder der Thiervernichtung, deren Zahlen beinahe an das Unfaßbare streifen.

War bis dahin der Thierpelz in seiner einfachen Form als nothwendiges Kleidungsstück gegen die Kälte verwendet worden, so brachte eine so ungeheure Zufuhr von fremdartigem Rauchwerk die wandelbare Mode zu Wege, unter deren launenhaftem Spiel ganze Berge des edelsten Pelzwerkes, heute in dieser Form getragen, morgen wieder abgeändert oder

gänzlich verworfen wurden, denn in der einen „Saison" war dieses, in der anderen wieder jenes Pelzwerk Mode und so fort. — Aus allem diesen ersehen wir nur zu deutlich, wie die Haut eines Thieres so ohne alles Weitere als eine bloße Waare betrachtet wurde und betrachtet wird, die man nur vom Kadaver abzustreifen hat ohne danach im mindesten zu fragen, welcher Frevel gegen alles Lebende doch im Grunde daran klebt.

Wenn wir von der wirklichen Nützlichkeit mancher Raubthiere im Naturhaushalt vorläufig ganz absehen und sie als überflüssig betrachten wollen, — weil ja der Mensch ihre Funktionen auf das Vollständigste vertritt, — so haben wir unser Augenmerk doch auf solche Thiere zu richten, die absolut keine Raubthiere, wol aber unglücklicher Weise Pelzthiere sind, und dies sind zunächst die Biber, Bisams, Chinchillas, Hirsche, Bisons, Schwäne, Taucher ꝛc. Diese alle werden in solchen Gegenden, wo das Fleisch noch ziemlich werthlos ist, nur ihres schönen Pelzes wegen getödtet.

Blos deswegen, weil wir so üppig sind oder waren, echte Castorhüte zu tragen, wurde der Biber in solcher unverantwortlichen Weise der Vernichtung preisgegeben. Seine so überaus merkwürdige Lebensweise, in Burgen und Kolonien zu hausen, tönt heute bereits wie eine Art Mährchen zu uns, an das unsere Enkel schon nicht mehr glauben oder wenn sie es noch können, uns verachten werden, weil wir ihnen einen solchen Genuß und zwar für immer entzogen haben. — Die noch bei Barby an der Elbe befindliche Biberkolonie wurde auf königlichen Befehl lange Zeit in ziemlicher Anzahl erhalten; das Jahr 1848, einige Ueberschwemmungen aber ganz besonders Wilddiebe, haben diese letzten Ueberreste dem Erlöschen nahe gebracht, und zwar durch Mithilfe von Personen, die sich dessen aufrichtig schämen sollten. — Die seidenhaarige Chinchilla der Anden und der Pampas des südlichen Amerika, ist ein so überaus harmloses und durch seine Sonderbarkeiten, alle möglichen glänzenden oder sonst auffälligen Dinge zu seiner Höhle zu tragen, so anziehendes Thier, daß die Gefährlichkeit seiner Baue für Reiter nicht hinreicht, unsern Vertilgungskrieg gegen dasselbe zu entschuldigen. Ueber den Werth der Erhaltung der Hirsche, Bisams, Schwäne, Taucher u. a. zu sprechen wird später Gelegenheit genommen werden.

Nach diesen kurzen Darlegungen wird nur noch übrig bleiben, die unmoralische Seite darzuthun, die der Pelzhandel in seinem Gefolge nothwendig mit sich geführt hat und beschränken wir uns auf Nordamerika, so sehen wir auch dort „die Fackel der Civilisation" in Blut getaucht, über die Leichen unglücklicher Völkerstämme hinwegschreiten. — Allerdings waren es auch unter sich in ewigem Kampf und Streit lebende, wilde Jagdvölker, welche der eingedrungene Europäer von sich abzuwehren hatte, aber gerade so wie in Süd- und Mittelamerika durch ruchlose Abenteurer die Eroberung zum Fluch der Civilisation wurde, überließ man auch hier dieses wichtige Werk einer sehr zweifelhaften Menge beutegieriger und mordlustiger Eindringlinge. — Es geziemte dem civilisirten Menschen nicht, daß er ein anfangs zu friedlichem Umgang geneigtes Naturvolk, dem aufregenden Treiben seines eigenen Abschaumes überließ, welcher sich nicht erblödete, Mord und Krieg zur Devise seiner schlecht verhaltenen Absichten zu machen. Doch hiermit nicht genug, wurden die Völker außerdem noch mittelst Branntwein und Lastern aller Art entsittlicht und durch absichtliche Verbreitung der Pocken, zu dezimiren versucht. Dies war die Morgenröthe der Civilisation bei den Rothhäuten, und unter solchen Gräueln wurde der nordamerikanische Pelzhandel in schwunghaftester Weise betrieben. —

Jetzt ist der rothe Mensch aus seinen früheren Jagdgründen des Ostens schon auf einen sehr bescheidenen Raum gen Westen gedrängt und der Zahn der Civilisation nagt wie ein böser Wurm unablässig an seinen, durch Haß, Ausschweifung und Laster vergifteten Gliedern, und seine Jagdthiere, die Büffel, Hirsche, Bären und Wölfe ꝛc. theilen mit ihm das unvermeidliche Schicksal eines baldigen Unterganges. — Auf der südlichen Halbkugel theilen die Neuholländer und verwandte Völkerstämme das gleiche Schicksal und, daß es hier wie dort, von den Abkömmlingen der angelsächsischen Race und mit Wissen der Regierung des Mutterlandes geschehen darf, das ist für uns ein Gegenstand ernsten Nachdenkens. —

Englischer Sport zu Wasser und zu Land. Ebenso auffällig wie die soeben berührte Erscheinung ist der englische Sport als Gipfelpunkt eines rücksichtslosen Egoismus zu bezeichnen, der alles Lebendige mißachtend, nur in dessen Besiegung und Tod seine wirkliche Befriedigung findet. — Es gab eine Zeit, und theilweise ist sie noch, wo diese Krankheitsform des menschlichen Verstandes auch anderswo ihre Verehrer und Anbeter fand, welche versuchten, sie auch bei ihnen einheimisch zu machen. Glücklicherweise hat das Benehmen der Engländer im vorjährigen Kriege uns Deutsche eines Besseren belehrt, indem wir erkannt haben, daß dem englischen Charakter, neben einer Menge sonst ganz vorzüglicher Eigenschaften, auch die unbezwingliche Neigung zum Morden ohne Veranlassung leider nicht abgeläugnet werden kann. — So weit es die Jagd auf Thiere betrifft, kennzeichnet sich der englische Sport ganz besonders dadurch, daß es ihm nur allein um die Geschicklichkeit des bloßen Tödtens zu thun ist, weshalb nach Abnahme der üblichen Trophäen alle übrige Benutzung des Wildprets dem bloßen Zufall überlassen bleibt.

So sehen wir schon seit vielen Jahren den englischen Sportsmann auf den afrikanischen Elephanten-, Nashorn-, Hippopotamus- und anderen Jagden, als Würgengel der Thierwelt auftreten, der es unter Umständen selbst nicht verschmäht, zu diesem Zweck den so verhaßten Sclavenjagden zeitweise sich anzuschließen. In ganz ähnlicher Weise wird auf Ceylon, in Ostindien, Neuholland und noch in vielen anderen Ländern, auf Inseln und der See verfahren und wo der Territorial-Besitz nicht ausreicht, wird mit schnödem Geld das „noble" Vergnügen erkauft, zu welch' Letzterem in Europa, ganz besonders die scandinavische Halbinsel, aber auch Spanien, die schweizer Alpen, Griechenland u. s. w. gehören. — Wo die Jagd keine hinlänglichen Erfolge mehr darbietet, finden sich Angler ein, die mit bewundernswürdiger Geschicklichkeit und Ausdauer die Weiher und Gebirgsbäche fast bis auf den letzten Fisch zu entleeren verstehen, welche in sehr vielen Fällen nicht zur Nahrung verwendet, sondern in kindischer Freude tagelang in Gefäßen aufbewahrt werden, bis ihr Verwesungsgeruch zum Wegwerfen oder Vergraben nöthigt.

In ganz gleicher Weise findet der Vernichtungskrieg zur See statt, wo nicht blos Bote, sondern sogar Schiffe auf die komfortabelste Weise, zum Sport auf der See ausgerüstet werden. Bekannt ist das mörderische Gemetzel

unter den Seevögeln, wo oft ganze Kolonien in wenigen Stunden oder Tagen, planlos hingemordet werden. Es verdient daher um so rühmlicher bekannt gemacht zu werden, daß auch in England bereits sich Stimmen dagegen erhoben haben.

Eine englische Zeitung berichtet 1869 darüber Folgendes:

„Mr. Sykes, Parlamentsmitglied für den östlichen Bezirk York, hat im Hause der Gemeinen eine Bill eingebracht, den Schutz der Seevögel in der Brut- und Entwickelungszeit betreffend, und motivirt dieselbe dadurch: daß die Vögel vielfachen Nutzen gewähren, den Schiffer vor Untiefen warnen, den Fischern die ergiebigen Fangplätze anzeigen, und außerdem der Scenerie der Meeresküste einen pitoresken Reiz verleihen ꝛc."

Die Vögelverfolgung auf dem Meer und an den Küsten ist jedoch auch sonst noch ungeheuer, und ich erinnere dabei nur an die Ausrottung der Dronte auf den mascarenischen Inseln Mauritius und Rodriguez, vor jetzt bald 200 Jahren, welche den dort anlegenden Schiffern wehrlos zur Beute fielen. — Was wir heute noch von diesem flügellosen, fetten und unbeholfenen Vogel von mehr als Truthahngröße besitzen, sind einige ungenaue Bilder und Beschreibungen, zu denen sich später noch ein Paar aufgefundene Schädel und Füße gesellen. — Auf der nördlichen Halbkugel lebte noch bis vor wenigen Dezennien ein zum Fliegen unfähiger Alk, der früher um Grönland, Island, Norwegen und auf vielen nordischen Inseln häufig war und den Bewohnern jener Gegenden Fleisch und Pelzwerk lieferte. Ein speculativer dänischer Naturaliensammler wußte noch einen Brutort dieses Vogels auf einer einsamen klippenreichen Insel, er sandte einen Beauftragten dahin, welcher denn auch so vollständig mit diesen Vögeln und ihren Eiern aufräumte, daß seit dieser Zeit auch nirgends mehr eine Spur davon aufgefunden worden ist.

Fast alle Seefahrer und Reisende, welche das Kap Horn und das Vorgebirge der guten Hoffnung umschiffen, werden nicht müde von den Erzählungen, welches Vergnügen sie gehabt, das große „Seeschaf" (Albatros) an ausgeworfenen Angeln vom Schiff aus zu fangen und rühmen sich, deren Zahl nach Dutzenden zu bemessen, die dann entweder wieder losgelassen, oder zum Vergnügen des ohnehin rohen Seevolkes auf dem Verdeck der Schiffe brutaler Neckerei preisgegeben wurden. — Bedenkt man nun die Zahl der Schiffe, die jährlich diese Gewässer befahren, so muß der muthwillige Vernichtungskrieg gegen diese harmlosen Geschöpfe ein wirklich ungeheurer sein.

In sehr vielen Seebädern, und die deutschen leider nicht ausgeschlossen, wird der Unterhaltung wegen ein recht bedauernswerther Unfug mit der Jagd auf Seevögel betrieben. Jagdliebhaber und solche, die sonst nie ein Gewehr in die Hand genommen, finden es ganz am Platz, die brütenden Vögel zu berücken und massenhaft todt zu schießen. — Hoffentlich bedarf es nur der Erwähnung, um die betreffenden Behörden zur Abstellung solcher Frevel zu veranlassen. — Zu weiterer Bekräftigung füge ich noch eine Mittheilung bei, die, dem Stuttgarter Tageblatt 1870 entnommen, folgende Schilderung entwirft: „Dem norddeutschen Thierschutzverein Androklus ist von der Polizeiverwaltung in Schleswig die Mittheilung zugegangen, daß unter der preußischen Regierung einem blutigen Volksfeste ein Ziel gesetzt worden. Der Stadt Schleswig gegenüber erhebt sich in der Schlei eine ungefähr 100 Fuß hohe, wüste Insel, auf welcher alljährlich Tausende von Möven brüten. In jedem Jahre wurde unter dänischer Herrschaft auf diese ganz harmlosen Vögel, deren Fleisch ungenießbar ist, deren Federn nicht verwendbar sind, sobald die Jungen flügge geworden — bis dahin durfte sich Niemand der Insel nahen — an einem vorher bestimmten Tage eine allgemeine Jagd veranstaltet. Irgend einer der höheren Beamten landete zuerst an der Insel und that dann für den König von Dänemark den ersten Schuß. Sobald dieser gefallen war, landeten Hunderte von Kähnen. Die Erwachsenen schossen, ihre Sprößlinge schlugen mit Stöcken nieder, was sich noch nicht in die Lüfte erheben konnte und den ganzen Tag hatte man in der Stadt das widerliche Schauspiel, Kinder herumlaufen zu sehen, welche im Verscheiden liegende Möven in den Händen hielten. Dieser Thierquälerei ist nun ein Ende gemacht worden."

(Fortsetzung folgt.)

Der Waidmann.

3. Band. Blätter für Jäger u. Jagdfreunde. N= 3.

C. SCHMETZER. X.A.

Monatlich 2 Nummern. — Der Band läuft vom 1. October bis 1. October. — Preis halbjährlich 1 Thlr.

Jeder unbefugte Nachdruck der im „Waidmann" enthaltenen Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Das deutsche Reich und der internationale Thierschutz.

Von L. Martin.

(Fortsetzung.)

Der Vogelfang in Italien, Frankreich, Spanien ꝛc. — Wir kommen jetzt an einen recht dunklen Fleck unsrer abendländischen Gesittung, der weder in der Geschichte des Alterthums noch in der unkultivirter Völker der Neuzeit in gleichem Maße wiederzufinden ist. — Es muß das menschliche Gefühl um so tiefer verletzen als es lauter Thiere betrifft, welche die Schöpfung nicht nur zur allgemeinen Freude und Erheiterung, sondern zugleich auch zum nothwendigen Gleichgewicht im Haushalt der Natur unwiederleglich berufen hat. — Wenn wir vorläufig auch von den großen Annehmlichkeiten des Vogelgesanges abstehen und als Ergänzung dafür die Drehorgeln, Pattikonzerte und Gesangvereine gelten lassen wollen, welche die Ohren der Städtebewohner oft fieberhaft entzücken, so müssen wir das Seltener-Werden dieser munteren Wesen im Feld und Wald, auf Baum und Strauch, in der Luft und auf der Erde, immer schmerzlicher vermissen, weil sie es eben sind, die der Landschaft und der Vegetation erst den Stempel des beweglichen Lebens aufdrücken. — Ihr ökonomischer Werth im ganzen Naturhaushalt ist dagegen ein so immenser, daß genau in der umgekehrten Weise, wie die Zahl der Singvögel von Jahr zu Jahr abnimmt, die Klagen über Ungezieferschäden progressiv zunehmen. — „Praktische Naturforscher," und unter ihnen der verstorbene Gloger ganz besonders, haben sich ernstlich angelegen sein lassen, die Augen der Behörden und des landwirthschaftlichen wie forstlichen Publikums auf diesen Gegenstand zu lenken. — Vieles ist von einzelnen Behörden dafür schon gethan worden, aber immer erlahmte die Kraft nur zu bald, weil die richtige Einsicht dafür größtentheils noch fehlte und andrerseits die Schwierigkeit der Arbeit die nöthige Ausdauer oft vermissen ließ. — Nach dem vorgezeichneten Plan der gegenwärtigen Arbeit gehören indeß solche Erörterungen weiter rückwärts, weshalb wir uns zunächst mit dem überschriebenen Thema selbst befassen wollen.

In Anbetracht des Gegenstandes erscheint es fast als ein Unglück, daß die meisten Vögel wandern, das heißt, nach einer in ihrem Organismus begründeten Periodizität, dem gleichlaufenden Wechsel der übrigen Naturverhältnisse zu ihrer eigenen Existenz nachzukommen trachten. Es tritt daher bei den meisten Vögeln ein jährliches zweimaliges Ortverändern von Süd nach Nord und umgekehrt ein, das beidemal etwas früher erwacht als die äußere Veranlassung dazu sichtbar wird.

Bei der herbstlichen Wanderung von Nord nach Süd wird dieselbe durch das Hinzukommen der jungen Vögel viel bemerkbarer als bei der Zurückkunft im Frühjahr, wo eine ungeheure Menge von denselben ihren Tod in fremden Landen gefunden hat. Dieser Umstand nun soll uns gerade beschäftigen, weil er uns Aufschluß über das Verbleiben so ungeheurer Massen geben soll.

Die Wanderung der deutschen Vögel im Herbst geschieht anfänglich die größeren Flüsse — als Rhein, Weser, Elbe und Oder — aufwärts. Während nun die Vögel, von den Quellen der drei letztern Flüsse abschweifend nach Oesterreich und Bayern bis an die Donau gehen, um an ihr abwärts den Uebergang nach Oberitalien und Dalmatien zu suchen, geht der rechte und bei weitem größere Flügel, den wir die „Rheinarmee" nennen wollen, diesen Strom aufwärts bis nach dem Vierwaldstädter See und von da das Reußthal entlang. Von hier geht der Zug durch die Furka nach Wallis, dem Oberalpenpaß nach Graubünden oder dem Gotthardpaß, der nach Italien führt.

Kohl, welchem die letztere Angabe entnommen, weist darauf hin, daß die Wege der Vögel fast genau über den klassischen Boden führen, den Hannibal und die Römer, Karl der Große, die deutschen Kaiser und Napoleon, theils als Unterjocher, theils als Unterjochte, gewandelt sind.

Schon in Graubünden und Tessin, also in zwei Kantonen der freien Schweiz, nimmt die Vogelmörderei für den Küchengebrauch ihren unheilvollen Anfang, wo zur Herbstzeit viele Tausende hingeschlachtet und auf den Märkten feilgeboten werden. Das Unwesen steigert sich aber sofort in grausenhafter Weise, sobald die armen Vögel den Boden des schönen Italiens betreten haben. Lassen wir darüber einen Ausländer, den Senator Bonjean, in einem 1861 an den Senat von Frankreich eingereichten Bericht sprechen, wo es folgendermaßen lautet:

„In Italien ist der Vogelfang eine Leidenschaft, die an Wahnwitz gränzt. Während der Zeit des Vogelzuges im Frühjahr und ganz besonders im Herbst, verlassen dort Leute jeden Alters und Standes ihre sonst gewohnte Beschäftigung, um über die kleinen befiederten Reisenden herzufallen. Jung und Alt, Kinder und Greise, Edelleute und Handwerker, Geistliche und Weltleute, Geschäftsmänner und Müssiggänger, Städter und Landvolk, Alles geht auf den Vogelfang. Die Menge der hierdurch umgebrachten Thierchen ist natürlich ungeheuer groß. In einem einzigen Bezirk, am Como-See, beträgt die Zahl der umgebrachten kleinen Insektenvögel jeden Herbst 60—70,000 Stück. Diejenigen, welche in der Umgegend von Verona, Bergamo und Brescia hingeopfert worden, schätzt man auf mehre Millionen. Auf der gesammten übrigen Halbinsel und auf Sicilien geht es damit ebenso. In Folge dessen wird jetzt auch „das schöne Land der Orangen" sehr wenig durch Vogelsang erfreut. Ja sogar in der italienischen Schweiz, im Canton Tessin, ist bereits der Sperling eine Seltenheit geworden."

Ueber den Vogelfang auf Malta berichtet das „Ausland": „Unglücklich ist der Zugvogel, der Malta zu irgend einer Zeit, besonders am Sonntag, als augenblicklichen Ruheplatz wählt; denn kaum ist er erkannt, so wird auch schon ein Dutzend Gewehre hervorgesucht, und bald sieht man die schönen Formen der Bienenfresser, der Pirolen ꝛc. in Reihen ausgestreckt auf den Bänken der Geflügelhändler. Unter diesen befindet sich auch der in ungeheurer Anzahl vertretene Gartensingvogel und das Weißkehlchen, welche sehr gesucht werden und den bei den Italienern sehr beliebten Beccasico bilden. Die Nachtigall erscheint in beträchlicher Menge und theilt mit der letztgenannten Art das gleiche Schicksal."

In Frankreich und besonders dem südlichen ist dieser Frevel wenig besser, lassen wir daher dem schon citirten Senator Bonjean wieder das Wort, wo es heißt: — „Sobald die Wiederkehr des Frühlings unserem Lande von den Küsten des Mittelländischen Meeres her jene treuen Verbündeten, die unser Winter zum Auswandern genöthigt hat, wieder zurückführt, dann beginnt dort auch das Vogelfangen derselben vom Bar bis zu den Ostprovinzen. In der Umgegend von Marseille und Toulon und bei anderen Städten und Dörfern an der Küste sind alsdann alle Höhen mit Fangvorrichtungen besetzt und nach dem Zeugniß des Herrn Lacc bringt jeder Vogelsteller während der mehre Wochen dauernden Fangzeit, täglich 100—200 Dünnschnäbler um. Die Bittschrift des Landwirthschaftrathes von Toulon übertreibt durchaus nicht, wenn sie behauptet, daß die Menge der so auf dem Zuge dahingemordeten Vögel nach Myriaden zählt." — „Mit einer gewissen Art von Netzen fängt ein Vogelsteller der Provence oder des Languedoc täglich 36—40 Dutzend kleine Vögel und dehnt dieser Vernichtungskrieg sich auch mit auf die Schwalben aus, wodurch die Provence der Mückenplage anheim gegeben ist."

In Spanien und Portugal, auf Sardinien und Corsika und den Balearen ergeht es den armen Vögeln natürlich nicht besser als bisher geschildert worden ist und wie es in Dalmatien und den jonischen Inseln damit aussieht, können wir daraus entnehmen, daß auf vielen der letzteren, und namentlich auf Cypern, die feisten Leiber der Grasmücken, die sich um diese Zeit leider fast ausschließlich von Feigen ernähren, schon seit undenklichen Zeiten, in Töpfen mit Essig und Gewürz eingemacht, in alle Welt versendet werden. Nach Dapper's Beschreibung des Archipelagus, wird die jährliche Zahl dieser Töpfe auf 1000 bis 1200 angegeben.

Der Vogelfang in Deutschland. — „Wenn wir den Splitter im Auge des Nächsten erkennen, so dürfen wir den Balken im eigenen Auge nicht vergessen", das ist eine sehr beachtenswerthe Moral der Bibel, die wir dann auch etwas näher betrachten wollen.

„Die Leipziger Lerchen", die seit alter Zeit berühmt sind und die wir im Spätherbst massenweis in unseren Delikatessen- und Wildprethandlungen größerer Städte, gerupft und in zierlichen Düten verwahrt, anzutreffen pflegen, sind aber nicht blos aus der Leipziger Gegend, sondern auch aus Thüringen und den Gegenden um Halle a. S. entnommen worden. Es werden zur Herbstzeit ungeheure Mengen dieser für die Landwirthschaft so überaus nützlichen Vögel in die lüsternen Gaumen reicher Städtebewohner geliefert, die natürlich niemals bedenken, welchen ungeheuren Abbruch sie mit diesen fetten Bissen des augenblicklichen Sinnengenusses der Bodencultur zufügen, denn die Lerche lebt außer von denjenigen Samenarten, die wir Unkraut nennen, auch noch von einer unzähligen Menge schädlicher Insecten. Aus diesem Grunde allein müßten die gesammten Landwirthe jener Gegenden, statt eines verachtenswerthen Pachtgeldes, das sie von manchen Lerchenfängern erhalten, Alles aufbieten, diesem so gemeingefährlichen Uebel nach Kräften zu steuern.*)

---

*) Ist nur noch selten Brauch. Lerchen werden jetzt nur noch von einzelnen Jagdbesitzern oder von Jagdbeamten großer Reviere gefangen, also nur der zehnte Theil soviel als früher, daher sie jetzt auch viel theurer sind; nicht etwa, daß es weniger gäbe als sonst, behüte, diesen Herbst traf man zur Zugzeit, die durch das schöne Wetter in der letzten Hälfte des Oktobers auf Tage unterbrochen wurde, z. B. oft nahe an hundert Stück auf einem Morgen Land an; auch sind diese spät gefangenen meistens russische Steppenlerchen, aber auch denen geschieht glücklicher Weise nur noch wenig Abbruch. †) D. R.

†) Dieser Bemerkung des Herrn Redakteur muß ich entgegenhalten, daß gerade der Umstand, daß die Lerchen der Leipziger Gegend, wenn auch nur wenig gefangen werden, meistens Steppenlerchen sind, welche unsere heimischen auf einige Zeit ersetzt haben, den augenfälligen Beweis liefern, wie nothwendig es ist, unserm Nächsten sein „Vieh und Alles was sein ist" zu beschützen, damit uns an den unsrigen, die den Winter über südlicher gezogen sind, ebenfalls kein Abbruch geschehe, was zu verlangen unsere nächste Aufgabe sein wird. Gerade dieser an sich so geringfügig aussehende Umstand hat eine

Der Vogelheerd ist früher, wo es noch weit mehr Vögel gab, viel häufiger frequentirt worden als jetzt. Doch gibt es immer noch Gegenden genug, wo derselbe noch gestellt wird und zur schnellen Verminderung der bereits sehr gesunkenen Zahl das Seinige beiträgt, denn es steht notorisch fest, daß hier nicht nur Vögel für den Käfig, sondern auch für den Magen in Menge gefangen werden.

Die Meisenhütte gehört zu dem Verderblichsten, was pfäffische Langeweile jemals erfunden oder begünstigt hat, denn wir sehen dieses strafwürdige Mordinstrument unserer nützlichsten Baumvögel ganz besonders noch in katholischen Ländern (vorherrschend ist dieselbe noch in Böhmen) fungiren, wo der Mönch in seiner Kutte sich diesem heimtückischen Vergnügen hingibt, um vielleicht nach einigen Stunden glücklichen Fanges mehrere Dutzend derselben auf einmal zu verschlingen. — Es ist übrigens bezeichnend genug, daß gerade alle Länder, in welchen der Vogelfang zur Volkskrankheit geworden ist, katholisch, oder besser gesagt, römisch-katholisch sind, während Griechenland und die Türkei sich ganz passiv darin verhalten. Das jesuitische Princip, Alles zu dulden, was nicht gegen das Wohl der Kirche verstößt, scheint auch bei diesem Krebsübel der nationalen und moralischen Gesittung dieser Völker, bezeichnend genug vorzuliegen.

Der Dohnenstrich als besonderes Regale der Jäger größerer Waldbesitzer, liefert seit lange nicht mehr den reichen Ertrag von früher, und in manchen Jahren verlohnt sich derselbe gar nicht mehr. Bedenken wir daher, daß wir den Nordländern durch diesen noch einzig legalen Vogelfang genau denselben Schaden zufügen, den die Südländer uns thun, bedenken wir ferner den großen Nutzen, den Drosseln und Amseln den Sommer über unseren und den nordischen Wäldern gewähren, so enthält der Bissen, den eine Drosselbrust uns gewährt, zugleich auch einen sehr bitteren Vorwurf menschlicher Kurzsichtigkeit und Eigennutzes, dem wir uns doch wol nicht mehr gern preisgeben mögen.

Das Fangen der Vögel mit Vogelleim und in sogenannten Sprenkeln ist wegen seiner unausbleiblichen Grausamkeit in allen Fällen als strafwürdig zu betrachten, weil viele Vögel auf solche Weise verloren werden und später doch elend zu Grunde gehen.

Das Ausnehmen der Nester und Eier ist eigentlich als eine Art Krankheit des Jugendalters zu bezeichnen, deren Ausbildung schon am zarten Kind hätte unterdrückt werden sollen und deren Vorhandensein Aeltern und Erziehern zur schweren Verantwortung gemacht werden müßte, weil eben daraus Grausamkeit, Rohheit und andere Laster entspringen.

In manchen Gegenden ist dieses Uebel unter der ländlichen Schuljugend zu einer Art Epidemie ausgeartet, womit selbst 4—5jährige Knaben angesteckt worden sind, denn „um die Zeit der Vogelnester“ geht es in den Wald um solche aufzusuchen, wobei nicht selten Werfübungen mit den Eiern angestellt werden. — Nach einem Aufsatz des Franzosen Gopelin, berechnet derselbe die Zahl der in Frankreich jährlich vernichteten Vogeleier auf 80—100 Millionen, welche Zahl fast fabelhaft erscheint, bei näherer Betrachtung aber sehr an Wahrscheinlichkeit gewinnt, wie die Berechnung Glogers nachweist, die in Kürze wie folgt lautet: Frankreich enthielt damals 35 Millionen Einwohner. 5 Köpfe derselben bilden statistisch eine Familie, was 7 Millionen ergibt. Von diesen soll wieder nur jede siebente Familie einen eiersuchenden Taugenichts besitzen, was somit einer Million entspricht. Während der acht- bis zehnwöchentlichen Fortpflanzungszeit der Vögel braucht somit ein solcher Strauchdieb mit seinen Helfershelfern zusammen nur 100 Eier zu finden und die Zahl von 100 Millionen ist erreicht. — Wenn wir nun unserer deutschen Jugend noch ein wenig mehr Respect vor der Natur zutrauen dürfen als derjenigen der Franzosen, so ist nach meiner eigenen Erfahrung und Beobachtung dieses Minimum der Zerstörungskunst jedenfalls sehr bescheiden aufzufassen.

Die Spielerei der Eiersammlungen war vor zehn bis zwanzig Jahren unter den bemittelten Ständen noch sehr groß und wurde ziemlich offen betrieben. Nachdem aber die Regierungen verschiedener Länder aufmerksam gemacht worden waren, wurde solches an den Schulen verboten, dagegen aber um desto heimlicher und unter dem schützenden Mantel wissenschaftlicher Forschung betrieben. Das wirklich Interesse erregende Ergebniß davon ist, daß der Kukuk das Vermögen besitzt, die Farbe seiner Eier derjenigen anpassen zu können, zu denen er das betreffende Ei legt. Außerdem aber ist noch die Zusammengehörigkeit mancher Familien durch die Aehnlichkeit ihrer Eier ein sehr beachtenswerther Gegenstand. Alles dieses beweist aber gerade, daß das Recht, Eiersammlungen halten zu dürfen, nur ganz exacten Ornithologen zulässig sein sollte.

In manchen Niederungen ist es üblich „Kiebitzeier“ zum Essen aufzusuchen und zu verkaufen; dadurch werden aber nicht nur diese, sondern noch eine Menge anderer Vogeleier für Kiebitzeier verkauft und gegessen, was mit dem Stand unserer heutigen Vogelwelt sich schlechterdings nicht mehr verträgt und gänzlich abgeschafft werden sollte.

(Fortsetzung folgt.)

---

sehr große ökonomische Tragweite, aus welchem unsere Staatsökonomen ersehen wollen, wie wichtig es für die Folge sein wird „praktische Naturgeschichte“ zu studiren.

Martin.

Der Waidmann.

3. Band. Blätter für Jäger u. Jagdfreunde. N: 4.

C. SCHMETZER, X.A.

Monatlich 2 Nummern. — Der Band läuft vom 1. October bis 1. October. — Preis halbjährlich 1 Thlr.

Jeder unbefugte Nachdruck der im „Waidmann" enthaltenen Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Das deutsche Reich und der internationale Thierschutz.

Von L. Martin.

(Fortsetzung.)

Wald, Wild und Jagd. Es ist geradezu unmöglich, den einen dieser drei wichtigen Titel ganz abgesondert von den anderen zu behandeln, weil sie durch das gemeinsame Naturleben so innig aneinander geknüpft sind, daß ihre Einzelexistenz von der Gesammtheit der übrigen unabänderlich und nothwendig abhängt. Der allgemeine Thierschutz wird daher unverständlich und sogar unmöglich, wenn die beiden übrigen Factoren außer Acht gelassen werden und so kommt es denn, daß der Thierschutz auch zugleich zum Waldschutz erhoben werden und zu allgemein giltiger Anerkennung gebracht werden muß, welchem der Jagdschutz als nothwendiger Regulator zur Seite steht. Nur in diesem naturgemäßen Sinne aufgefaßt und behandelt, kann das, durch einseitige Störung zerrissene Naturleben, allmälig wieder zu einem kräftigen und nutzbringenden Ganzen umgestaltet werden. Betrachten wir daher zunächst den Wald und seinen Einfluß auf das Natur- und Menschenleben.

Es hat sich wo wir hinblicken in unläugbarer Weise herausgestellt, daß überall da, wo der Mensch in unkluger Absicht oder aus Indolenz die Wälder vernichtet hat, ein steriler und unfruchtbarer Boden entstanden ist, der es nicht mehr vermag, das so nöthige Regenwasser in sich aufzunehmen, sondern einer Sintfluth gleich von sich abzuwälzen, um bald darauf einer brennenden Trockenheit Platz zu machen. Das kontinentale Asien, Arabien, das centrale Afrika, das einst so blühende Griechenland, Südrußland, ein Theil von Italien und Spanien, Frankreich und die Schweiz, diese Länder alle büßen heut die Folgen einer gedankenlosen Waldvernichtung und werden bald durch Ueberschwemmungen und bald durch zu große Trockenheit heimgesucht, während die daran stoßenden Länder, durch bald hohen und wieder zu niedrigen Wasserstand der Flüsse, wie z. B. des Rheines, diese Folgen mit zu tragen haben. — Die bewaldeten Bergspitzen sammt der damit verbundenen Moosdecke, welche gleich einem Badeschwamm das Regenwasser in sich aufnimmt und allmälig wieder von sich gibt, sind die eigentlichen Regulatoren des pluvialen Niederschlages, welche zu erhalten unsere ernste Aufgabe sein und werden muß. — Aber wo es keine Berge gibt, in der weiten ausgedehnten Ebene, übt der Wald wieder so wie dort seinen wohlthätigen Einfluß durch seine regenbringende Anziehungskraft aus. — Wenn die sengende Gluth der wolkenlosen Sommertage die baumlosen Steppen des östlichen und südlichen Europa heimsucht, unsere hoffnungsvollen Fruchtfelder mit gleicher Trockenheit überzieht und dem Verschmachten nahe bringt, dann sieht das spähende Auge des bekümmerten Landmannes täglich vergebens nach der fern aufziehenden Gewitterwolke, welche ihm zum Hohn, von der Feuchtigkeit des fernen Waldes angezogen wird, um sich dort zu ergießen. Erst bedeutend später, wenn die Felder der Ebene fast ausgedorrt sind, dehnt sich der Regen auch über diese allmälig aus. — Aber dort, wo die Wälder gänzlich fehlen, wie an der baumlosen Küste von Peru und in den großen Wüsten Afrikas und Asiens, wird die Trockenheit zum Fluch des Landes, welches Schicksal im Spätsommer auch von allen Steppenländern getheilt wird, deren unabsehbare Grasflächen um diese Zeit nicht selten in einen alles Lebende vernichtenden Brand gerathen. —

In dieser nicht genug zu beachtenden Thatsache liegt ein großer volkswirthschaftlicher Fingerzeig, und der ist, — die Schonung der Wälder inmitten großer kultivirter Länderstrecken! — Aber wie gehen wir mit dem Walde um? Betrachten wir ihn nicht heute noch wie ein halbherrenloses Eigenthum, mit dem wir

anfangen können was wir wollen? — Man kauft ein Gut, schlägt den Waldbestand nieder, steckt dies Geld in die Tasche und verkauft bald darauf das entwaldete Gut für den Einkaufspreis und ist somit um 50—100,000 Thaler reicher geworden. Dies sind Thatsachen, welche sich fast täglich wiederholen und wo es keine Gesetze dagegen — wol aber — unausbleibliche Folgen klimatischer und ökonomischer Störungen im Haushalt der Natur gibt, welche von unseren Staatsbeflissenen leider noch viel zu wenig beachtet werden. — Man pflegt den Brunnen erst zuzudecken, wenn das Kind ertrunken ist! — Sehe man nur zu, wie schwer es der russischen Regierung wird, die Steppenländer am schwarzen Meer allmälig zu bewalden und wer so weit nicht gehen mag, der sehe sich die mühevolle Arbeit auf den Dünen der Nord- und Ostsee an, oder gehe nach den entwaldeten Bergen der Schweiz und er wird bald finden, mit welchen Schwierigkeiten solches verbunden ist, denn die schützende Decke, der feuchte Humusboden und das schwammige Moos, das sind Erfordernisse deren Beschaffung eine sehr große Zeit erfordern. Gerade hierin, mit der sogenannten Streuberechtigung, hat man in früheren Zeiten und namentlich in sandigen Gegenden, Waldzustände geschaffen, die wahrhaft trostlos zu nennen sind und deren Folgen wir heute am empfindlichsten fühlen müssen.

Wo früher Eichen und Buchen üppig wuchsen, gedeiht an solchen, vom Waldboden entblößten Stellen, nur höchst kümmerlich noch die Kiefer, auch Föhre oder Forche genannt, welches den erschöpften Waldboden am deutlichsten bekundet. Allerdings wird in den Staats-, den meisten herrschaftlichen und städtischen Forsten jetzt die Streuberechtigung nach Möglichkeit abgelöst, aber wie es in den bäuerlichen Wäldern damit aussieht, davon kann sich Jeder überall durch den Augenschein überzeugen. Die absolute Nothwendigkeit eines derartigen Naturschutzes ist noch jetzt nicht hinlänglich genug erkannt worden, sonst würde die Gesetzgebung schon strengere Maßregeln ergriffen haben.

Im gegenwärtigen Augenblick, wo eine Stadt wie Chicago, zu mehr als der Hälfte niedergebrannt ist, und wo der Westen der Vereinigten Staaten in Gluth und Flammen steht, wird es erlaubt sein zu fragen, was eine derartige Verwüstung von so ungeheuren Mengen lebender Pflanzen und Thiere nothwendig nach sich ziehen muß? — Die Antwort hierauf ist einfach eine — auf ein ganzes Jahrhundert dauernde Verarmung der Natur. — Wenn die Berichte zutreffen, daß die Ursache dieser entsetzlichen Wald- und Prairiebrände, politischer Natur sind, und daß die schreckliche Brandfackel von den Händen der Socialdemokraten geschwungen wird, dann haben wir alle Veranlassung, auch bei uns auf der Hut zu sein, dieser wahnwitzigen Krankheit des menschlichen Verstandes allen Ernstes zu begegnen, wozu uns die Erfahrungen des verflossenen Jahres dringend mahnen.

Aber wenn wir von diesen politischen Verirrungen absehen und uns nur mit der Frage des übermäßigen Waldverbrauches beschäftigen, so finden wir noch weit mehr zu besprechen als uns eigentlich lieb sein kann. Fassen wir zunächst die so nützlichen Eisenbahnen in's Auge, deren Zahl und Ausbreitung sich mit jedem Jahr sichtbar vermehrt, so müssen wir erstaunen, warum man nicht schon ernster an die Ersetzung der vielen Milliarden kostbarer Holzschwellen, welche in 8—10 Jahren immer wieder durch neue ersetzt werden müssen, durch Steine und durch Eisen gedacht hat. Daß es gut möglich ist, mit Steinen die Schienen zu unterlegen, beweist die Bahn bei Hof über das Fichtelgebirge und auf der letzten großen Ausstellung waren Hohlschwellen aus Eisen ausgestellt, die sehr praktisch zu sein schienen. Aber man nimmt eben Holz und wieder Holz, weil dieses noch das Billigste und kein Gesetz vorhanden ist, diesen Mißbrauch zu verbieten. — Unser modernes Bauwesen in den größeren Städten des südwestlichen Deutschlands, ist immer noch in seiner großen Mehrheit dem Holzbau zugethan und selbst da noch, wo man so zu sagen die Bausteine vor der Thüre hat. Das zähe Festhalten der fränkischen und allemannischen Volksstämme an althergebrachten Sitten und Gewohnheiten, mag hierin wol auch seinen Hauptgrund haben, worin sie von dem üppigen Wuchs ihrer Tannenwälder kräftigst unterstützt werden. Vielleicht trägt das namenlose Unglück von Chicago etwas dazu bei, diesen für große Brände so gefährlichen, und sonst so unschönen und geradezu unpraktischen Bausthl nach und nach zu beseitigen, zumal überall sich in letzter Zeit herausgestellt hat, daß alle Löschvorkehrungen fast immer unzureichend sich erwiesen haben. — Gerade dieser Umstand und der ungeheure Massenverlust an Naturprodukten führt noch dahin, auch daran zu erinnern, wie unverantwortlich diesen gegenüber es ist, das kolossale Aufspeichern derselben in Magazinen, Fabriken u. s. w. der Privatspekulation zu überlassen, und erinnere ich dabei an die Brände der Spiritusfabrik in Stettin, des Flachsmagazins in Königsberg, der Holz- und Waarenspeicher in Bremen, an die Petroleumbrände in Holland und in Pesth u. v. a. m. Welche ungeheuren Flächen Landes haben zu diesen Bränden das Material liefern müssen? Die Besitzer erhielten ihren Schaden durch die Assekuranzen wieder ersetzt, aber der Verlust für die Gesammtheit blieb unersetzlich und das große Ganze muß diesen Schaden zweimal bezahlen, — einmal durch den Zuschuß an die Versicherungsgesellschaften und das andere Mal, durch den unausbleiblichen Aufschlag der durch den Brand vernichteten Stoffe. Gerade hierin und weil wir gewöhnt sind, alle Naturprodukte nicht nach ihrem wirklichen Werth für uns, sondern stets nach ihrem Geldwerth überhaupt zu berechnen, liegen die Wurzeln der gegenwärtigen sozialen Unzufriedenheit und Korruption. Es wird daher namentlich bei Nahrungsmitteln und Brennmaterialien nothwendig werden, dieselben dem Großhandel unzugänglich zu machen, damit dieselben durch Spekulation nicht unnöthig vertheuert werden, wie z. B. Schachzüge mit Getreide auf der Eisenbahn, wo Fälle vorkommen, daß ganze Züge mit demselben Getreide 3—4mal den gleichen Weg hin und her machen müssen, um nur die Preise künstlich zu steigern.

Der Großhändler ist gewöhnlich auch Börsenspekulant und als solcher besitzt er auch ein sehr umfangreiches und faltenreiches Gewissen; dann gibt es außerdem aber auch eine von ihm bezahlte Presse, „gute Freunde, getreue Nachbarn" und desgleichen, die in der Lebensmittelfrage alle mithelfen.

Der verstorbene reaktionäre Professor Stahl in Berlin nannte unsere heutigen Spekulanten und Fabrikanten einmal „moderne Raubritter." Vor 20 oder 25 Jahren, als dieser Mann jenen Ausspruch that, spottete man darüber und schalt ihn einen Thoren. — Heut ist die Stimmung schon eine andere und hinter den mächtigen Schornsteinen

der Fabrikorte grinst uns das unheimliche Gespenst entgegen, das wir „Sozialdemokratie“ nennen! — Dieses fürchterlichste Ungethüm aller menschlichen Leidenschaften und Laster, was ist es andres? — als ein ausgestoßenes, beleidigtes und rachsüchtiges Kind einer fehlerhaften und vernachlässigten Erziehung! —

Der gegenwärtige Verbrauch von Rohstoffen, Steinkohlen und Holz, steht jetzt schon weit über den Verbrauch der Möglichkeit einer nachhaltigen Produktion und was soll geschehen, wenn später eine Quelle nach der andern versiegt? Der Lohn des Bergmanns in den gefährlichen Kohlengruben und der Lohn des Fabrikarbeiters stehen gewiß nicht im Verhältniß zu dem Gewinn des üppig lebenden Fabrikherrn, und das ist es allein, was die so große Erbitterung und den tödtlichen Haß bei den ungebildeten Menschen hervorruft. Hierzu kommt der enorme und oft sehr luxuriöse Verbrauch in den großen Städten, und wenn wir da die unnöthige Verschwendung so vielen Brennmaterials in's Auge fassen, wie z. B. Kirchen und Theater, Konzertlokale, Gasbeleuchtung u. s. w. erfordern, so muß ein solches Verfahren die darbende Menge doppelt erbittern. — Bauen wir unsere Theater in Zukunft ganz aus Stein und Eisen und führen wir unterirdische Heizung ein, dann werden dieselben nicht mehr zum Ersticken erhitzt und nicht mehr so feuergefährlich sein und niederbrennen.

Wir stützen uns bei diesem fabelhaften Verbrauch von Brennstoffen leider nur zu sehr auf die weise Fürsorge der Natur in früheren Erdperioden und während die englischen Steinkohlenlager auf noch 6000 Jahre ausreichend berechnet sind, hat man für die deutschen Flöze einen 90,000jährigen Betrieb angeschlagen. Aber wer bürgt uns dafür, daß diese Rechnungen richtig sind und wer kann es wissen, ob nicht zufällig entstehende Erdbrände oder andere Katastrophen eintreten können, die alle Voraussetzung zu Nichte machen und wer gibt uns endlich die Berechtigung, der späteren Nachwelt ein solches Vermächtniß gänzlich zu entziehen? — Dies alles sind Fragen, die der heutigen Spekulation zwar fern, dem weisen Staatsmanne aber desto näher liegen müssen. — Unsere heutigen Wälder verlieren ihren naturgemäßen Charakter von Jahr zu Jahr mehr. Die für den Naturhausbalt so wichtigen „gemischten Bestände“, müssen solchen nach der Schablone gepflanzten „reinen Beständen“, immer mehr Platz machen und der schulgerechte Forstmann wird zum vollständigen Baumgärtner ausgebildet, der nach und nach anfängt, das Wild, das hier und da seine mühsamen Pflanzungen beschädigt, mit feindlichen Augen zu betrachten. Haben wir doch heute schon Forstmänner, ja sogar Forstmeister, welche es nicht mehr verstehen, ein Gewehr richtig in die Hand zu nehmen, geschweige denn dasselbe führen zu können. Das sind freilich Zustände, die vermuthen lassen, daß in der Forstkultur auch noch eine Zeit kommen kann, wo die jetzt so beliebte Teppichgärtnerei auch in den Wäldern eingeführt werden dürfte. —

(Fortsetzung folgt.)

Der Waidmann.

3. Band. Blätter für Jäger u. Jagdfreunde. № 5.

C. SCHMETZER. X.A.

Monatlich 2 Nummern. — Der Band läuft vom 1. October bis 1. October. — Preis halbjährlich 1 Thlr.

Jeder unbefugte Nachdruck der im „Waidmann" enthaltenen Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Das deutsche Reich und der internationale Thierschutz.

Von L. Martin.

(Fortsetzung.)

Wenn wir in der Nüchternheit unseres materiellen Jahrhunderts die Wildbahnen und die Jagden früherer Zeiten uns vergegenwärtigen, so kommen sie uns fast schon wie Traumbilder jugendlicher Phantasie vor, an deren wirklicher Existenz wir beinahe zu zweifeln wagen, weil die nackte, kahle Wirklichkeit uns kaum noch daran erinnert. — Das fröhliche Jagdhorn und die kläffende Meute des Jägers tönen nicht mehr durch Wald und Flur, und der flüchtige Hirsch wie der wehrhafte Eber haben sich in vielen Gegenden schon nach einigen wenigen schützenden Bergen, Forsten und Brüchen zurückgezogen, wo sie, furchtsam und ruhelos zugleich, ein unstätes Leben führen.

Die hohe Jagd hat daher längst ihren alten Stolz verloren und kann durch die meist kümmerlich ausgestatteten Thiergärten nur sehr unzureichend unterhalten werden. In den kunstgerecht behandelten Forsten wird es daher immer stiller und stiller, und das geheimnißvolle Rauschen des Windes in den Gipfeln der Tannen und Föhren, wird höchstens nur noch durch das Gurren einer Ringeltaube oder von dem hellen Schrei eines einsamen Spechtes oder neckischen Hähers auf Augenblicke unterbrochen. —

Die herrschende Redensart unserer materiellen Zeitrichtung, daß die hohe Jagd sich mit der heutigen Kultur nicht mehr vertrage, stammt ganz aus denselben Grundsätzen ab, welche den Schmuck unserer alten Wälder so schonungslos vernichtet und dem wir höchstens nur mit einer erkünstelten Natur nachzuhelfen trachten. Aber alle diese künstlichen Schöpfungen, denen wir so gern den stolzen Namen Kultur beilegen, sind von den reichen Spenden der noch fließenden freien Naturquellen abhängig und verschmachten, sobald diese allmälig versiegen. Auch im Thierleben machen sich solche Einflüsse bemerkbar und es ist unklug, wenn ein gesittetes Volk sich solcher Wahrnehmungen gänzlich entzieht und Lücken entstehen läßt, die sich später nie wieder ausfüllen lassen.

Es ist nicht meine Absicht, eine lange wehmüthige Klage über diejenigen Thiergeschlechter zu erheben, die wie der Urochs, der Wisent, der Schelch, der Bär, Luchs und andere, bereits längst dem deutschen Boden entrissen sind, und deren Vernichtung unsere Voreltern zu verantworten haben. Wenn ich aber für die Erhaltung der noch vorhandenen Thiergattungen ein ernstes Wort zu sprechen wage, so darf mir wol zunächst die Frage erlaubt sein, welches Recht wir haben, an den Untergang der gegenwärtigen Thiergeschlechter Hand anzulegen? — Wenn der vorhin citirte und so allgemein beliebte Zeitspruch richtig wäre, so müßte die Welt für das Menschengeschlecht bereits schon zu eng geworden sein, was sich bald zu einer schreckenerregenden Thatsache gestalten würde. Doch habe ich im Vorhergehenden im Gegentheil gezeigt, daß nur allein unsere egoistische und rücksichtslose Bewirthschaftung die Schuld an der großen Verarmung der Natur trägt, und somit ist dieser Lieblingsspruch unserer erleuchteten Zeit ganz und gar unwahr. Wir besitzen vielmehr bei einer naturgemäßeren Volkswirthschaft noch einen großen Raum, auf welchem nicht nur wir, sondern auch unsere Nachkommen und die uns anvertrauten Geschöpfe ein fröhliches Dasein genießen können! — Die großen Errungenschaften des vorigen Jahres haben bewiesen, zu welchen Erfolgen das deutsche Volk fähig ist. Führen wir daher eine zweckmäßigere Ausnutzung der Natur ein, so werden wir dadurch allen sozialen Leiden enthoben und auch in dieser Beziehung anderen Völkern mustergiltig werden. — Dies kann aber nur dadurch erreicht werden, daß wir anfangen, wirkliche Achtung vor der Natur zu haben.

Ein altes Sprichwort sagt: „Wer das Kleine nicht ehrt, ist auch des Großen nicht werth!“ — Schonung der Wälder und Schonung der Wildstände, — das sind zwei große elementare Fragen, welche sich ein gebildetes und selbstbewußtes Volk zur ersten Aufgabe nothwendig stellen muß, wenn es nicht in dem sonst unvermeidlichen Strudel überstürzender Korruptionen untergehen will. —

Sehen wir uns nun um nach solchen Ländern, in denen die Jagd durch demokratische Gesetzgebung vogelfrei gemacht worden ist, wie z. B. in der Schweiz, so finden wir, daß verständige Leute dort über die grenzenlose Armuth an Wild und nützlichen Thieren überhaupt sich bitter beklagen. Alle periodischen Jagdverbote auf einzelne Wildgattungen haben nur die Folge, daß nach beendeter Schonzeit der Verfolgungskrieg um so erbitterter geführt wird, und hunderte jener 30-Franken-Schützen alles aufbieten, um den vorigen trostlosen Zustand wieder herbeizuführen. Dieser Zustand wird nicht eher ein anderer, als bis sich der große Rath entschlossen haben wird, die Revierpachtungen in großem Maßstabe einzuführen, doch hierzu bedarf es practischer und einsichtiger Männer, wie es die jetzt dort am Ruder befindlichen Demokraten nicht sind. — In dem naturwidrig ganz zu Grunde gerichteten Frankreich mit seinen, der Schweiz ähnlichen Jagdgesetzen, sind die Wildstände ebenso heruntergebracht, und ist ja bekannt, daß Rothschild lebendes Wild aus Deutschland kommen lassen mußte, um seinem Kaiser einen glänzenden Jagdtag bereiten zu können.

Die niedere Jagd ist in Deutschland hier und da noch ziemlich gut, durch die Einwirkung fehlerhafter Gesetzgebung, und durch noch schlechtere Handhabung der Gesetze in vielen Gegenden aber sehr gesunken und es thut bei solchen Kalamitäten wahrhaft noth, daß eine strammere Gesetzgebung eingeführt wird. Während in Sachsen, um Dessau, Halle und Magdeburg, auf 4—5 Morgen Land, ein Hase zum Abschuß gerechnet werden kann, gibt es in Würtemberg z. B. mit durchschnittlich weit besseren Bodenverhältnissen Gegenden, wo auf 20—30 Morgen noch kein Hase anzutreffen ist. Der Hauptgrund dieses Uebelstandes scheint nach meiner Beobachtung darin zu liegen, daß hier die Wilddieberei-Gesetze viel zu lässig gehandhabt werden, daß es zu viele Füchse gibt und, daß selbst bei hohem Schnee, fast Niemand an das Füttern des Wildes denkt.

Bei allen solchen Abschätzungen, und ganz besonders hinsichtlich des Rehstandes, ist es sehr zu beklagen, daß wir noch immer einer eigentlichen zuverlässigen Statistik des Wildstandes entbehren, in welcher der jährliche Abschuß genauestens verzeichnet würde. Freilich werden hiergegen viele Jagdpächter aus sehr nahe liegenden Gründen protestiren, doch wissen wir von solchen Herren schon im Voraus, wie es mit ihren Jagdergebnissen aussieht. — Hierin stehen natürlich alle bäuerlichen und Gemeindejagden mit ihrer dreijährigen Verpachtung an den Meistbietenden glänzend obenan*). Wir haben durch diese aus demokratischer Einwirkung entstandene Gesetzgebung ein recht bedauernswerthes Geschenk erhalten, was eigentlich Niemand etwas nützt, Allen aber offenbar schadet. Denn hierdurch wird es Leuten möglich gemacht, sich eine Jagd pachten zu können, für die es in der That besser wäre, wenn sie diese Gelegenheit nicht gehabt hätten, und wirklich viele derselben werden hierdurch moralisch verdorben, zu unverbesserlichen Bummlern, während die große Mehrheit materiell zu Bettlern gemacht wird. Die ersteren Leute, die sich seit dem Jahre 1848 in wirklich bedenklicher Zahl sichtbar vermehrt haben, kennen keinen Pardon, wissen nichts von einer Schonung und beobachten die gesetzliche Schonzeit nur so weit, als sie eben müssen. Ihr stehender Wahlspruch ist: „Was ich nicht schieße, das schießt ein Anderer!“ — und deshalb wird ohne Erbarmen so lange drauf los geknallt, wie irgend noch etwas Sichtbares vorhanden ist. — Während sie nun allem eßbaren Wild zum Würgengel werden, sind sie aus Indolenz dem Raubzeug, wie Füchsen und Mardern, wahre Beschützer, welche dann auch noch getreulich beitragen, eine solche Pachtjagd gründlich zu ruiniren und die angrenzenden Jagden gleichfalls bedeutend zu schädigen. — Wir haben somit hier einen recht deutlichen Beweis, wie soziale Freiheiten dem Einzelnen sowol wie der Gesammtheit, und außerdem noch dem Naturhaushalt, schädlich werden können.

Die Sumpf- und Wasserjagd hat durch die Trockenlegung so vieler stehenden Gewässer fast noch mehr gelitten, als die niedere Jagd, und viele Vögel haben unseren deutschen Brüchen, Sümpfen und Weihern bereits für immer den Rücken gekehrt, wie die meisten Wildgänse, manche Entenarten, oder viele größere Sumpfvögel, welche in früheren Zeiten diese, jetzt meist öde liegenden Sauergrastriften, Torfstiche u. s. w. oft zu Hunderten und Tausenden bewohnten, diesen melancholischen Gebieten einen hohen Reiz bewegten Lebens verliehen und bei guter Bewirthschaftung einen reichen Jagdertrag lieferten. — Durch die bekannte Unersättlichkeit des Menschen, nur recht viel tragbares Land zu gewinnen, wurden viele dieser Gewässer und weiten Moore ausgetrocknet. Aber in mehr als der Hälfte dieser Fälle hat der Mensch damit sehr wenig gewonnen, weil solche Ländereien selten seinen Anforderungen entsprechen, und entweder zu naß und zu kalt liegen oder aber nicht genügend gedüngt werden können, weshalb sie wieder verlassen liegen bleiben und als Tummelplätze für Wühlmäuse, Maulwürfe, Kibitze und Regenwürmer gelten können; auf denen Füchse und Wiesel, Weihen und Bussarde zwar ihre Nahrung finden, über die der Mensch aber, als der stolze Schöpfer dieser germanischen Tundras, seine Haidschnucken, Schweine und Gänse in tiefster Bekümmerniß hintreibt. — Gewöhnlich sind solche Riedgras-Triften das Eigenthum ganzer oder mehrer Gemeinden und deshalb geschieht aus bekannter gegenseitiger Menschenliebe nichts dafür, während in den meisten Fällen, durch die Anlage fischreicher Teiche, Blutegelzuchten und dergl. der Ertrag zu einem Bedeutenden gemacht werden könnte, wodurch auch zugleich die Jagd wieder zunehmen und eine größere Wechselwirkung des atmosphärischen Gleichgewichtes und des übrigen Naturlebens erzielt würde. Ich habe außerdem noch zweier Punkte zu erwähnen, wo der Mann im grünen Rock, aus alt hergebrachter Sitte, seinem eigenen Fleisch, der Landwirthschaft oder dem Naturhaushalt überhaupt, ungeheuren Schaden zufügt. Ich meine damit zuerst den

Waldschnepfenstrich. Es ist eine althergebrachte Jägersitte, die in früheren Zeiten, wo es noch Schnepfen genug gab, wol zu entschuldigen war, dagegen ist bei heutigem Stande die Sache unter die tadelnswerthesten Thorheiten zu zählen, die von der Jägerwelt nur begangen

*) In Preußen und Sachsen dauert die Pachtzeit sechs Jahr.
D. R.

werden kömen. Ich bin übrigens nicht der Erste, der gegen eine so alte Passion des edlen Waidwerks das Wort ergreift. Der Herr Redakteur dieser Zeitschrift hat sich schon in Band 2, Nr. 2 in ganz gleicher Weise ausgesprochen. — Unter allen, von mir genau untersuchten und auf dem Strich erlegten Frühjahrsschnepfen bestand die Hälfte aus Weibchen. Ich werde nun nicht erst nöthig haben, umständlich auszudehnen, wie viele Bruten verhindert worden sind und wie die Schnepfenjagd dadurch verringert werden muß. Erinnern möchte ich aber zugleich daran, wie viel schwerer, feister und schmackhafter eine im Herbst geschossene Waldschnepfe gegenüber einem solchen Frühjahrsvogel wirklich ist. — Ich hoffe, durch diese wenigen dürren Worte, alle gerechten Waidmänner zum Nachdenken angeregt zu haben und daß sich bald das Urtheil gegen den Schnepfenstrich im Frühjahr umgestalten möge. Der zweite Uebelstand, dem ich die Spitze abbrechen möchte, ist:

Das Schießen der Raubvögel auf der Krähenhütte. Es ist wiederum so alter Brauch, daß, wenn die Jagd zu Ende gegangen, der Jäger sich ein Vergnügen daraus macht, den griesgrämigen Uhu aus seiner Hütte herauszuholen, um die durchziehenden Raubvögel oder später im Sommer, wenn die Jungen derselben anfangen zu brüten, von der Krähenhütte aus herabzuschießen. Welche Raubvögel bäumen aber vor dem Uhu auf? — etwa der wirklich so schädliche Hühnerhabicht oder sein schuldbewußter Vetter Sperber oder die diebischen Weihen? Alle diese ganz gewiß nicht, sondern fast regelmäßig die so nützlichen Bussarde, außerdem noch einzelne Gabelweihen und selten ein neugieriger Falke. Es hält ungemein, ja ich möchte sagen, ungeheuer schwer, dem Jäger, der nie untersucht und die Raubvögel sogar selten genau genug kennt, den Beweis zu liefern, daß der Bussard wirklich ein sehr nützlicher Vogel ist, dessen Tödtung sogar bestraft werden sollte. — Nun, wenn Gegenvorstellungen nichts helfen, so kann ich auch hier wieder mit sehr eklatanten Thatsachen beweisen und werde dieses später noch ausführlicher thun. Nur so viel sei mir erlaubt, hier in Kürze zu berichten, daß unter nahezu 800 Stück Mäuse- und Rauchfußbussarden, die ich früher in Schlesien, dann in Galizien, später in Berlin und zuletzt hier in dem Zeitraum von etwa 20 Jahren in die Hände bekam und worüber ich ziemlich regelmäßig Buch geführt habe, nur einer war, aus dessen Kropf ich die Reste eines wahrscheinlich todt gefundenen Rebhuhns herausnehmen konnte. Alle übrigen hatten je nach Jahreszeit und Oertlichkeit, entweder Insecten oder Luder, die meisten aber stets Ackermäuse gefressen, von welchen manche bis zu 12 Stück im Kropfe gehabt. Schon Gloger hat die große Nützlichkeit der Bussarde mit Evidenz nachgewiesen, aber immer kamen wieder solche, denen ein Bussard möglicherweise mehre junge Hühnchen gestohlen, oder welche einen solchen auf einem krank geschossenen Hasen oder Rebhuhn angetroffen, was natürlich wieder Vieles verdarb. Gestehen wir es nur offen, es ist blos die fatale Schießlust einerseits, und das alte Vorurtheil anderseits, was diesen Krieg gegen die so nützlichen Bussarde und gegen die gleiches Recht beanspruchen könnenden Eulen bei uns hervorruft. — Der Jäger unserer Zeit darf aber nicht mehr bloßer Thiervernichter — sondern er muß nothwendig auch ihr Beschützer sein — und darin liegt eine Aufgabe der edelsten Bedeutung, deren Erfüllung ihm überall gegenwärtig bleiben muß. —

Ich schließe diesen Abschnitt mit den Worten Schillers aus dem „Alpenjäger", wo es von der Gemse heißt:

„Mit des Jammers stummen Blicken
Fleht sie zu dem harten Mann,
Fleht umsonst, denn loszudrücken,
Legt er schon den Bogen an;
Plötzlich aus der Felsenspalte
Tritt der Geist, der Bergesalte.

Und mit seinen Götterhänden
Schützt er das gequälte Thier.
„Mußt Du Tod und Jammer senden"
Ruft er, „bis herauf zu mir?
Raum für Alle hat die Erde;
Was verfolgst Du meine Heerde?"

(Fortsetzung folgt.)

Der Waidmann.

3. Band. Blätter für Jäger u. Jagdfreunde. N° 6.

C. SCHMETZER. X.A.

Monatlich 2 Nummern. — Der Band läuft vom 1. October bis 1. October. — Preis halbjährlich 1 Thlr.

Jeder unbefugte Nachdruck der im „Waidmann" enthaltenen Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Das deutsche Reich und der internationale Thierschutz.

Von L. Martin.

(Fortsetzung.)

Zur Abhilfe. Wir kommen jetzt zu der Kehrseite der Medaille, nämlich zu der Frage, wie die in den vorhergehenden Abschnitten dargelegten Uebelstände nach bester Einsicht und Ueberzeugung, und so weit es bei gutem Willen überhaupt möglich ist, mit Erfolg beseitigt werden können. Hierbei haben wir uns zunächst zwei Fragen vorzulegen, nämlich diese: Ob die Erhaltung der organischen Welt in ihren einzelnen Formen eine physische Nothwendigkeit, und ob sie eine moralische Pflicht für die Menschheit ist. — Was nun die erstere Frage anlangt, so glaube ich mir deren Beantwortung durch einfachen Hinweis auf meine vorhergehenden Auslassungen ersparen zu können. Hinsichtlich des letzteren Punktes aber bin ich die Antwort noch schuldig, und geht dieselbe einfach dahin, daß es einem gebildeten Menschen nicht ziemt, mit untergeschlagenen Armen den Zuschauer abzugeben, wenn der Strudel der Ereignisse eine Thier- und Pflanzenart nach der anderen in ihrer Existenz bedroht und endlich ganz verschlingt. Allen denen aber, die eine moralische Verpflichtung dazu nicht anerkennen, oder die nur den Worten der Bibel zu gehorchen gewöhnt sind, rufe ich das erste Buch Moses, Kapitel 6, 7 und 8, mahnend in's Gedächtniß zurück. — In wiefern ist denn, so möchte ich sie fragen, den Befehlen Gottes an Noah, von eurer Seite aus, gegenüber der heutigen Sintfluth, Folge geleistet worden? — Hat jemals die Kirche Achtung und Schonung der Natur gepredigt? — Im Gegentheil ist, um nur ein Beispiel anzuführen, fast der ganze naturwissenschaftliche Unterricht an theologischen Fakultäten und Seminarien, weil die Lehren der Naturwissenschaft meist den kirchlichen Dogmen widersprechen, von jeher nach Möglichkeit unterdrückt worden, und wenn doch einzelne Wenige ihrer eigenen Ueberzeugung folgend privatim Naturgeschichte trieben, so wurden sie verketzert und verfolgt. Und das nicht allein in der katholischen Kirche, wie man etwa vermuthen könnte, nein auch in der protestantischen werden Naturgeschichte treibende Geistliche mit konsistorialer Scheelsucht gemaßregelt. — „Weil das Reich Gottes nicht von dieser Welt ist, darum haben seine Jünger, so lange sie auf derselben leben, die Verpflichtung, über die ihnen von ihrem Schöpfer anvertrauten Güter auch gewissenhaft zu wachen." — Ein solcher Lehrsatz steht freilich wörtlich nicht in der Bibel, er ist aber durch den Befehl Gottes im ersten Buch Moses klar genug ausgesprochen und deßhalb müssen die frommen Leute diesem Befehle gehorchen, wenn sie überhaupt einmal Gottes Kinder werden wollen. —

Wo Thiergattungen im Aussterben begriffen waren, sind in der Regel die betreffenden Landesfürsten als Beschützer derselben aufgetreten, wie z. B. für den Wisent oder Auerochsen im Bialowiczer Wald der Kaiser von Rußland; für das Elch oder Elenn am kurischen Haff die Könige von Preußen; und auch des Bischofs von Salzburg sei in Ehren gedacht, wenn ihm auch die Erhaltung des Steinbocks in den dortigen Alpen leider mißglückt ist — ein Versuch übrigens, der gegenwärtig an anderer Stelle, nämlich in den piemontesischen Alpen, durch den jagdliebenden König von Italien, wie es scheint mit besserem Erfolge, fortgesetzt wird. Hierher gehören auch die schon zu Anfang erwähnten Biberkolonien bei Barby an der Elbe, die aber, wie ebenfalls erwähnt, dem Erlöschen nahe gebracht sind. Aber alle diese schützenden Vorkehrungen erwiesen sich zuletzt doch als unzureichend, weil die directe Betheiligung des Staats und der Einfluß der Gesetzgebung vollständig fehlte.

Schon im Eingang habe ich darauf hingewiesen, daß der gute Wille der Regierungen nicht ausreicht,

um einen allgemeinen Thier- und Naturschutz kräftig durchführen zu können, wenn dieselben nicht von einem ernsten Volkswillen dabei unterstützt werden. Fassen wir nun diesen letzteren einmal näher in's Auge. — Ein altes Sprichwort sagt: „Was wir nicht kennen, das achten und lieben wir nicht!“ — Hierin liegt die ganze Moral unseres fehlerhaften Verfahrens gegen die Natur, denn die Achtung und Liebe zu ihr ist es, welche dem größten Theil der Menschen völlig abgeht. Und daran ist nur der fehlende Unterricht in den Naturwissenschaften schuld. Die gebildete Welt hat etwa soviel davon gelernt, wie sie zu einem Touristengenuß nothwendig wissen muß, im Uebrigen ist sie durch die Erscheinungen der schönen Literatur, Konzert- und Theaterkritiken ꝛc. in so reichem Maße beschäftigt, daß ihr nur sehr wenig Zeit übrig bleibt, in welcher sie sich der Naturkunde widmen kann. In den niederen Schulen aber wird der naturhistorische Unterricht durch die vorhin erwähnte Abneigung der kirchlichen Schulvorstände nach Möglichkeit abgekürzt und dogmatisch tyrannisirt. Auf diese Weise wird es zur Genüge erklärlich, daß der Unterricht, zumal da er nicht in praktischer Weise betrieben wird, wenig oder gar keine Früchte trägt. Dazu kommt noch, daß die meisten Lehrbücher für den gewöhnlichen Unterricht viel zu sehr auf Systematik und Morphologie abzielen, während sie die Biologie zumeist ganz vernachlässigen und die praktische Seite derselben gar nicht berühren. Daher verfehlt der schon an sich geringe Unterricht seinen Zweck fast ganz und erzeugt durch sein abstraktes Formenwesen sogar häufig bei sonst ganz befähigten Schülern einen unbezwinglichen Widerwillen gegen den Gegenstand, für welchen er doch Liebe und Begeisterung in ihnen erwecken sollte.

Unsere naturhistorischen Museen sind zwar in der wohlwollenden Absicht angelegt, das Interesse des Publikums zu wecken und demselben Belehrung zu bieten, sie verfehlen jedoch meistens diesen Zweck vollständig, weil sie thatsächlich nur einem Götzen dienen, nämlich dem „System“. Nur ihm allein huldigt die ganze große, in denselben aufgehäufte Masse, wie die aus allen vier Winden zusammengewürfelten und thurmhoch aufgespeicherten, terminirten und etikettirten „Exemplare“ zur Genüge beweisen. Ueberall ist der herrschende Gedanke das System, als wenn von ihm allein die Idee alles Lebendigen ausgegangen wäre. Anstatt blos als leitender Faden zu dienen, ist das System zum wissenschaftlichen Dogma erhoben, und aus diesem Grunde die anschauliche Darstellung der Natur, welche doch Hauptzweck der Sammlungen sein sollte, in denselben rein zur Nebensache geworden. Daß eine derartige Aufstellung nur einseitigen wissenschaftlichen Ansprüchen genügen, jedes andere Verständniß aber nicht befriedigen, und am allerwenigsten in weiteren Kreisen Achtung und Liebe für die Natur erwecken kann, dafür haben wir den deutlichsten Beweis in der so geringen Betheiligung des großen Publikums.

In ganz anderer Weise bethätigt sich dagegen das allgemeine Interesse, wo versucht wird, die Naturkörper in lebenswahren Actionen und namentlich in natürlichen Familiengruppen aufzustellen, wie z. B. in der würtembergischen Sammlung zu Stuttgart, im Detmolder und Donaueschinger Museum, denen sich das bekannte Ploucquet'sche Museum in rühmlichster Weise anschließt.

Es entsteht nun die Frage, ob es nicht wirklich zur Nothwendigkeit wird, neben diesen alten wissenschaftlichen Todtenkammern gemeinnützige Volksmuseen zu gründen, deren Aufgabe es sein müßte, in darstellender Weise belehrend und nützlich zugleich zu wirken, wozu ja an vielen Orten die Natur selbst eine Anregung giebt. In den größeren Städten hat man zwar durch

Die Errichtung botanischer und zoologischer Gärten diesem Bedürfnisse zu genügen gesucht und theilweise auch wirklich genügt, aber wie es in der Natur der Sache liegt, sind solche Institute doch nicht nach allen Seiten hin ausreichend und repräsentiren die Natur in ihren Wechselbeziehungen nur ungenügend, weßhalb eine Verbindung beider Richtungen sehr zu empfehlen wäre. — Für Mittelstädte aber, welche einen wirklichen zoologischen Garten nicht unterhalten können, würde es von ganz besonderem Werthe sein, wenn sie sich entschlössen:

Acclimatisationsgärten anzulegen, das heißt solche, welche sich zunächst mit lebenden Thieren nur so weit befassen, als diese der Oekonomie, der Jagd und der Unterhaltung zu dienen berufen sind. Zunächst also verschiedene Arten fremder Hausthiere und Geflügel: Wild, Park- und Wasservögel der verschiedensten Art ꝛc.; alsdann einige Volièren mit fremden Sing- und Schmuckvögeln, womit allein schon große Erfolge erzielt werden könnten. Das gäbe bereits eine sowohl durch ihre Mannigfaltigkeit interessante, als auch durch den Verkauf der Thiere an Forst- und Landwirthe, sowie an andere Liebhaber, theilweise recht lukrative Sammlung. Hieran hätte sich nun eine möglichst vollständige Sammlung aller lebenden Thiere der Umgegend anzuschließen, welche dem ganz besonderen Zwecke dienen müßte, eine allgemeine Kenntniß der Landesthiere zu vermitteln. Außerdem dürfte natürlich auch die botanische Seite nicht ausgeschlossen, sondern die Einführung und Pflege nutzbarer und interessanter Pflanzen in möglichster Ausdehnung zu bewerkstelligen sein. Dies ließe sich ja durch geschmackvolle Anlagen auf das Vortheilhafteste mit der Thierwelt vereinigen, und gleichzeitig könnte man damit eine geschickte Gruppirung der geologischen Formationen in den vorherrschenden Felsenarten des Landes durch Grotten, Pyramiden, Wasserfälle u. dergl. in höchst lehrreicher Weise verbinden. Schließlich könnte man, wenn es die Verhältnisse erlauben, noch einen Schritt weiter gehen und durch die Anlage einer verständig aufgestellten Sammlung todter Thiere und Pflanzen sehr anregend wirken. Alles darüber Nöthige habe ich in dem zweiten Theil meiner „Praxis der Naturgeschichte“, Weimar 1870 bei Voigt, niedergelegt.

Es wird Jedermann einleuchten, daß eine solche Anstalt einmal jeder Stadt zur größten Zierde gereichen muß, sodann aber auch weit mehr, als die reichste naturhistorische Sammlung alten Styls, zur Belehrung für alle Kreise der Gesellschaft dienen und somit bald der Centralpunkt für eine weite Umgebung werden kann. Aber man möge nicht übersehen, daß dabei ein gedruckter Führer ganz unerläßlich ist, weil durch ihn alles Gesehene zu Hause repetirt werden kann. Aus dem Fehlen eines solchen muß man leider den meisten systematischen Museen einen schweren Vorwurf machen.

Unter den gegenwärtigen Verhältnissen wird es selbst Städten von 10,000 Einwohnern schon möglich sein, sich mit derartigen Instituten zu versehen, und könnte hierzu wohl am ehesten durch die überall sich gründenden Geflügelzüchtungsvereine, denen sich Bienen-, Seiden-, Fischzucht-,

Jagd- und Thierschutz-Vereine in ihrem eigenen Interesse bald anschließen würden, der Grund gelegt werden. — Und wo es noch keine

Vereine für praktische Naturgeschichte gibt, da wollen wir solche begründen, denn nur die vereinte Kraft wird uns stark und mächtig machen. Und solche Vereine sind nicht nur in den Städten, sondern auch auf dem Lande, und hier ganz besonders, von großem Werthe. Wo sich die Gutsherren, Gemeindevorstände, Pfarrer und Schullehrer, Oekonomen, Forstleute und Bauern zu gemeinsamem Zusammenwirken und gegenseitiger Unterstützung vereinigten, da würden sie häufig zu glänzenden Resultaten gelangen. Nun fehlt es zwar zu diesem Behufe nicht an Gelegenheiten für den Erwerb nützlicher Thiere und Pflanzen, sowie an bezüglichen Schriften zur Belehrung, allein die großen Entfernungen machen es immer noch sehr schwierig und kostspielig, ja sogar riskant, dergleichen Gegenstände kommen zu lassen, weßhalb wohl von Seiten der Behörden an eine größere Erleichterung des Verkehrs in dieser Beziehung gedacht werden sollte. Vornehmlich aber fehlt es noch an einer, auf praktischen Grundlagen ruhenden und gemeinverständlich geschriebenen Naturgeschichte, welcher durch die größte Billigkeit eine allgemeine Verbreitung ermöglicht werden müßte, was natürlich nur unter Mitwirkung des Staates zu denken wäre.

Es würde nun Sache der Vereine sein, durch Ausstellungen, öffentliche Vorträge und Verbreitung bezüglicher Schriften, nicht nur für die Einbürgerung neuer Thier- und Pflanzen-Arten Sorge zu tragen, sondern vornehmlich darauf Bedacht zu nehmen, gegen den Aberglauben und die Vorurtheile des Volkes anzukämpfen, die Thierwelt der betreffenden Gegenden nach Kräften zu beschützen und vor allen Ruchlosigkeiten und Grausamkeiten zu bewahren. Außerdem müßten sie alle Bemühungen, welche auf den Schutz nützlicher Thiere gerichtet wären, durch Belobungen und Prämien zu unterstützen suchen.

Ich glaube hier in kurzen Umrissen das Wesentlichste, was für einen durchgreifenden Thierschutz bei uns nothwendig ist, zusammengestellt zu haben und kann somit an die Beantwortung der übrigen Fragen gehen, die sich einerseits auf die Mittel und Wege, um jenen durchzuführen, andererseits auf den internationalen Thierschutz beziehen. Letztere Frage erfolgreich zu lösen, ist nur durch die Mithilfe der verschiedenen Regierungen möglich, und müßten diese von möglichst vielen Specialvereinen ersucht werden, die Sache kräftigst in die Hand zu nehmen, mit Energie zu betreiben und, wo es nothwendig wird, dem deutschen Reichstage zur Entscheidung vorzulegen. — Ich werde die Beantwortung dieser Fragen in derselben Reihenfolge vornehmen, wie ich sie von Anfang dieser Arbeit an behandelt habe.

Was den Walfischfang und Robbenschlag im Großen und Ganzen betrifft, so ist dessen kolossale Ausdehnung hauptsächlich durch das immer gesteigerte Verlangen unserer Gerbereien und Seifenfabriken nach Thran hervorgerufen worden. Direkte Verbote würden hier gar nichts helfen, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil sich fast alle handeltreibenden Nationen daran betheiligen, und doch nicht anzunehmen ist, daß sich alle anderen Regierungen einer derartigen Maßregel anschließen würden. Man müßte daher auf indirektem Wege vorgehen und käme es zunächst darauf an, zu ermitteln, ob sich nicht der übergroße Thranverbrauch durch passende Aequivalente, wenn auch nicht ganz beseitigen, so doch bedeutend reduciren ließe.

Was nun die Gerbereien anbelangt, so läßt sich hier durch die Anwendung von Erdöl und ganz besonders von Schieferöl, allerdings bei einem veränderten Gerbeverfahren, eine sehr große Ersparniß von Thran voraussagen. Hierzu müssen aber erst noch umfassende Versuche angestellt werden; dieselben müßten durch die Aufstellung von Prämien erzielt und später öffentlich bekannt gemacht werden. Fielen die Versuche günstig aus, so könnten die Einfuhrzölle auf Thran erhöht und hierdurch dessen Verbrauch bedeutend vermindert werden. Hinsichtlich des Fischbeins, Walraths und der Walroßzähne dürfte wol ein dem soeben vorgeschlagenen ähnliches Verfahren in Anwendung zu bringen sein.

Der Pelzhandel, welcher so enorme Massen wilder Thiere schonungslos vertilgt, daß, wie ich eben gezeigt habe, die schutzberechtigsten derselben am meisten darunter zu leiden haben und ganz zu erlöschen drohen, muß in Zukunft nothwendiger Weise auf naturgemäßeren Grundlagen geregelt werden. — Zunächst müssen wir bemerken, daß es drei Arten von Pelzwerk gibt, nämlich: Pelzwerk von Raubthieren, ferner solches von unschädlichen und nützlichen, und endlich solches von Kulturthieren. Nach diesen Unterschieden hätte nun eine entsprechende Besteuerung stattzufinden. Die Raubthiere, zu welchen also gehören würden: Bären, Wölfe, Füchse, Luchse, Zobel, Marder, Nörze, Vielfraße, Ottern, Waschbären, Tiger, Löwen, Panther ꝛc., würden einer Steuererhöhung nicht bedürfen. Ihnen wären die Hasen, Kaninchen, Bisams, Hamster, Lemminge und Eichhörnchen (Fee) gleichzuachten, was sich durch die große Vermehrung derselben wol rechtfertigen ließe. Mit bedeutender Steuererhöhung wären zu belegen: der Biber, Chinchilla, Schwäne und Taucher, mit einer geringeren die Hirsche, Bisons, wilde Schafe, Ziegen und Antilopen. Möglichst zollfrei dagegen sollten die Häute und Pelze von allen der Kultur unterworfenen Thieren sein, weil diese um so mehr gezüchtet zu werden Aussicht haben, je größer ihr Verbrauch ist; außerdem sollte auch dem ärmeren Manne der Winterpelz nicht vertheuert werden.

Ferner sollte der großen Verschwendung im Pelzverbrauch, welche zum Theil nur durch die fortwährenden Veränderungen der Mode hervorgerufen wird, energisch Einhalt gethan werden. Allerdings würden sich in diesem Falle die betreffenden Gewerbe bitter beklagen, allein hat man sich bei anderen Unternehmungen, Eisenbahnen u. dergl., solcher Rücksichten längst entwöhnt, um wie viel mehr sollte man es nicht da, wo es sich um moralisches und physisches Recht handelt, wo es jedenfalls nicht statthaft ist, daß die ganze gebildete Welt dahinschreitet über die massenhaften Leichen hingemordeter Thiere.

In gleicher Weise sollte der luxuriöse Verbrauch von Elfenbein nach Möglichkeit eingeschränkt werden, zumal da bereits nachgewiesen ist, daß die Elephantenheerden sehr abgenommen haben. Außerdem steht es fest, daß gerade durch die Elephantenjagden der Sclavenhandel und der ewige Krieg in Afrika aufrecht erhalten werden, und schließlich ist es denn doch unverantwortlich, der Zähne wegen diese Kolosse der Thierwelt zu vernichten. Da das fossile Elfenbein an den Küsten des Eismeers noch in großer Menge vorhanden zu sein scheint und die Elfenbeinnuß manches

Bedürfniß ersetzt, so sollten die afrikanischen Elephantenzähne einer bedeutend höheren Einfuhrsteuer unterliegen, als die beiden letztgenannten Stoffe.

Um der unverantwortlichen und ganz zwecklosen Vernichtung der großen Seevögel ein Ende zu machen, dürfte es sich höchstens empfehlen, die Schiffskapitaine zur Betheiligung an Thierschutz-Vereinen zu veranlassen, und wäre es vielleicht denkbar, daß die Marineofficiere der verschiedenen Nationen diesen Punkt als Ehrensache behandeln würden. Das unnöthige Morden der Vögel an den Küsten und in Seebädern dürfte weit leichter den Landesgesetzen zu unterstellen sein, was ja auch zum Theil, wie bereits rühmend erwähnt wurde, geschehen ist.

Dem Vogelfang in Italien ist vielleicht jetzt leichter als sonst zu steuern, wenn der italienischen Regierung zu den Verträgen betreffs der Gotthardbahn ein solcher über den Vogelschutz vorgelegt wird. Bei der Loyalität der gegenwärtigen Regierung daselbst steht zu erwarten, daß sie mit größter Bereitwilligkeit auf einen derartigen Vorschlag eingehen würde, denn auf diese Weise käme sie in die Lage, eine althergebrachte Unsitte aufzuheben, ohne aus freien Stücken an den Traditionen des Volks gerüttelt zu haben. Sie würde sich ja diesem gegenüber damit entschuldigen können, daß ihr der fragliche Vertrag von den auswärtigen Mächten aufgenöthigt worden sei. Ließe dagegen das italienische Volk nicht von seiner Unsitte ab, so wäre es vor der Eröffnung der Gotthardbahn ein Leichtes, die Einfuhr von Südfrüchten aus Italien nach Möglichkeit zu erschweren und durch solche von den Azoren ꝛc. zu ersetzen, wodurch jenes Volk ganz bestimmt zu anderer Gesinnung gebracht werden würde. Zwischen der österreichischen und italienischen Regierung ist es bereits zu einem internationalen Vogelschutzgesetz gekommen, welchem sich von deutscher Seite anzuschließen durchaus geboten erscheint.

Es versteht sich von selbst, daß, wenn wir in der erwähnten Beziehung anderen Nationen das Handwerk legen wollen, wir auch zu Hause um so strenger verfahren müssen, weßhalb bei uns allem Vogelfang, gleichviel welchen Namen er führt, auf das Entschiedenste entgegen getreten werden muß. Zunächst dürfte es durchaus nicht mehr gestattet sein, daß irgend ein Singvogel für den Magen des Menschen bestimmt wird und wäre das Fangen und Feilbieten von Drosseln (Krammetsvögeln), Lerchen u. s. w. gänzlich zu verbieten. Das Fangen und Halten inländischer Vögel für Käfige sollte für jeden Einzelnen auf ein bestimmtes Maß eingeschränkt werden, welches sich nach der Art der Unterhaltung zu richten hätte, und wäre es vielleicht gut, überall Vogelschutzvereine zu bilden, welche die Ueberwachung dieser Angelegenheit in amtlicher Weise zu besorgen hätten. Daß ferner alles Ausnehmen der Nester, Eier und jungen Vögel strengstens zu bestrafen wäre, darf als selbstverständlich betrachtet werden.

(Schluß folgt.)

Der Waidmann.

3. Band. Blätter für Jäger u. Jagdfreunde. № 7.

C. SCHMETZER, X.A.

Monatlich 2 Nummern. — Der Band läuft vom 1. October bis 1. October. — Preis halbjährlich 1 Thlr.

Jeder unbefugte Nachdruck der im „Waidmann" enthaltenen Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Das deutsche Reich und der internationale Thierschutz.

Von L. Martin.

(Schluß.)

Wenn ich bei der Betrachtung des Waldes dessen Nothwendigkeit für den Naturhaushalt nachgewiesen und angedeutet habe, daß bei der stets im Steigen begriffenen Consumtion eine allmälige Ausnützung unausbleiblich ist, so komme ich nun zu dem Schlusse, daß der Wald noch viel zu niedrig im Geldwerthe steht. Es muß daher im Holzverbrauch ein naturgemäßeres Verfahren eintreten, wenn wir nicht zu der Verödung des Waldes immer noch mehr beitragen wollen, denn sein Wachsthumsverhältniß muß ja ganz in derselben Weise abnehmen, wie wir dem Waldboden durch jeden Niederschlag des Holzes etwas von seiner Productionskraft nehmen, ohne ihm auch nur das Mindeste dafür wiederzugeben. Der Acker wird gedüngt, damit er tragbar bleibe; der Waldboden aber verliert sein Holz, das ihm entwachsen ist, und ebenso seine Decke, das Moos 2c. An dieses Raubsystem sind wir von jenen Zeiten her gewöhnt, wo das Bedürfniß einer Schonung noch nicht vorhanden war, und jetzt, wo wir sparsam sein sollten, nimmt die Ausnützung des Waldes in bedenklichster Weise zu. — Diesem unbedächtigen Treiben kann nicht anders entgegengetreten werden, als dadurch, daß man sich entschließt, die Holzpreise in diejenige Höhe zu bringen, durch welche allein eine größere Ersparniß in allen Branchen ermöglicht wird. Würde man z. B. den bisherigen Werth des Nadelholzes um einen Thaler pro Stamm erhöhen, so könnte dadurch der Häuserbau aus Holz in den Städten schon sehr eingeschränkt werden. Ganz besonders müßte der Werth des Eichenholzes erhöht werden, weil dasselbe nachgewiesenermaßen nur sehr langsam wieder nachwächst. Diese Preiserhöhung des Holzes würde eine namhafte Summe ausmachen und sollte ein Theil davon zur Ablösung der Streuberechtigung, ein anderer zur Besserstellung der Forstbeamten und deren Ausbildung in den Naturwissenschaften, ein dritter endlich zur Forstcultur selbst und zur Hegung entsprechender Wildbestände verwendet werden. Auf diesem Wege würde es allein möglich sein, einer Verarmung der Natur entgegen zu arbeiten, welche sonst unausbleiblich eintreten müßte.

Ein auf naturgemäßen Grundlagen beruhender Jagdschutz dient zu gleicher Zeit als Thierschutz. Das wahnwitzige Geschrei unserer in materieller Erziehung aufgewachsenen Zeit, die Erde sei nur für den Menschen allein geschaffen, muß verstummen, sobald wir von naturgemäßen Gesichtspunkten ausgehen und uns auf die Traditionen der Bibel stützen, deren Rechte umzustoßen doch wol Niemandem einfallen wird. Haben wir aber einmal erkannt, daß es unbedingt zu den Aufgaben einer gebildeten Nation gehört, für die Erhaltung der ihr anvertrauten Naturgeschöpfe Sorge zu tragen, dann fällt der Nation auch die Pflicht zu, diese Aufgabe zu erfolgreicher Ausführung zu bringen. Bisher überließen es die Regierungen zumeist den Fürsten und dem reichen Adel, die Sorge für die Erhaltung der hohen Jagd zu übernehmen, und hielten sich nur ausnahmsweise für verpflichtet, hier und da schützend mitzuwirken.

Fassen wir nun zunächst blos zwei Jagdthiere in's Auge, die man bereits auf den Aussterbe-Etat gesetzt hat, nämlich das riesige Elen an der äußersten Grenze des deutschen Vaterlandes und den Steinbock im südwestlichsten Theile der Schweiz. Ueber beide Thiere hat sich bereits die Phrase herausgebildet, sie hätten sich schon überlebt, gehörten der Vorzeit an und paßten nicht mehr zu den heutigen Zuständen. Diese Phrase hat gerade soviel zu bedeuten, wie die von dem kranken Manne und die von dem europäischen Gleichgewicht, auf welche seiner Zeit auch die halbe Welt schwören zu müssen glaubte. Dahin gehört auch die von der

Unzulässigkeit der hohen Jagd und anderer Tagesschwindel mehr, der natürlich immer auf dem Banner der Radikalen geschrieben steht.

Die Ursache des Aussterbens großer Säugethiere liegt zumeist in der nothgedrungenen Inzucht, durch welche die Art zuerst an Fruchtbarkeit abnimmt und dann noch von allerlei Gebrechen befallen wird, an deren Folgen sie endlich erlischt. Diese Merkmale sind nun bei dem preußischen Elchwild in kurzer Zeit aufgetreten, nachdem man dasselbe isolirt und ihm jede Blutvermischung mit anderem Wilde abgeschnitten hatte. Als man endlich darauf verfiel, die bei den Forstleuten so beliebten Linien, welche alles Wild sichtbar scheut, in die Ibenhorster Brüche zu schlagen, da ward es dem scheuen Elchwild unheimlich und es zog sich vollends in ungenügende Verstecke zurück, wo es natürlich sichtbar verkümmert und gänzlich unterliegen muß, wenn nicht auf naturgemäßem Wege dagegen eingewirkt wird. In ganz gleicher Weise hat man den Steinbock isolirt und auf eine Höhe hinaufgetrieben, die zu seiner Existenz nicht mehr genügt und wo er ein kümmerliches Leben führt.

Aus diesen kurzen Andeutungen wird zur Genüge hervorgehen, daß für die Erhaltung größerer Thiergattungen ganz andere Vorkehrungen getroffen werden müssen als bisher. Entweder müssen wir uns jedes desfallsigen Versuches gänzlich entschlagen und den Untergang alles Großartigen in der uns umgebenden Natur mit stummer Resignation geschehen lassen, oder wir raffen uns aus unserer naturwidrigen Lethargie auf und treten allen Ernstes für jene ein. — Noch ist es Zeit, das Recht der Natur aufrecht zu erhalten, denn das Recht, welches wir ihr angedeihen lassen, ist nicht nur unsere Weltbürgerpflicht, sondern auch eine Existenzfrage für uns selbst. Dann müssen aber auch alle Nerven des gesellschaftlichen Lebens zur Mitwirkung herangezogen werden. In erster Linie ist auf eine sorgfältigere naturwissenschaftliche Erziehung aller Stände ohne Ausnahme zu sehen, sowie auf eine durchgreifende strenge Gesetzgebung, deren pünktliche Befolgung nur durch die Erziehung ermöglicht werden kann.

Für die Erhaltung einer urwüchsigen Natur überhaupt, wie für die der bereits selten gewordenen Thiere, erscheint es dringend nothwendig, an geeigneten Orten unseres großen Vaterlandes Freistätten zu gründen, in denen die Thiere durch strenge Gesetzgebung vor der Vernichtung gesichert werden. Es wären solche Freistätten den geheiligten Orten unserer Vorfahren und denen vieler wilden Völkerstämme ähnlich, wo die Natur in jungfräulicher Abgeschiedenheit sich reorganisiren kann. Eine solche Naturpraxis zu befolgen ist einer großen Nation jedenfalls würdiger, als durch entgegengesetzte Bestrebungen Zustände zu befördern, welche den Naturhaushalt stören und endlich ganz untergraben, wodurch zuletzt nicht nur der Reichthum der Nation, sondern auch ihre ganze Existenz in Verkümmerung gerathen muß, wie alle diejenigen Länder beweisen, die nur durch fortwährende Zufuhr von Lebensmitteln erhalten werden können. Dieses wichtige Capitel, welches übrigens auch von einem schweizerischen Naturforscher, Dr. Stölker bei St. Gallen, angeregt worden ist, kann ich hier des Raumes wegen leider nicht weiter entwickeln und behalte mir vor, solches an anderer Stelle auszuführen. Ich hätte hier nur noch einer Einrichtung das Wort zu reden, deren Anregung ich um so weniger beanstanden kann, als das Bedürfniß gewiß ein ganz zeitgemäßes und höchst nothwendiges ist, ich meine nämlich die Bildung von

Natur- und Jagdschutz-Vereinen, welche es sich zur ernsten Aufgabe machen müßten, den status quo im Haushalt der Natur zu überwachen und nach Möglichkeit dort wiederherzustellen, wo er durch unverständige Vernichtung bereits in Frage gestellt worden ist. Solche Vereine könnten naturgemäß durch ihre meist praktische Bethätigung viel eindringlicher wirken, als dies bei dem besten Willen den Thierschutzvereinen irgend möglich ist, und wäre eine Fühlung und gemeinschaftliches Wirken beider in aufrichtiger Weise anzurathen.

Derartige Vereine hätten über den Waldschutz zu wachen und darauf zu sehen, daß nicht durch das schonungslose Niederschlagen von Wäldern die atmosphärischen Niederschläge beeinflußt und dadurch das klimatische Gleichgewicht gestört werde. Ferner hätten sie für die Erhaltung pittoresker Baumgruppen und einzelner interessanter Bäume einzustehen, sowie zu Gunsten der so äußerst nützlichen Eulen, Spechte und der kleinen Höhlenbrüter gegen das Umhauen so vieler hohl gewordener Bäume und Aeste einzuschreiten, und durch Anlegung von Hecken und Remisen an geeigneten freien Plätzen in genügender Weise Sorge zu tragen. Diese Vereine oder deren einzelne Mitglieder müßten ferner womöglich alle bäuerlichen Jagden ihrer Gegend pachten, gegen die Schädlichkeit des Raubzeuges durch dessen Vernichtung wirken, aber für dessen Fütterung im Winter gewissenhaft sorgen. An geeigneten Orten hätten solche Vereine auch auf die Erhaltung von Wassertümpeln, Weihern, Seen u. s. w. ernstlich Bedacht zu nehmen, nicht nur wegen der Erhaltung der Wasserjagd, sondern auch wegen der immer fühlbarer werdenden Wasserarmuth, an welcher viele hochgelegene Gegenden von Jahr zu Jahr bedenklicher leiden. Ferner hätten sie über die Absatzplätze der Wilddiebe, welche ihre Beute an manche Wildhändler, aber noch mehr an Gasthöfe, Restaurants und an manchen Gourmand absetzen, fleißig zu wachen, und endlich müßte die Ertheilung von Jagdkarten an Jagdliebhaber und Jagdpächter an die Bedingung geknüpft werden, daß dieselben bereits Mitglieder des Jagd- und Naturschutzvereins ihrer Gegend sind.

Somit glaube ich eine nicht unerhebliche Anzahl praktischer Vorschläge angegeben zu haben, deren Anpassung an die überall verschiedenen örtlichen Verhältnisse das Werk einsichtsvoller und einer guten Sache warm ergebener Naturfreunde werden mag. An einem aufrichtigen und erfolgreichen Wirken in diesem Sinne zweifle ich um so weniger, als das große deutsche Volk ja Männer genug besitzt, welche noch Liebe und Achtung für die Alles ernährende große Natur in ihrem Busen tragen, und denen die Macht materieller Einflüsse noch nicht den Sinn für das wirklich Erhabene und Schöne in der Natur genommen hat. Bleiben wir also der Worte Schiller's eingedenk, der so wahr und bezeichnend sagt:

„Denn die Welt ist vollkommen überall,
Wo der Mensch nicht hinkommt mit seiner Qual!"

Stuttgart, den 5. Januar 1872.

Der Waidmann.

4. Band. Blätter für Jäger u. Jagdfreunde. N: 4.

C. SCHMETZER X.A.

Mit Original-Illustrationen bewährter Künstler
(Bildnissen, Wild- und Waldscenen, Geweihen, Abnormitäten, Forst- und Jagdhäusern, humoristischen Skizzen u. s. w.)
und **Beiträgen aus der Feder unserer tüchtigsten Fachmänner und Jagdschriftsteller.**
Erscheint monatlich 2 Mal zum Preise von halbjährlich 1 Thaler incl. freier Zusendung.
Beiträge werden mit Dank entgegengenommen.
Der Waidmann ist die einzige deutsche illustrirte, zugleich billigste und am häufigsten erscheinende Jagd-Zeitung.

Eine Freistätte der Natur im nördlichen Amerika.

Es ist gerade ein Jahr her, seit ich meine Abhandlung über „internationalen Thierschutz" im „Waidmann" veröffentlichte, und mancher Leser desselben hat mir freundlich beigestimmt, wie ich aus vielfachen Zuschriften zu erfahren das Vergnügen hatte. Damals dachte ich freilich noch nicht im Entferntesten daran, daß gerade ein von mir mit Wärme empfohlener Vorschlag, für die Natur „Freistätten" zu gründen, auf welchen sie sich unbehelligt ausbreiten könne, wenigstens theilweise schon in Erfüllung gehen werde. Diese unerwartete Thatsache wird daher auch gewiß bei allen Denen Anklang finden, welche sich überhaupt für Thier- und Naturschutz interessiren, und deshalb wird die folgende Nachricht gewiß ganz am Platze sein.

Der nordamerikanischen Regierung war es schon längere Zeit bekannt, daß zwischen dem 44. und 45. Breitengrade und 110. bis 111. Längengrade ein hohes Gebirgsland liegt, dessen wunderbare Eigenthümlichkeiten von allen Reisenden hoch gerühmt worden waren. Erst im vorigen Sommer war es möglich geworden, eine in jeder Hinsicht großartige Expedition, wie wir sie stets von der Union gewöhnt sind, nach jenen Gegenden hin auszusenden, und sind die Resultate über alles Erwarten groß und von dem höchsten Interesse, wie ein officieller Bericht Hayden's, des Leiters der Expedition, zur Genüge nachweist, und ist Ausführlicheres darüber in Petermann's geographischen Mittheilungen, Heft XII. 1872, und im Globus Nr. 8 d. J. zu lesen.

Dieses fast durchweg 6000 Fuß hoch gelegene Gebirgsland am oberen Yellowstone und Madison River wird von basaltischen Pics umgürtet, welche zum Theil eine Höhe von 9—12,000 Fuß erreichen, die gleich Thürmen, Minarets oder Eisbergen schroff emporsteigen und einen seltsamen Anblick gewähren sollen. Gleich diesen Bergen ist auch das ganze übrige Land zwischen ihnen vulkanischer Natur, welche Eigenschaft sogar der große Yellowstone See besitzt, denn aus seinem Spiegel steigen wol an funfzig der verschiedensten Geyser hoch empor, wovon einer, nach je 25stündiger Pause, einen 6 Fuß dicken Strahl an 200 Fuß hoch emportreibt und den berühmten Geyser auf Island weit überbietet.

Außerdem finden sich eine große Menge heißer Quellen mit zum Theil siedendem Wasser, welche ganze Bänke und Hügel der schönsten Salzhydrate auswerfen.

Das große übrige Gebiet wechselt zwischen frischen saftigen Triften und schön bestandenen Wäldern, Haiden, Morästen und Gewässern mannigfach ab und wird von Elenns, Bisons und anderen Thieren aller Art reichlich bewohnt, während die Gewässer von Forellen und anderen Fischen gut besetzt sind.

Bei seiner hohen Lage über dem Meere ist das Klima dieses Landes aber mehr winterlich zu nennen und genießt letzteres jedenfalls nur eines ziemlich kurzen Sommers, weshalb es für den Anbau weniger geeignet erscheint. Diesem Umstand und einem gut eingeleiteten Antrag an beide Häuser des Congresses mag es zuzuschreiben sein, daß im December v. J. der Congreß sich dahin erklärte, dieses etwa 168 Quadratmeilen umfassende (noch etwas größer als das Großherzogthum Oldenburg und das Herzogthum Braunschweig zusammen) und von der Natur so wunderbar ausgestattete Gebiet für eine Staats-Domäne zu erklären und einen National-Park aus

demselben zu schaffen. Außerdem wurde aber jener Antrag noch dahin erweitert und beschlossen, daß dieses Terrain von jeder Besiedelung, Besitznahme oder Verkauf ausgeschlossen und als ein öffentlicher Park, zum Wohle und Vergnügen des Volkes, betrachtet werden solle. Dieser Park steht unter der ausschließlichen Controle des Secretairs des Innern, und hat derselbe darauf zu achten, daß weder Bauholz ausgeführt, noch sonst irgend Etwas darin vernichtet wird, wozu auch die muthwillige Tödtung von Wild durch Fang und Jagd zum Zweck des Handels gehört, und kann der Secretair jede zuwiderhandelnde Person von dort entfernen.

Wir hätten somit das erste erfreuliche Beispiel eines umfassenden Naturschutzes aus einem Lande, von dem wir bisher nur das Gegentheil zu erleben gewohnt waren. Freilich steht dieser Freibrief der Natur erst auf dem Papier, und in jenen fernen Gegenden mag wol auch das russische Sprüchwort: „Der Himmel ist hoch und der Czar ist weit!“ seine vielseitigste Anwendung finden, allein die Erkenntniß der Nothwendigkeit ist ausgesprochen, und jene Einrichtung verdient die vielfachste Nachahmung bei uns, wenn auch in viel bescheideneren Ausdehnungen als dort und nicht auf einen Ort concentrirt, sondern auf verschiedenen Complexen von mindestens 2—4 Quadratmeilen Größe.

Um jedoch nicht ungerecht zu sein, muß hier besonders an das Bestreben der Erhaltung von Seiten der russischen Regierung hinsichtlich des Auerochsen im Bialowiczaer Walde, an das der preußischen Regierung für das Elchwild an der Ostsee*) und des Bibers bei Barby**) rühmend gedacht werden. So lange aber diese und andere nothwendige Existenzfragen der Natur nicht zur National-Angelegenheit gemacht werden, wird der Erfolg immer ein sehr beschränkter sein und den darauf verwendeten Mitteln nur sehr ungenügend entsprechen. Martin.

*) Oberförsterei Ibenhorst, Reg.-Bezirk Gumbinnen.
**) Oberförsterei Lödderitz, Reg.-Bezirk Magdeburg.

Unſere

Sänger im Feld und Wald.

Eine kurze Belehrung

über den

nothwendigen Schutz der Singvögel im Freien und deren richtige Pflege in der Gefangenſchaft.

Im Auftrag des Vereins der Vogelfreunde in Württemberg

bearbeitet von

W. L. Martin,

Erſter Präparator am K. Naturalien-Cabinet in Stuttgart.

Stuttgart.

Verlag von Levy & Müller.

1873.

Druck von Jul. Kleeblatt & Sohn in Stuttgart.

Vorwort.

Von Jahr zu Jahr ziehen die Kreiſe des freien Naturlebens ſich enger und enger; die ſtolze Eiche und die himmelanſtrebende Tanne erliegen den wuchtigen Schlägen der Axt; der Wald wird immer lichter und kleiner und mit ihm verſchwinden ſeine ſtolzen Bewohner mehr und mehr. An die Stelle dieſer treten zwerghafte Geſchlechter, und was ſonſt noch urſprünglich Schönes und Eigenthümliches vorhanden war, zieht ſich entweder von der heimathlichen Stelle in entferntere Gegenden zurück oder erliſcht allmälig ganz. Unter der Betrachtung ſolcher Thatſachen wird es gewiß erlaubt ſein, daran zu erinnern, welchen Zeiten einer allgemeinen Verarmung des Naturlebens wir rettungslos entgegen gehen, wenn nicht jetzt ſchon alle Kräfte aufgeboten werden, das noch vorhandene Nützliche und Schöne vor ſeinem Untergang zu retten.

Ich bin allerdings nicht der Erſte, der ſeine Stimme für dieſen Gegenſtand erhebt, vielmehr haben ſchon Männer wie Frauenfeld, Gloger, Nördlinger, Snell, Stölker, Tſchudi, Tſchuſi, Wodzicky u. a. m. das Wort dafür ergriffen, aber es iſt mit dieſer Sache wie mit allen andern Wahrheiten überhaupt, — ſie können der Menſchheit nicht oft genug gepredigt werden. — Es fällt mir dieſer Gegenſtand um ſo weniger ſchwer, als mein vieljähriger Beruf mich zur Beobachtung der Natur

nach ihrer praktiſchen Seite, ganz beſonders angewieſen hat. Aus dieſem Grunde ward es mir möglich, mit erfahrungsmäßigen Thatſachen dienen zu können, welche auf der ſorgfältigſten Beobachtung fußen.

Wenn ich daher dem Schutz nützlicher Thiere offen das Wort rede, ſo darf es nicht befremden, daß ich damit auch das Loos gefangener Vögel zu erleichtern trachte, denn es wird Niemand einfallen zu behaupten, daß das Gefangenhalten nützlicher Vögel jemals ganz aufgehoben werden kann. Am Allerwenigſten wird meine Belehrung aber zum vermehrten Gefangenhalten derſelben aufmuntern, denn eine Empfehlung der Beſteuerung dieſer, wird unmöglich ſolchen Abſichten untergelegt werden können.

Hat die öſterreichiſche Regierung das beſondere Verdienſt ſich erworben, zuerſt gegen den heillosen Vogelfang in Italien in die Schranken zu treten, ſo dürfen wir von dem deutſchen Reichstag erwarten, daß er möglichſt bald den Schutz der Singvögel und ſpäter den allgemeinen Thierſchutz in das Bereich ſeiner ernſten Berathungen zieht, für welchen Gegenſtand ich bereits mehrfaches Material in der Zeitſchrift „Waidmann“, unter dem Titel „Das deutſche Reich und der internationale Thierſchutz“, niedergelegt habe.

Stuttgart, im Januar 1873.

Martin.

I.

Der Schutz nützlicher Vögel.

Wenn der Frühling naht und die letzten Spuren des froſtigen Winters verſchwinden; wenn die erſten Staare auf den Gipfeln hoher Bäume erſcheinen und einzelne Feldlerchen trillernd über die Ebene ſtreichen; wenn der Himmel blauer und die Luft wärmer wird, dann hebt ſich auch des Menſchen Bruſt höher und wird empfänglicher für die Eindrücke der ihn umgebenden Natur, welche mit ewig neuen Reizen geziert, ihm ſo verlockend entgegenlächelt. — Wer dieſen Kreislauf der Natur ſchon ſeit mehreren Decennien durchlebt hat, dem erſcheint aber der heitere Lenz jedes neuen Jahres doch ſtets etwas ärmer als ſonſt, denn die munteren Vogelſtimmen aus Buſch und Wald ſind bedeutend ſeltener gegen ehemals geworden. — Dort, wo in früheren Jahren Braunellen, Rothkehlchen und Grasmücken ihre Stimmen im fröhlichen Wettſtreit erſchallen ließen, ſind nur vereinzelte dieſer Sänger noch zu hören und vollends da, wo ehedem die Nachtigall ihren bezaubernden Schlag durch die Stille der Nacht dahinſchmetterte, iſt ihre Zahl in ſichtbarem Abnehmen begriffen oder bereits gänzlich erloſchen. Dieſes Schickſal der Verarmung erleiden aber noch eine große Menge unſerer beſten Vögelarten

und während uns ſonſt der helle Schrei des einſamen Buntſpechtes, der monotone Ruf der Hohltaube, die allbekannten Töne des Kukuks und hundert andere Stimmen mehr, aus dichtem Waldesdunkel entgegen ſchallten, ſind dieſe immer ſeltener und ſeltener geworden und haben einige davon, wie z. B. das hohltönende Upp Upp des buntfedrigen Wiedehopfes an vielen Orten ſchon gänzlich aufgehört. — Mit dieſer faſt ſchreckhaften Abnahme der Vögel bei uns treten aber auch Erſcheinungen auf, welche das Gemüth des Landmanns, des Gärtners und des Forſtwirths mit bangen Sorgen erfüllen. Die Frucht der Felder wird immer häufiger und maſſenhafter von unzähligen Mäuſen zerſtört; der Engerling zernagt die Wurzeln der Gräſer und der Maikäfer die Blätter der Bäume, in weit empfindlicherem Grade als ehedem; der Raupenfraß endlich in Feldern, Wäldern und Gärten, die Rüſſelkäfer und anderes Ungeziefer mehr, können heutzutage ſchon ganzen Landesſtrecken höchſt verderblich werden. — Der Alles beherrſchende Geiſt des Menſchen baut Dampfmaſchinen zum Pflügen, Säen und Ernten, zum Dreſchen und Mahlen des Getreides, aber Maſchinen zum Vertilgen des Ungeziefers wird er niemals erfinden können.

Er kann die großen Thiere des Erdballs bekämpfen und vernichten, aber gegen die kleinſten derſelben richtet er ſelbſt nichts aus, denn ihre Zahl iſt Legion und wenn er Milliarden davon tödtet, ſo bieten andere Milliarden ihm nur Spott und Hohn. — Ohne den Haushalt der Natur zu befragen, haben frühere Menſchengeſchlechter ganze Länderſtrecken entwaldet und müſſen die Nachkommen an ſolchen Orten, durch Waſſermangel einerſeits und Ueberſchwemmungen andererſeits, die Folgen jener Sünden an dem Naturleben tragen.

In ganz ähnlicher Weiſe verhielt es ſich mit den Ungezieferſchäden, für deren Bekämpfung die Natur ihre beſonderen

Weſen geſchaffen, welche aber anzuerkennen erſt ſpät der Menſch ſich entſchloſſen hat. — Was nicht augenblicklich einen unmittelbaren Nutzen gewährt, betrachtet der Menſch gewöhnlich als zwecklos und vernachläſſigt es in der Regel ganz und ein ſolcher Fall iſt es mit den nützlichen Thieren. Die Unwiſſenheit erzeugt den Aberglauben und dieſer wieder die Gleichgültigkeit und die Verachtung gegen Geſchöpfe, die wir im höchſten Grade in Ehren halten ſollten, weil ſie im Dienſt eines großen Naturgeſetzes uns ſchützend zur Seite ſtehen. Wir wollen hier die wichtigſten Vögel u. a., ſoweit ſie in das Bereich der Land- und Forſtwirthſchaft und des Gartenbaues gehören, in aller Kürze vorführen.

Die Inſektenfreſſer,

zu welchen die Schwalben, Fliegenſchnapper, Nachtigallen, Grasmücken, Plattmönche, Roth- und Blaukehlchen, Laub- und Rohrſänger, Goldhähnchen, Zaunſchlüpfer, Baumläufer, Bachſtelzen, Pieper und Lerchen gehören, bedürfen unſeres ausgedehnten Schutzes, weil ſie es ſind, welche zum Theil die läſtigen Zweiflügler aus der Luft, ganz beſonders aber eine ungeheure Menge ſchädlicher Raupen u. ſ. w. verzehren und uns außerdem mit ihrer angenehmen Stimme entzücken. Wir haben ſomit Alles aufzubieten, um ſie wieder in derjenigen Menge um uns zu ſehen, wie der Haushalt der Natur es erfordert, worüber ich weiter hinten das Nöthige ſagen werde. — Eine Ausnahme nnter ihnen macht allein der Rothſchwanz, welcher die edle Dreiſtigkeit beſitzt, den Bienenſtöcken einigen Abbruch zu thun. Würden aber unſere Bienenwirthe darnach trachten den Storch etwas an Zahl zu vermindern, welcher eine Stunde lang in einem Kleefeld hauſend, mehr Bienen

verzehrt, als ein Rothſchwanz in einer ganzen Woche, ſo brauchten ſie nicht erſt ſo mißgünſtig auf dieſen drolligen Vogel zu ſein.

Die Spechte und Meiſen

bilden die eigentliche Inſektenpolizei des Waldes und der Gärten, die ſie mit unermüdlicher Geduld handhaben. Faſt den ganzen Tag Baum auf Baum ab, von Aſt zu Aſt unabläſſig kletternd und fliegend, pickend und hackend, ſuchen ſie Larven, Eier und Inſekten aller Art, um ihr geſchäftiges Daſein damit zu friſten, und frage ich den geneigten Leſer, wie viel er wohl auf einen Grünſpecht als tägliches Futter rechnen wird? — Ich erhielt einſt im Winter einen ſolchen, welcher neben einer Menge unkenntlich gewordener Nahrungsreſte, noch die Ueberbleibſel von 320 gewöhnlichen Fliegen im Magen hatte. — Wenn alſo nur Zahlen beweiſen, wie unſere heutige materielle Welt verſichert, ſo käme nach ſolcher Berechnung, wenn dieſer Specht nur Fliegen gefreſſen haben würde, die ungeheure Summe von 116,800 Stück für das Jahr heraus. Aber die Natur rechnet nicht ſo einſeitig wie unſere Mathematiker und deßhalb tiſcht ſie alle Tage wieder etwas Anderes auf.

Die Spechte und Meiſen ſind alſo mit aller uns zu Gebote ſtehenden Energie zu ſchonen und zu hegen und alles Fangen und Schießen derſelben ſtrengſtens zu verbieten. Aber wie häufig kommt doch vor, daß einem Sonntagsjäger gegenüber, die Haſen oder Repphühner vor lauter Ungezogenheit nicht gehalten haben und er befürchten muß, mit leerer Taſche heimkehren zu müſſen. Da wird denn in aller Verzweiflung noch eine arme Eule oder ein Buntſpecht geſchoſſen, „um den

lieben Kindern daheim eine kleine Freude zu bereiten.“ — So muß die Mutter Natur auch für die Albernheiten unſerer verkehrten Erziehung die Folgen tragen! —

Der Spatz und ſeine Verwandten,

die Finken, Ammern, Kernbeißer u. a. nähren ſich und ihre Jungen viel mit Inſekten, und fängt der Spatz außerordentlich viele Maikäfer, wie man im Frühjahr täglich beobachten kann. Von der Kirſchenzeit an wird der Spatz gewöhnlich mehr ſchädlich als nützlich und iſt es immer gut, denſelben nicht allzuhäufig werden zu laſſen. Sehr übel auf ihn zu ſprechen ſind manche Baumzüchter, denen er im Frühjahr viele ſchöne Knoſpen abbeißt; doch habe ich immer gefunden, daß dieſe Leute ſpäter noch Obſt genug erhielten und ſomit zu denjenigen gehören, von denen man zu ſagen pflegt: „Der Menſch iſt niemals zufrieden“. — Das vom Spatz Geſagte paßt aber im vollſten Maß wörtlicher Bedeutung auf den Kernbeißer und ſeine Verwandten, welche aber viel zu arm an Individuenzahl ſind um großen Schaden hervorzurufen. Die meiſten Finken und Ammern können dagegen eher für nützlich als ſchädlich betrachtet werden, zumal ſie uns außerdem noch durch ihren Geſang erfreuen, ſo gut ſie es eben verſtehen, denn auch bei ihnen ſcheint der muſikaliſche Grundſatz zu gelten: „Singe, wem Geſang gegeben!“ u. ſ. w.

Ich hätte noch ſehr Vieles zu ſagen, wenn nicht die Ueberſchreitung des Raumes dem Zweck dieſer Schrift hinderlich wäre, deßhalb breche ich lieber ab, erinnere aber dabei an die bekannte Sperlingsgeſchichte zur Zeit Friedrichs des Großen, welche allen einſeitigen Widerſachern zur heilſamen Lehre dienen möge.

Die Bodenkultur, der Vogelfang und die Folgen beider.

Während noch vor wenigen Jahrzehnten Bücher über den Vogelfang geſchrieben wurden und derſelbe mit Vogelherden, Netzen, Leimruthen, Schlaggarnen und Schlingen aller Art betrieben wurde, ſind wir ſchon heute auf dem Standpunkt angelangt, die bitterſten Klagen über dieſen Frevel an der Natur erheben zu müſſen. Aber es iſt nicht der Fang allein, welcher an dieſer Verarmung der Vogelwelt die Schuld trägt. Man erlaube mir offen zu ſprechen. — Es iſt die materielle Richtung unſerer Zeit, — welche Alles nur nach dem herrſchenden Geldwerth berechnet! — Auf dieſem Wege ſind wir allmählig zu der troſtloſen Monotonie unſerer Wälder, durch die beliebte „rationelle Bewirthſchaftung" derſelben gekommen, welche ſogenannte „reine Beſtände" ſchuf und jeden hohlen Baum und hohlen Aſt mit unerbittlicher Strenge aushieb. Ebenſo wurde mit dem Unterholz verfahren, deſſen Abholzung nicht nur die feuchte Moosdecke verdarb, die Wälder trocken legte und Ueberſchwemmungen beförderte. — Von den Feldern wurden alle wilden Hecken und alten Bäume entfernt, jedes kleine Gewäſſer trocken gelegt u. ſ. w., über welche gleichfalls „rationelle Bewirthſchaftung" der Landwirth wie der Nationalökonom vor Freude ſtrahlten. — Die Vögel entfernten ſich, weil ſie keine Aufenthaltsorte mehr fanden und die Engerlinge, die Raupen und Mäuſe u. ſ. w. zogen an deren Stelle ein. Wenn es eine Fixion war, daß man früher von dem „geſtörten europäiſchen Gleichgewicht" zu ſprechen beliebte, ſo iſt es aber keine Täuſchung, wenn man von dem „geſtörten Gleichgewicht der Natur" zu ſprechen beginnt —, ſondern bittere Wahrheit! —

Die Zeiten der Prophezeihungen ſind glücklicher Weiſe vorüber, was aber aus uns und der Natur werden muß, wenn dieſe Kulturzuſtände ſo fortgehen, das wird ſich jeder denkende Menſch von ſelbſt prophezeihen können. Eine Rückkehr zu der „guten alten Zeit" iſt unmöglich und von den Regierungen dürfen wir nicht Alles erwarten, weßhalb der Weg der freien Vereinigung vorerſt anzuſtreben iſt, welchem ſich alsdann die Geſetzgebung kaum mehr ausſchließen wird.

Jede Gemeinde beſitzt Autorität genug, um den Vogelfang auf ihrem Terrain in ſeinem ganzen Umfang zu verbieten, denn wer denſelben betreibt, gehört zu denjenigen Leuten, die als arbeitsſcheue zu bezeichnen ſind. Man laſſe durch dieſe Leute an öden Stellen, verlaſſenen Steinbrüchen u. ſ. w. dichte Dornhecken mit einigen Laub- und Nadelhölzern, beſonders aber die Vogelbeere oder Ebereſche, Wachholder u. a. mehr anpflanzen und ſetze Vogelbeerbäume an die Waldränder u. ſ. f. Aus hohlen Baumſtämmen, alten Dachrinnen, alten Brettern oder Baumrinde, laſſe man Brutkäſten fertigen, welche im Februar und Anfang März aufzuhängen ſind. In den Monaten Mai und Juni ſorge man dafür, daß die liebe Schuljugend und gewiſſe andere Individuen gar nicht in die Wälder, Geträuche und dergl. kommen, denn die Vogelneſter ziehen gar zu ſehr an und ungeheure Mengen derſelben werden durch ſie zerſtört. Man laſſe die Kleinen ſpielen und die Großen exerziren oder turnen u. dergl. mehr. — Für die Spechte und die Fledermäuſe wird zur unumſtößlichen Nothwendigkeit, daß einzelne hohle Bäume in den Wäldern und Gärten ſtehen gelaſſen werden, weßhalb ich dieſe Rückſicht ganz beſonders zur Beachtung empfehle.

Um jedoch alle ſolche Beſtrebungen zu unterſtützen, kann der Weg der Geſetzgebnng nicht unterlaſſen werden und wird es höchſt nothwendig, zunächſt eine Beſteuerung gefangener

inländiſcher Vögel in Anregung zu bringen, welche für die edlen Sänger am höchſten, für die geringern Inſektenfreſſer mäßiger und für Körnerfreſſer am niedrigſten zu ſtellen wäre. Außerdem aber lege man auch auf die ſchlechten Käfige eine Steuer, wie z. B. auf Glockenkäfige und ſolche, welche offenbar zu klein für einen Vogel ſind, ſowie ferner auf die grauſamen Wachtelhäuſer, wo die armen Thiere oft dem Verſchmachten nahe gebracht ſind u. a. m. Ferner beſteuere man den Verkauf der Ameiſenlarven, wodurch den Wäldern ungeheuer geſchadet wird und endlich vergeſſe man die Sammlungen von Vogeleiern nicht, welche weit mehr der bloßen Liebhaberei als der Wiſſenſchaft dienen, in welches Gewand ſich überhaupt ſo gern die blinde Leidenſchaft einer unmäßigen Sammelwuth verbirgt.

Haben wir aber den Vogelſchutz als eine national-ökonomiſche Angelegenheit erkannt, ſo zeigt ſich auch ſehr bald, daß alle Klaſſen des Berufslebens daran Theil nehmen müſſen. Der Landmann, der Forſtwirth, der Jäger und der Naturfreund, ſie alle müſſen einmüthig daſſelbe Ziel verfolgen und in nothwendige Mitleidenſchaft gezogen werden, weil jeder Theil in ſeinen Beſtrebungen von einem anderen ſonſt beeinträchtigt werden kann. Dieſes iſt vornemlich der Fall, wenn ein erſprießliches Thierſchutzgeſetz dem deutſchen Reichstag vorgelegt werden ſollte, zu deſſen Ausführung ſich hoffentlich bald die richtigen Kräfte finden werden.

II.

Die Pflege gefangener Vögel.

Die erſte Frage die bei einem gefangenen Vogel in Betracht kommt, wird immer die des zukünftigen Aufenthaltes ſein. Die gewöhnlichſte Art der Unterbringung beſteht, namentlich auf dem Lande, in dem Fliegenlaſſen in der Wohnſtube: aber Jedermann weiß, welchen unausbleiblichen Gefahren ein ſolcher Vogel dabei ausgeſetzt wird. Sind es nicht Hunde oder Katzen, die ſeine Stubengenoſſenſchaft gefährden, ſo liegt ein ganz beſonderer Grund der Unthunlichkeit in dem Umſtand, daß gar zu leicht Haare, Werg oder andere faſerige Gegenſtände um die Zehen des auf dem Boden herumhüpfenden Vogels ſich ſchlingen, ihn am Laufen verhindern oder durch enge Umſchnürung ſogar lebensgefährlich verletzen können. Zu dieſer faſt unausbleiblichen Fatalität tritt außerdem nicht ſelten die im höchſten Grade tadelnswerthe Manier des Beſchneidens eines Flügels, wodurch ein ſolcher Neuling vollends aller gewohnten Lebensäußerung beraubt wird.

Viele Vogelfänger halten dieſes Beſchneiden der Flügel für unerläßlich, bedenken aber dabei nicht, daß ſie einen Vogel auf dieſe Art gänzlich verſtümmeln und zu jeder freien Bewegung untauglich machen, wobei er ſich durch plötzliches

Herabfallen ſogar lebensgefährlich verletzen kann. Ich habe daher ſchon früher das Bekleben eines Flügels mit Tiſchlerleim in Vorſchlag gebracht, welches einen ſolchen Wildling nur auf kurze Zeit zum Fliegen untauglich macht und welcher Feſſel er ſich beim öfteren Baden ſpäter ganz entledigen kann. Es iſt daher in allen Fällen das Gerathenſte, alle gefangenen Vögel in Käfige zu bringen und ſoll uns deren Einrichtung hier zunächſt beſchäftigen. Auf dem Land behilft man ſich ſo gut man kann und ſchnitzt ſich dieſelben aus Holz mit Holzſtäben. In der Regel werden dieſelben aber gar zu primitiv gearbeitet, ſind nicht ſelten zu klein und werden zu leicht die Brutſtätten eines Heeres von quälendem Ungeziefer. In den Städten und namentlich in den eleganteren Wohnungen wählt man für ſeine Lieblinge am liebſten Käfige aus Draht und Blech, welche mit geſchmackloſen oder paſſenden Verzierungen ausgeſtattet und mit weißen oder bunten Oelfarben angeſtrichen ſind und glaubt damit ſeinen Vögeln ein ganz beſonderes Bene gethan zu haben. Aber die lieben Vögel ſind häufig ſo undankbar, dieſe Wohlthat nicht anzuerkennen, werden nicht ſelten bald traurig oder ſterben ſogar nach kurzer Zeit. — Man zerbricht ſich den Kopf, was wohl die Urſache des frühen Todes geweſen ſein mag, ſucht dieſelbe an Dieſem oder Jenem zu ergründen, bedenkt dabei aber nicht, daß der fatale weiße Oelfarbanſtrich der Dräthe, der außerdem den Vogel nicht ſo deutlich erkennen läßt wie ein ſchwarzer Anſtrich derſelben, durch ſeine giftigen Bleioxyde, oder wenn ſchön grün, ſogar arſenikhaltig, das zarte Leben des Vogels vernichtet hat. Aus dieſen und den nachfolgend entwickelten Gründen, muß ich auf das Entſchiedenſte gegen alle weiß oder ſchön bunt angeſtrichenen Käfige unſerer Fabriken opponiren und alle Vogelliebhaber vor dieſen gefährlichen Vogelpaläſten ernſtlich warnen. — Man wird nun fragen,

wie geſunde und zweckmäßige Käfige beſchaffen ſein müſſen, welches dahin zu beantworten iſt: Der Vogel als ein fröhliches Kind der Luft und des Lichtes, verlangt neben dieſen elementaren Factoren viel Bewegung, Zerſtreuung und Reinlichkeit, nach welchen Prinzipien auch ſein Gefangenleben eingerichtet werden muß, wenn dasſelbe einigermaßen einen Erſatz für die verlorene Freiheit zu bieten im Stande ſein ſoll.

Er verlangt außerdem aber auch eine entſprechende Wärme und liebt es zur Erhaltung ſeiner Geſundheit ſehr, wo möglich täglich eine kurze Zeit ſich den Strahlen der Sonne ausſetzen zu können, welches gewöhnlich nach einem erfriſchenden Bad zu geſchehen pflegt. — In vielen Fällen wird aber in dieſem Punkte oft ſehr geſündigt und glauben manche Leute, ihren Vögeln eine ganz beſondere Güte anzuthun, wenn ſie das Käfig vor das geöffnete Fenſter hängen, wo ſie, namentlich die Kanarienvögel in ihren troſtloſen Glockenkäfigen, von einer Seite ſo gut wie gebraten und von der anderen, durch ſcharfen Wind oder Zugluft zu Tode gefoltert werden können, denn gerade die Zugluft, welche die Vögel am offenen Fenſter ſtets bei jedem Aufgehen der Thüre erhalten, iſt das Allerſchädlichſte für ſie. In meiner Praxis habe ich es kennen gelernt, daß von 100 Kanarienvögeln faſt die Hälfte an plötzlichen Schlagflüſſen oder an katharraliſchen Leiden den Tod finden, welche ſo ziemlich alle der ſcharfen Zugluft zuzuſchreiben ſind und welche Schuld hauptſächlich von den leidigen allſeitig offenen Käfigen herrührt. Praktiſche Vogelwirthe, wie mein Freund Dr. Stölker in St. Fiden, Brehm und ich im „Vogelhaus und ſeine Bewohner", haben daher ſchon längſt die Kaſtenkäfige als die allein zweckmäßigen vorgeſchlagen und ſelbſt ausgeführt. Es gewähren dieſelben den Vögeln nicht nur vollſtändigen Schutz gegen Zugluft, ſondern bieten außerdem noch den großen Vortheil eines ruhigen Hintergrundes für

die Betrachtung der Vögel. Der Raum dieſer Blätter erlaubt es mir aber nicht, weiter über dieſelben zu ſprechen, weßhalb genügen muß, ſie hier kurz zu beſchreiben. Man laſſe eine gehobelte und gezinkte Kiſte von 1 Meter Länge, 50 Ctm. Höhe und 35—40 Ctm. Tiefe, aus Tannenholz herrichten. An die Vorderſeite kommt ein ſchwacher Holzrahmen zum Abnehmen eingerichtet, welchen unten eine Klappe hält, hinter welcher der Schubkaſten (wo möglich aus Blech) zu liegen kommt. Der Rahmen bekommt dann ein entſprechendes Gitter aus Eiſendraht, in welchem ein oder mehrere Schiebthüren anzubringen ſind, durch welche die Fütterung ſtattfindet. Das Innere eines ſolchen Käfigs wird hierauf mit Leimfarbe aus Schlemmkreide oder Kalk, oder noch beſſer, mit ſolchen und dicker Milch angeſtrichen, welcher Farbe etwas Blau beigemiſcht ſein kann, was ſich ſehr gut ausnimmt und der Farbe des Himmels entſpricht. Verſieht Jemand nun ein ſolches Käfig, ſtatt mit monotonen Sprunghölzern, mit Zweigen von Tannen, Kiefern und dergleichen, ſo gewährt man ſeinen Vögeln nicht nur einen möglichſt naturgemäßen Aufenthalt, ſondern genießt beſonders die Freude eines eben ſolchen Anblicks und halten außerdem die harzreichen Zweige das ſo läſtige Ungeziefer ab, was ſehr zu beachten iſt.

Die Nahrungsweiſe der Vögel iſt faſt eben ſo mannigfach wie dieſe unter ſich verſchieden ſind. Der frei lebende Vogel hüpft faſt tändelnd von Zweig zu Zweig, haſcht hier einen Käfer, dort eine Raupe oder wenn an der Erde, ſo pickt er hier und dort ein Körnchen auf und ſchwebt er in der Luft, ſo haſcht er beſtändig nach Inſecten und erfüllt ſo gleichſam ſpielend den großen Zweck ſeiner Beſtimmung im Haushalt der Natur. Ganz dieſem erhabenen Plane angemeſſen, läuft ſeine augenblickliche Nahrungsweiſe mit ſeinem individuellen Bedürfniß parallel und iſt deßhalb nach den

Jahreszeiten sehr verschieden. — Wie die Muttermilch das zarte Säugethier anfänglich ernährt, so wird auch der junge Vogel zuerst mit ähnlichen Säften herangezogen und es ist bemerkenswerth genug, daß diese erste Nahrung fast ausschließlich dem Thierreich entnommen ist. Blattläuse, zarte Raupen, kleine Käfer, Schnecken und anderes Gewürm, bilden somit auch bei Körnerfressern die Hauptnahrung ihrer Jungen, wie ja selbst unser sonst so diebischer Spatz, um die Zeit seiner Fortpflanzung, fast nur von Raupen, Maikäfern u. dgl. sich ernährt. Es ist außerdem eine erwiesene Thatsache, daß Nahrung aus dem Thierreich zu gewissen Zeiten auch dem ausgebildeten Organismus zu seiner Ergänzung nothwendig ist. Um die Zeit der Beerenreife sehen wir jedoch ein umgekehrtes Bild der Ernährung gegen derjenigen im Frühjahr, denn wir finden bald, daß selbst ausgesprochene Insectenfresser zeitweilig auch Beerenfresser werden. Alles dieses läßt uns deutlich erkennen, daß hier ein ganz besonders ökonomischer Zweck der Natur damit verbunden ist, den wir, weil der Organismus daran gebunden ist, nothwendiger Weise auch bei unseren gefangenen Vögeln befolgen müssen. Wir sehen daher, wie nachtheilig es für sie werden muß, wenn wir unsere Vögel Jahr aus Jahr ein mit einem und demselben Futter, ohne jede Abwechslung, zu ernähren trachten, da solches stets auf Kosten einzelner Organe geschieht, denn entweder wird ein solcher Vogel zu fett und in Folge dessen zu blutarm, oder er leidet Noth an seinem Skelett, seinen Lungen, seiner Leber oder überbildet dieselben u. s. f., was endlich zu irgend ausbrechender Krankheit und zum baldigen Tode führt. — In der Abwechselung liegt des Lebens Reiz und so ist es auch in dem physischen Leben selbst, wofür wir, wie auch jedes Thier, den Trieb der Selbsterhaltung besitzen, der uns jederzeit instinktmäßig sagt, was wir zu thun und zu lassen haben.

Wollen wir daher unſere Vögel geſund erhalten und Freude an ihnen haben, ſo müſſen ſie recht mannigfaches Futter bekommen und wir werden darin immer noch ſehr weit hinter der alles ernährenden Natur zurückbleiben. Ich mache dabei auf einige augenfällige Erſcheinungen aufmerkſam, die jedem Vogelfreunde hinlänglich bekannt ſind. So verliert bei der beſten Pflege der gefangene Staar bald ſeinen prachtvollen Glanz, wie das Blaukehlchen ſeine azurblaue Kehle. Der gefangene Rothhänfling (Schößle) verliert ſein ſchönes Roth und der roſtfarbige Kreuzſchnabel wird gelb und vieles Andere mehr! Alles dieſes beweist deutlich, daß ein ſichtbarer Mangel in der Ernährung eingetreten iſt, den wir nach Möglichkeit abzuhelfen trachten müſſen. In den meiſten Fällen ſtehen wir aber eben ſo rathlos da, wie der Arzt vor dem todtkranken Manne, denn die zu Gebot ſtehenden Mittel ſind ſtets ſtümperhaft.

Die wenigen Nährſtoffe, die wir geben können, beſtehen für Inſectenfreſſer kaum in mehr als Mehlwürmern, Ameiſenpuppen (Klemmereier), einigen Spinnen, Fliegen, Käfern, Aſſeln, Schnecken, Regenwürmern, welch' letztere im Winter oft kaum zu beſchaffen ſind. Das Halten der Inſectenfreſſer iſt daher ziemlich koſtſpielig und hat man ſich ſchon längſt nach billigeren Erſatzmitteln umgeſehen, womit Nachtigallen, Schwarzköpfe, graue Grasmücken, Zaunkönige, Bachſtelzen u. a. neben mehreren Mehlwürmern und Ameiſenpuppen täglich ziemlich gut zu halten ſind. Dieſes ſogenannte Univerſalfutter beſteht aus etwas täglich friſch geriebener gelber Rübe, aufgeweichter Semmel mit etwas geriebenem und vorher gekochtem Rinderherz oder auch anderem Fleiſch. Es iſt bei dieſer Fütterung ſehr zu beachten, daß keine Säuerung entſteht, weßhalb die größte Reinlichkeit zu empfehlen iſt. Ein gutes Erſatzmittel bietet gekochtes und zerhacktes Ei, ganz beſonders aber der weiche Quark

(Luckeleskäs), welchen faſt alle Vögel äußerſt gern freſſen und geſund dabei bleiben, weßhalb auf dieſen ganz beſonders aufmerkſam gemacht wird. Auch lege man während des Sommers etwas Honigbrod, oder thue Zucker in einem Gefäß, in die Käfige der Inſektenfreſſer, wodurch Fliegen ꝛc. angezogen und von den Vögeln weggeſchnappt werden. Bei einer aufmerkſamen und regelmäßigen Fütterung, großer Reinhaltung der Käfige und täglich friſch gereichtem Waſſer kann man die meiſten Inſektenfreſſer 6, 8—12 Jahre geſund am Leben erhalten. Wie ſchon am Anfang geſagt, verlangen viele derſelben zum Herbſt auch friſche Beeren, Obſt und ſelbſt Feigen (Grasmücken) und ſind während der Mauſer mit erhöhter Aufmerkſamkeit kräftig zu füttern.

Vögel wie Lerchen, Staaren, Rothkehlchen, Droſſeln und Amſeln, erhalten neben dieſem Futter auch etwas Hanf, Hirſe, Mohn, gekochte Kartoffeln und Scheuergeſäme. Die Lerchen verlangen außerdem friſchen Raſen. Viel einfacher als die vorigen ſind Wachteln, Tauben und alle finkenartigen Vögel zu erhalten. Es genügt für ſie, ihnen täglich einmal etwas Hanf mit Kanarienſamen, Mohn, Rübſamen, Scheuergeſäme, gekochte Kartoffeln, Milchſemmel u. dgl. zu reichen. Dabei iſt es aber ſehr zu empfehlen, ihnen auch hier Abwechslung zu verſchaffen und wird es nothwendig, den Diſtelfinken Diſteln an das Käfig zu ſtecken, wodurch ſie ihre ſchöne Färbung behalten ſollen. Ueberhaupt auch anderen Vögeln durch angeſteckte Gras- und Fruchtähren, Samenkolben vom Wegerich u. dgl. Unterhaltung und veränderten Nährſtoff zu verſchaffen, was in dem Scheuergeſäme gleichfalls geboten wird. Tauben und Wachteln verlangen außerdem auch noch Fruchtkörner wie Waizen, Erbſen, Wicken, Welſchkorn u. a. Bei allen Körnerfreſſern wird Grünfutter faſt zum täglichen Bedürfniß, wenn ſie geſund bleiben ſollen und iſt Salat, Kohl, Ackerſalat, Vogel-

meier und anderes mehr ſtets friſch zu reichen, welche Pflanzen man für den Winter leicht in Kiſtchen oder Töpfen ziehen kann. Außerdem ſind Obſt aller Art und Beeren, wie Weintrauben, Vogelbeeren, nach Möglichkeit zu geben und letztere für Droſſeln, Amſeln, Seidenſchwänze u. A. unentbehrlich und für den Wintergebrauch, an kühlen Orten aufgehängt, lange zu erhalten.

Einen weſentlichen Beſtandtheil der Fütterung bilden das Salz, der Kalk und das Eiſen, welche Stoffe zwar nicht täglich, wohl aber öfter gereicht werden müſſen und aus denen das Blut und das Skelett des Thierkörpers ſeine Nahrung zieht.

Das Salz reicht man entweder blos als ſolches oder etwas davon an gekochte Kartoffeln gemiſcht, oder mengt es unter etwas Sand. Der Kalk wird in Form alten Mörtels von Häuſern oder als ſogenanntes os speciae, oder auch als Kreide gereicht. Das Eiſen giebt man den Vögeln am einfachſten dadurch, daß man gußeiſerne Trinkgefäſſe anſchafft oder ſonſt ein Stückchen Eiſen (alten Nagel) in das Trinkwaſſer legt. Aber auch der Sand und bei Lerchen u. a. ſogar auch Gartenerde gehören zu den unentbehrlichſten Dingen einer guten Vogelpflege und braucht man damit aber nicht ſo ängſtlich zu verfahren wie Manche wollen, daß es nur reiner Flußſand ſein ſoll, denn auch jeder andere thut gleiche Dienſte. Aber pünktliche Reinlichkeit und öftere Erneuerung des Sandes, das ſind Dinge von unerläßlicher Aufgabe und Sorge, welche nicht genug empfohlen werden können. Endlich gehört aber die Sorge für täglich friſches Trinkwaſſer obenan und ich habe deßhalb die Beſprechung deſſelben bis zum Schluß aufbewahrt, um dabei aufmerkſam zu machen, daß von einer faſt ängſtlichen Sorge für ſolches, das Wohlbefinden der Vögel faſt noch mehr abhängt als von einer guten Fütterung; deßhalb ſei man auf die pünktlichſte Reinhaltung der Trink-

gefäße äußerſt bedacht und wenn dasſelbe vom Baden ſchmutzig oder von der Hitze matt geworden, ſo erneuere man ſolches täglich zweimal und man wird bald ſeine Mühe belohnt finden. Die meiſten Vögel bedürfen nothwendig ein Badwaſſer um ihre Haut zu erfriſchen, die Federn zu reinigen und das Ungeziefer nicht überhand nehmen zu laſſen. Deßhalb gebe man ſeinen Vögeln möglichſt große Trinkgefäße, in dem ſie auch zu baden im Stande ſind, denn nur dadurch wird man, bei Verhütung aller Zugluft, ſeine Vögel geſund erhalten. Aus dieſen und den im Eingang erwähnten Gründen wird aber jeder nachdenkende Menſch bald zu der Einſicht gelangen, daß die leider ſo beliebten Glocken- oder Thurmkäfige unſerer Kanarienvögel wahre Folterkammern für dieſelben ſind, die nur der Unverſtand noch in der Mode erhalten kann, welches Vorwurfes ſich meine geehrten Leſer in Zukunft hoffentlich doch nicht ſchuldig machen wollen.

Die gewöhnlichſten Krankheiten unſerer Käfigvögel rühren namentlich bei ſolchen in engen Drahtkäfigen, wo die Bewegung eine höchſt beſchränkte, der Zutritt der Zugluft um ſo leichter und das Baden und Auswärmen an der Sonne faſt zur Unmöglichkeit wird, zunächſt von Erkältung her und beſtehen in Schnupfen, Nieſen, Heiterkeit, Abneigung zum Freſſen u. dgl. mehr. Ein veränderter Aufenthalt, Wärme und Waſſer zum baden, heilen dieſes ſonſt leicht gefährlich werdende Uebel ſehr bald. — Krämpfe ſind häufig eine Folge ſolchen Katharr's, können aber auch durch unpaſſendes Futter erzeugt werden und hören in der Regel bald auf, wenn veränderte Fütterung eingeleitet wird.

III.

Die Einführung ausländiſcher Vögel.

Dieſe bilden neben den Kanarienvögeln, welche ſeit länger denn dreihundert Jahren bei uns gezüchtet werden, die eigentliche Erſatz-Reſerve unſerer zukünftigen Stubenvögel und ſchon iſt der Wellenpapagei ſeit zwanzig Jahren zum deutſchen Stubenvogel geworden, welchen bald noch andere auf dem Fuße folgen werden. Die Einbürgerung ausländiſcher Vögel gehört daher in das Gebiet national-ökonomiſcher Bedeutung und muß als ſolche aufgefaßt, unterſtützt und ſteuerfrei behandelt werden. Namentlich würde es von großem Erfolg ſein, die Vogelliebhaber auf dem Lande auch möglichſt bald für dieſes höchſt intereſſante und lehrreiche Beſtreben heranzuziehen, weil dadurch dem Gefangenhalten inländiſcher Vögel am meiſten entgegen gewirkt werden kann. Außerdem aber iſt gerade der Umſtand, daß viele dieſer Vögel bei richtiger Behandlung leicht zur Fortpflanzung zu bringen ſind, ein ganz beſonderer Impuls, auf das Gemüth des Menſchen veredelnd einzuwirken.

Unſere vielen Vereine für Schutz und Pflege der Vögel würden neben ihren ſonſtigen ſchönen Beſtrebungen in der Erziehung und Veredlung des Hausgeflügels ſich noch ein ganz beſonderes Verdienſt erwerben können, wenn ſie außer dem

möglichſten Schutz der Singvögel im Freien auch etwas mehr für die Einführung und Züchtung ausländiſcher Stubenvögel Bedacht nähmen und würden namentlich ihre Ausſtellungen ſehr an allgemeinem Intereſſe gewinnen, wenn auch die ſogenannte „kleine gefiederte Welt“ auf denſelben reichlicher vertreten wäre als bisher. Es wird nun freilich dadurch in den überſeeiſchen Ländern der Vogelfang begünſtigt, was ſo viel heißt wie das alte Sprüchwort ſagt: „Du heiliger St. Florian, beſchütz mein Haus, zünd' andre an!“ —, allein jene Länder ſind zum Theil noch überfüllt mit Vögeln oder können dieſelben noch beſſer entbehren als wir die unſrigen. Die Schattenſeite dabei aber iſt die, daß der Fang, der Export und Import ausſchließlich in den Händen von Spekulanten iſt, welchen die armen Vögel eben nur eine Waare ſind und wer ſich über dieſe traurige Thatſache weiter belehren will, dem empfehle ich, in meinem „Vogelhaus“ Seite 6 u. 7 das Weitere nachzuleſen. Hoffentlich wird die Geſetzgebung Wege finden, den Handel mit ausländiſchen Vögeln und deren Transport zu Waſſer und zu Land unter zweckmäßige Kontrolle zu ſtellen. Was nun die Pflege dieſer Vögel betrifft, ſo weicht ſie von der unſerer einheimiſchen Stubenvögel wenig ab, wozu der Umſtand kommt, daß dieſelben wenig oder kaum Inſectenfreſſer darbieten und zum allergrößten Theil aus Samenfreſſern beſtehen, welche zumeiſt Hirſe, Kanarienſamen und Geſäme der verſchiedenſten Grasſorten beanſpruchen. Dieſer Umſtand macht deren Behandlung im Ganzen ziemlich einfach, wobei ich jedoch noch beſonders erwähnen will, daß auch bei ihnen die Mannigfaltigkeit des Futters ebenſo nothwendig iſt als bei unſern Vögeln und daß man ſelbſt bei den kleinſten Finkenarten, während der Fortpflanzungszeit, es an Ameiſenpuppen, gekochten Eiern oder ſonſtiger thieriſcher Nahrung niemals fehlen laſſen darf. Als Kinder einer wärmeren Sonne verlangen ſie

auch entſchieden mehr Licht und Wärme als unſere Vögel und müſſen noch mehr wie dieſe vor Zugluft und Erkältung bewahrt werden, weßhalb allſeitig offene Drathkäfige ihnen lebensgefährlich ſind. Aus dieſem Grunde muß ich ernſtlich vor ſolchen Käfigen warnen und die Kiſtenkäfige als die geeignetſten für tropiſche Vögel empfehlen. Gerade dieſe, wenn ſie nebenbei von anſehnlicher Größe, gewähren den beſonderen Vortheil, eine entſprechende Scenerie in den Aeſten, Bäumchen, Neſtern u. ſ. w. anbringen zu können, wodurch der Reiz der Anmuth erhöht wird und da viele derſelben in der hieſigen Winterzeit ihrem Brutgeſchäft obliegen, ſo bieten ſie uns damit einen Genuß, der uns die trüben Wintertage um vieles angenehmer und erträglicher macht. Fehlt auch den meiſten derſelben der anmuthige Geſang unſerer Vögel, ſo iſt ihr Gefieder um ſo glänzender und bunter und iſt auch bei ihnen der Ausſpruch Schillers anwendbar, der da ſagt:

„König iſt der, der den Augen gefällt!“

Berichtigung.

Seite 18, Zeile 10 iſt zu leſen: roſafarbige ſtatt roſtfarbige.
„ 20 „ 15 os sepiae ſtatt os speciae.
„ 21 „ 7 von unten: Heiſerkeit ſtatt Heiterkeit.

nun die Mariotte'sche Flasche auf einen Schrank, das Waschbecken darunter, wobei man den kleinen Trichter mittelst einer Schnur an eines der Bleirohre *r* oder *h* anbindet, damit sich *f* nicht durch sein eigenes Gewicht verbiegt, und leitet das Rohr *x* auf einen beigerückten Tisch und in das als Aquarium dienende Gefäss, so braucht man nur den Heber *h* anzusaugen und der Apparat geräth in Thätigkeit. Das Waschbecken füllt man am besten von Anfang an mit Wasser (dasselbe darf nicht über die Höhe steigen, in der die Röhren *f* und *x* im Trichter endigen); für das constante Niveau an diesem Waschbecken sorgt man sehr einfach, indem man ein zweites leeres dicht daneben rückt und einen nassen Bindfaden über die Ränder beider Becken legt. Dasjenige Ende dieses Bindfadens, welches in das leere Becken hängt, giebt das Niveau an, auf welchem sich in dem vollen der Wasserstand constant hält.

Reist man in so uncivilisirte Gegenden, dass man nicht darauf rechnen kann, grosse Flaschen und Trichter zu finden, so wird man ohnehin soviel Gepäck mit sich führen müssen, dass ein tubulirtes Fläschchen für das Gefäss *v* und eine nur mit einem runden Loche versehene Blechflasche für *a*, in welcher man überdies seinen Spiritus transportiren kann, dies Gepäck nicht wesentlich vermehrt.

Wenn ich durch die vorstehenden Rathschläge einen oder den andern Leser dieses Blattes vor Aerger über zufällige oder unausbleibliche Missstände seines Apparates bewahrt habe, so ist meine Absicht völlig erreicht. Mein kleiner Artikel soll nicht im Entferntesten für eine Polemik gegen die höchst werthvolle Erfindung des Herrn von Koch und noch weniger für einen Versuch gelten, mir selbst den Ruhm irgend einer der an diesem Apparat verwertheten Erfindungen anzumassen.

Heidelberg, den 4. Juni 1874.

Das Vergiften der Feldmäuse und seine Folgen.

Von **L. Martin** in Stuttgart.

Wer jemals Gelegenheit gehabt hat, die Verheerungen kennen zu lernen, welchen ein Kleefeld, ein Weizenfeld oder sonst ein Acker unterliegt, wenn er von einer Mäusecalamität befallen, der wird unwillkürlich den Zorn des Landmannes gerechtfertigt finden, wenn er zu jeder Art der Vertilgung dieser zahllosen Feinde schreitet. In

früheren Decennien begnügte man sich noch, nach dem Abmähen der Früchte die Mäuse todt zu treten, die anderen in ihren Löchern zu ersäufen, grosse Gruben zu machen und die getödteten massenweise darin zu vergraben. Auch erfand man eine Menge Fallen und andere mechanische Vorrichtungen mehr. Aber die Bodencultur breitete sich immer weiter aus und mit ihr schwanden die wilden Dornhecken und Feldgebüsche immer mehr und — die Mäusecalamität nahm mit jedem Jahre grössere Dimensionen an. Die technische Chemie trat als schützende Retterin ein — und was sie darbot, das reichte sie in Form von Strychnin oder Phosphor-Paste dem geängsteten Landwirth dar, und fast überall fanden diese Gifte ihre vielseitige Anwendung. Schon seit etlichen Jahren sprechen einzelne Zeitungen ab und zu von feilgebotenen Hasen, Feldhühnern, Fasanen, welche durch Gift getödtet worden seien und deren Genuss bedenkliche Folgen gehabt habe. Daneben wurden von vielen Jägern Stimmen laut, welche sich über eine plötzliche Abnahme der Niederjagd zu beklagen anfingen, und es wurde nachgewiesen, dass einzelne Reviere von Hasen und Feldhühnern fast gänzlich entblösst wurden. Mit der Zeit wurde man auch endlich gewahr, dass eine Menge Thiere, welche von der Natur auf das Mäusefangen angewiesen sind, durch das Verzehren vergifteter Mäuse gleichfalls getödtet wurden.

Ich selbst habe in den letzten Jahren jeden Winter eine Menge todtgefundener Bussarde, Schleier- und anderer Eulen, nebst einigen Wieseln und eine bedeutende Anzahl Rabenkrähen erhalten, bei welchen eine Vergiftung durch den Genuss solcher Mäuse stattgefunden hatte. In diesem letzten Winter erhielt ich sogar einige zwanzig solcher Art vergifteter Schleiereulen. Gewöhnlich waren diese Thiere ohne jegliche Nahrung, indem sie den mörderischen Frass längst ausgebrochen hatten, und Magen und Eingeweide waren meist stark entzündet. Sehr häufig scheint dem Tode ein langes Siechthum vorausgegangen zu sein, denn viele derselben, namentlich Eulen, waren zum Erschrecken abgemagert. Der Jahresbericht der zoologischen Section für Westfalen vom vorigen Jahr, welcher mir vorliegt, bringt vier Berichte aus der Provinz über den Mäusefrass, welche über massenhaftes Vergiften von Krähen, Bussarden, Füchsen, Hunden, namentlich vielen Schäferhunden, auch Katzen und sogar über sieben Wildschweine mittheilen. Alle vier Berichte melden dabei, dass die Verminderung der Mäuse durch das Giftlegen keine besonders sichtbare Wirkung gehabt und dass solche erst nach Eintritt nasser Witterung erfolgt sei.

Nachdem ich mich also auf wahrheitsgetreue fremde Berichte stützen kann, welche das Unheil der Mäusevergiftung auf das Schlagendste darthun, sei mir erlaubt, das Uebel in seiner Ursache etwas näher zu betrachten. Wie ich schon anfangs erwähnt habe, ist der heutige Landwirth darauf bedacht, alles Strauchwerk und jede Feldhecke, jeden alten Baum u. s. w. von seinen Grundstücken zu entfernen, weil solche Dinge in seinen Augen keinen Nutzen gewähren und seinen Wohlstand beeinträchtigen. Nun sind aber gerade alle diese als überflüssig angesehenen kleinen Wildnisse die Aufenthaltsörter und Geburtsstätten einer grossen Menge von Igeln, Wieseln, Spitzmäusen und vieler insectenfressenden Vögel gewesen, welche solchergestalt nun entweder von den Feldern vertrieben oder gänzlich ausgerottet worden sind. Bekanntlich durchzogen bis vor wenigen Decennien im Münsterland eine grosse Menge solcher natürlicher Hecken, dort Wallhecken genannt, die Felder, und seitdem man angefangen, diese Hecken als nutzlos zu entfernen, tritt der Mäusefrass in so verheerender Weise auf.

Mit den freistehenden alten Bäumen ist es derselbe Fall. Dieselben waren häufig auch hohl und solchergestalt auch die Aufenthaltsorte vieler Fledermäuse, Eulenarten und anderer Vögel mehr. Auch dienten sie früher als Warten für Bussarde und Eulen, von denen aus die Felder überwacht wurden. Trat in früheren Zeiten irgendwo eine Mäusecalamität ein, so zogen sich eine Menge Raubvögel, Raben und selbst Wiesel und Füchse dorthin, um da aufräumen zu helfen. Auch weiss man sehr genau, dass alle diese Thiere durch so reichliche Nahrung auch ein erhöhtes Fortpflanzungsvermögen erhielten und somit häufiger wurden.

Alle diese wichtigen Merkzeichen hat die moderne Landwirthschaft unbeachtet gelassen und sie predigte immer nur das Thema vom strengen Materialismus, welcher allein nur das für den Menschen direct Nützliche anempfiehlt und alles indirect Nützliche auf das Einseitigste übersieht. Das indirect Nützliche ist aber der Haushalt der Natur und diesem haben wir uns durch Unkenntniss und stolze Ueberhebung entzogen, weshalb wir jetzt an den Folgen der Massenindolenz zu leiden haben.

Wie lange hat es dauern und wie Vieles hat geschrieben werden müssen, bevor die Nothwendigkeit des Vogelschutzes erkannt worden ist, und wie lange — wird es noch dauern müssen, bis derselbe in durchgreifender und befriedigender Weise ausgeführt werden wird? — Ein durchgreifender Naturschutz aber, der auch andere

Wesen in sein Bereich aufnimmt, das ist ein Ding, von dem man nur ganz bescheiden sprechen darf, um nicht als Sonderling angesehen zu werden. Und doch, — wohin wir blicken, so finden wir, dass überall da, wo der Mensch gegen einbrechende Calamitäten mit Entschiedenheit auftritt, das Uebel selten verringert, dagegen aber andere Uebelstände, die noch schlimmer sind, heraufbeschworen werden. — Denken wir nur an das Einsammeln von Maikäfern, welches effectiv keine Verminderung derselben gebracht, wohl aber Tausende von Vogelnestern zerstören und Vieles zertreten liess. Ganz dasselbe ist es mit dem Giftlegen für Feldmäuse, das ebenfalls keinen Nutzen, durch das Tödten so vieler indirect nützlichen Thiere aber ungeheuren Schaden gebracht hat. — Wir stehen gegenwärtig auf einer Stufe der Cultur, die alles freie Naturleben zu ersticken droht, und sind nahe daran, auch unsere wirklichen Wohlthäter unter den Thieren gänzlich zu verdrängen, und die vereinzelten Stimmen, welche zu ihren Gunsten sprechen, werden vom Gerassel und Schnaufen zahlloser Dampfmaschinen erstickt. — Noch ist es Zeit — aber sehr bald wird es zu spät sein, — zu einer naturgemässen Bewirthschaftung unserer Felder und Wälder.

Ein sehr grosser Uebelstand liegt in der Trennung der drei wichtigen Factoren: Landwirthschaft, Forstwirthschaft und Jagd, welche ihrer Natur nach nothwendig zusammengehören, weil das Eine das Andere ergänzen muss, um naturgemässe Wirkung zu äussern. Der Landwirth hasst den Jäger und umgekehrt, und der Forstwirth thut gleichfalls nur, was ihm lucrativ erscheint, und so handeln alle drei stets zu gegenseitigem Schaden, worunter natürlich zuletzt der Nationalwohlstand nothleidet, weil eben die Natur ausser Wirkung gebracht worden ist.

Der Jäger schiesst alles, was krumme Krallen hat, erbarmungslos nieder, weil die Mäuse, die von den Bussarden, Eulen und Raben, Iltissen und Wieseln gefressen werden, ja nicht ihm, sondern dem Landwirth gehören, der in der Klee-Ernte so manches Feldhuhnnest und manches Häschen unvorsichtig todthauen lässt und es nicht leiden mag, wenn zur Herbstzeit die Aecker nach Hasen und Hühnern durchstreift werden. Der Landwirth ist einfältig genug, den Jäger wieder zu verkennen, der bei richtiger Verständigung, durch sorgsame Schonung des nützlichen Raubzeugs, ihm weit mehr nützen kann als umgekehrt und muss ausserdem diesen albernen Hass noch durch die so verderbliche dreijährige Jagdverpachtung büssen, welche vollends angethan ist, alles freie Naturleben gründlich zu zerstören.

Der Forstwirth endlich ist mit seinen »reinen Beständen« zum Ziergärtner geworden und gibt in Folge dessen sich alle Mühe, jeden hohlen Baum oder solchen Ast schulgerecht auszurotten. Wo die Eulen und Fledermäuse später nisten sollen, das ist nicht seine, sondern des lieben Gottes Sache. — Das sind die Folgen von der Theilung der Arbeit ohne Centralpunkt. Mögen diese, nicht ganz ohne Bitterkeit geschriebenen Worte an geeigneten Orten ihre Erwägung finden, dann habe ich meinen Zweck erreicht.

Der Sabara *(Xerus leucoumbrinus* Rüpp.*)*.

Von **Ernst Marno.**

Die Wüsten-Steppen des südlichen Nubiens sowohl als die südlicheren Steppen und Waldgebiete der Nilländer werden von einem Vertreter der Erdeichhörnchen bewohnt, welcher in manchen Beziehungen Aehnlichkeiten mit unserem europäischen Ziesel *(Spermophilus citillus* Bl.*)* zeigt. Im Takalande und im ganzen Sennaar ist der Sabara (Höhlengräber) eine häufige Erscheinung und zwar, wie schon sein arabischer Name anzeigt, ein Bewohner des Bodens, in welchem er seine Baue anlegt. Obwohl er zuweilen auch auf Bäume oder Büsche steigt, wie ich selbst mehrmals zu beobachten Gelegenheit hatte, so ist doch Ersterer sein hauptsächliches Gebiet.

In Grösse, Gestalt und Lebensweise ähnelt er seinem europäischen Verwandten und wie dieser ist er auch hier in manchen Gegenden sehr häufig. Längs des blauen Flusses wird man ihn wohl kaum auch nur einen Tag vermissen. Mit grossen Sprüngen sieht man ihn oftmals über den Weg laufen und hat häufig Gelegenheit, ihn auf den Hinterfüssen sitzend, sich putzend, hin und her spähend zu beobachten, Stellungen, in welchen das Thierchen gewiss am vortheilhaftesten erscheint, während dies in grösserer Nähe und bei genauerer Betrachtung eben nicht — besonders beim Männchen — der Fall ist. Die bei vielen Nagern so entwickelten Geschlechts-Organe haben bei ihm einen wirklich hässlichen Grad erreicht, abgesehen davon, dass die steife und an manchen Stellen nur sehr spärliche Behaarung dem Thiere nicht zum Vortheil gereicht. Diese, auf der Oberseite bräunlichgrau, ist am Bauche und der Innenseite der Füsse weiss und so spärlich, dass die nackte Haut zum Vorschein kommt. Die Haare haben die Eigenthümlichkeit,

Bosch. 16.11.1900.

Neue Volksbibliothek.

Herausgeber: Dr. Richard Weitbrecht.

Band 4. Heft 3. Der ganzen Reihe 43. Heft.

Mensch und Thierwelt

im

Haushalt der Natur.

Eine Lebensfrage unserer Zeit

vom praktischen Gesichtspunkt

behandelt

von

L. Martin.



Stuttgart.

Verlag von Levy & Müller.

Preis im Abonnement 40 Pfg. — Preis apart 60 Pfg.

Verlag von **Levy & Müller** in Stuttgart.

Einladung zur Subscription.

Die im Jahre 1875 von dem Landtags-Abgeordneten Paulus begründete

Neue Volksbibliothek,

von zahlreichen hohen Behörden und Aemtern zur Anschaffung empfohlen,

hat ihren **vierten** Band eröffnet. Indem wir zum Abonnement auf denselben freundlichst einladen, bringen wir zur Kenntniß, daß auch diesmal wieder zehn Hefte vorgesehen wurden, die im Laufe des Jahres 1880 nach und nach zur Ausgabe gelangen und **von denen jedes etwas Vollständiges bringt,** so daß der Leser nicht erst die Fortsetzung abzuwarten nöthig hat.

Wir verfolgen auch fernerhin den **Zweck,** dem deutschen Volke um billigsten Preis eine Geist und Gemüth anregende, die intellektuelle und sittliche Bildung fördernde Lektüre zu bieten.

Bei **Auswahl des Stoffes** haben wir in erster Reihe darauf Rücksicht genommen, daß allgemein interessante Gegenstände behandelt werden und haben es im Uebrigen unsere angelegentlichste Sorge sein lassen, **Mitarbeiter** zu gewinnen, **welche fähig sind, anziehend und volksthümlich zu schreiben.**

Die **Vielgestaltigkeit und Reichhaltigkeit** des Gebotenen erhellt wohl zur Genüge aus dem Inhalt der bereits erschienenen Bände — vergleiche den Rücken des Heftumschlags — und ebenso aus den Schriften, die wir für den vierten Band in Aussicht genommen

Es sind dies u. a.:

Friedrich Wilhelm, der große Kurfürst. Von Prof. Dr. **Egelhaaf.**

Vagabundenleben in hohen Kreisen. Etwas von Sternschnuppen, Kometen und derlei Feuerwerk. Von Dr. **J. Ling.**

Götterspuren im deutschen Volksleben. Von Dr. **Eugen Schneider.**

Mensch und Thierwelt im Haushalt der Natur. Eine Lebensfrage unserer Zeit. Von **P. Martin.**

Warum versichern wir uns? Von Dr. **Paul Erwe.**

Verlorene deutsche Stämme. Von Dr. **E. Nägele.**

Ein Spaziergang durch Afrika. Von **J. Ling.**

Die Farbenblindheit und ihre Beziehungen zu den Verkehrsanstalten. Von Dr. **O. Königshöfer.**

Da ferner laut unserem nunmehrigen Programm auch die edlere Unterhaltung nicht ausgeschlossen bleiben und zuweilen eine Erzählung geboten werden soll, so bringt der vierte Band eine geschichtliche Erzählung, betitelt:

Die Jagd im Schönbuch,

welche die gefeierte Volksschriftstellerin **Luise Pichler** mit dankenswerther Bereitwilligkeit eigens für die „Neue Volksbibliothek" geschrieben hat.

Den **Preis** setzen wir wie zu Beginn des dritten Bandes auf **40 Pfg.** für das Heft im Abonnement fest. **Einzeln,** daß heißt außer Abonnement, werden die Hefte zu erhöhten Preisen abgegeben.

Die **Neue Volksbibliothek** besitzt

in dem gediegenen Programm, das wir befolgen,
in der Vielseitigkeit des Stoffes, die wir bieten,
in den trefflichen Mitarbeitern, die uns zur Seite stehen,
in dem billigen Preise, zu dem die Hefte käuflich sind,

eine **Reihe gewichtiger Vorzüge,** in Anbetracht derer wir vertrauensvoll hoffen, daß die „Neue Volksbibliothek", schon jetzt in Haus und Hütte als köstlicher Schatz betrachtet, bald überall, wo nur die deutsche Zunge klingt, das wohlverdiente Heim finden wird.

Der Herausgeber: Dr. **Richard Weitbrecht.**

Die Verlagshandlung: **Levy & Müller.**

Anmerkungen der Verlagshandlung.

Zu **Bestellungen** beziehungsweise **Abonnements** wolle man sich am einfachsten des eingeklebten Bestellzettels bedienen.

Die **Ausstattung** der Hefte ist vom vierten Bande angefangen eine **bessere**, als früher. Wir verwenden auf dieselbe jetzt wesentlich höhere Kosten und sind daher genöthigt, zu dem noch immer außerordentlich billigen Preise von 40 Pfg. das Heft im Abonnement zurückzukehren. Da der Band aus zehn Heften bestehen wird, so gelangt der Abonnent für den Gesammtbetrag von ℳ 4. —. in den Besitz eines **gesammelten Lesestoffes, wie er um ähnlich billigen Preis wohl nirgends reichhaltiger, vielseitiger und wahrhaft gediegener angetroffen werden dürfte.**

= Für unsere Leser in Deutschland, welche den vollständigen = vierten Band beziehen, haben wir von Herrn Maler Rüdinger = die Porträts **Sr. Majestät des Deutschen Kaisers** und **Sr. = Kaiserl. Hoheit des Deutschen Kronprinzen** künstlerisch in = Lithographie auf feinstem Kupferdruckpapier herstellen lassen und = liefern diese beiden nach den neuesten Aufnahmen hergestellten, = vorzüglich gelungenen Bildnisse, welche die schönste Zierde, den = prächtigsten Schmuck einer jeden Wohnung bilden, mit dem = fünften Heft als **Prämie** gegen die geringe Nachzahlung von = Mark 1. 50. für beide Bilder zusammen. Ein jedes Bild ist = 65 Centimeter hoch, 50 Centimeter breit.

= Unsere württembergischen Abonnenten können unter gleichen = Bedingungen wie oben auch die von Herrn Maler Rüdinger = in derselben Weise entworfenen, nach den neuesten Original-= Photographieen ausgeführten und herrlich getroffenen Porträts = **Seiner Majestät des Königs** und **Ihrer Majestät der Königin = von Württemberg** beziehen. Ein jedes der beiden Bilder ist = 69 Centimeter hoch, 54 Centimeter breit. Mögen diese künstle-= risch vollendeten, sprechend ähnlichen Porträts des geliebten = Königspaares in kurzer Frist eines jeden Württembergers Woh-= nung schmücken!

Einige Urtheile der Presse.

Rheinische Blätter für Erziehung und Unterricht. Die Neue Volksbibliothek gibt nur wissenschaftlich gediegene und künstlerisch abgerundete Arbeiten von allgemeinstem Interesse. Der Preis ist ein ganz geringer. Der Inhalt ist ein sehr mannigfaltiger. In Lesevereinen, in Familien und namentlich auch im Kreise der Lehrer wird darum die Neue Volksbibliothek mit Recht gern viele Freunde finden.

Thüringische Schulzeitung. Es wird hier eine Speise geboten, welche den Geist stärkt, das Gemüth belebt und das Herz erfrischt. Die Jugend wird Gefallen an diesen Schriften finden, sich in ihren Inhalt vertiefen und alle seichten, demoralisirenden Romane bei Seite legen. Wir machen Eltern und Lehrer auf diese Bibliothek aufmerksam, da ja die Beschaffung durch den billigen Preis sehr erleichtert wird. Namentlich empfehlen wir sie zur Anschaffung für Volks- und Schulbibliotheken.

Repertorium der Pädagogik. Nach Einsichtnahme der vorliegenden Bändchen vermögen wir die Neue Volksbibliothek als eine gesunde, anregende und wahrhaft bildende Lektüre für das Volk und die reifere Jugend auf das Wärmste zu empfehlen.

Pädagogischer Jahresbericht. Möge dieses dankenswerthe Unternehmen Anerkennung und aufmerksame Leser in jedem Hause finden!

Staatsanzeiger für Württemberg. Einen besonderen Werth dürfte der Neuen Volksbibliothek schon der Umstand verleihen, daß die Verfasser der einzelnen Schriften Fachmänner und nicht zum geringsten Theil in ganz Deutschland anerkannte wissenschaftliche Autoritäten sind.

Stettiner Zeitung. Möge das edle Streben des Herausgebers und seiner Mitarbeiter dadurch belohnt werden, daß die Neue Volksbibliothek bald von Alt und Jung in jedem Hause gelesen wird, wo man zum täglichen Brod auch eine handliche gute Lektüre zählt.

Mensch und Thierwelt

im

Haushalt der Natur.

Eine Lebensfrage unserer Zeit

vom praktischen Gesichtspunkt

behandelt

von

L. Martin,
vormal. erstem Präparator am K. Naturalien-Cabinet in Stuttgart.

Stuttgart.
Verlag von Levy & Müller.

Nachdruck verboten.

Alle Rechte vorbehalten.

Zur gefälligen Notiz!

Die zwischen Klammern gesetzten Seitenzahlen haben die Seitenfolge des compleren Bandes zu bedeuten.

Buchdruckerei von Hammer & Liebich in Stuttgart.

Vorwort.

In einer Zeit, wo der Ernſt des Lebens, das Ringen um die Selbſterhaltung unſere Aufmerkſamkeit in hohem Grade beſchäftigt, wo der Geiſt fortwährend ſinnen muß, dem Leben immer neue Quellen zu eröffnen, dürfte es faſt als überflüſſig erſcheinen, daß wir uns auch mit Gegenſtänden befaſſen, die dem ſo raſtloſen Fortſchritt nicht angehören, vielmehr demſelben, nicht zuſtimmend, entgegentreten. Wir haben aber ſchon ſeit langer Zeit die traurige Erfahrung machen müſſen, daß unſerer fortſchreitenden Entwickelung eine feindliche Macht auf dem Fuße folgt, die, wenigſtens theilweiſe, unſerer Bemühungen ſpottend, einen großen Theil der gehegten Hoffnungen wieder verdirbt oder gänzlich vernichtet. Faſt mit jedem Jahr ſehen wir die Zahl der unſerer Kultur feindlichen Kräfte ſich mehren und mit beſorgten Blicken ſehen wir die aufſprießende Saat von Feinden umſchwärmt, gegen welche alle unſere Abwehr faſt wie ein kindiſches Spiel erſcheint. Was wir dagegen aufbieten können, das ſind in der Regel nur Gewaltſtreiche, die uns augenblicklich zwar, aber nicht auf die Dauer von unſeren Feinden befreien können, und oftmals ſchaden uns dieſelben mehr als ſie uns geholfen haben.

Erſt ganz allmälig kommen wir zu der Ueberzeugung, daß menſchliche Hilfe zur Bekämpfung der Ungezieferſchäden nicht ausreicht und daß wir nothwendig anderer Hilfe dazu bedürfen. Dieſelbe hat uns nun die Natur ſelbſt in hinreichender Menge geboten; aber ſie anzuerkennen und ſich derſelben zu bedienen, das eben fällt dem menſchlichen Verſtand ſo äußerſt ſchwer, der am liebſten alles mit eigener Kraft ausführen und beherrſchen möchte. Der Zweck dieſer kleinen Schrift iſt daher, auf die Hilfsleiſtungen hinzuweiſen, die uns die Natur ſelbſt dargeboten und deren ſie ſich in ihrem Haushalt von ewigen Zeiten her bedient hat, und darum möge eine Betrachtung des Kampfes zwiſchen „Menſch und Thierwelt im Haushalt der Natur“ eine freundliche Aufnahme und Beachtung finden.

L. Martin.

Sonſt und Jetzt im Naturleben.

Wenn die trüben und kalten Wintertage vorüber, die erſten Staare ihre alten Heimſtätten wiedergefunden und die Amſeln, auf hohen Baumgipfeln ſitzend, ihren Frühlingsgeſang ſich leiſe einüben, dann zieht uns der nächſte heitere Frühlingsmorgen hinaus in das Freie, wo der liebliche Triller einer in hoher Luft ſchwebenden Lerche unſer Ohr entzückt; denn dieſes Lied und die milde Luft, mit dem wohlthuenden Glanz der Sonne, erheitert unſer Gemüth und läßt unſer Herz aufleben in dieſem entzückenden Genuß. Das bezaubernde Lied der immer höher und höher geſtiegenen Lerche wird allmälig ſchwächer, dieſelbe erinnert uns an das Bild der entfeſſelten Seele, die in dem unendlichen Raum des tiefblauen Aethers der drückenden Feſſeln des Erdenlebens ſo gern vergißt. Aber alle dieſe ſchönen Gefühlsſtimmungen können uns nicht veranlaſſen, auch wieder Erinnerungen Raum zu geben, welche die Gegenwart mit früheren Erlebniſſen vergleichen und zwiſchen Sonſt und Jetzt bedeutende Unterſchiede finden.

Wenn der Kreislauf der Jahreszeiten vielleicht ſchon in mehreren Jahrzehnten an uns vorübergegangen iſt und die ſchöne Jugendzeit wie ein goldner Traum hinter uns liegt, blicken wir vielleicht nicht ohne ſchmerzhafte Erinnerungen auf dieſelbe zurück; denn die Zeit, in der wir noch Kinder waren, ſchwebt doch noch roſiger, ſchöner und erhabener an unſerer Seele vorüber, als der Genuß, den uns die Gegenwart zu bieten vermag. An der Stelle wo wir uns heute befinden, ſtand zu unſrer Jugendzeit noch ein alter ehrwürdiger Baum, in deſſen Schatten wir mit vielleicht längſt vergeſſenen

Gespielen geruht und dem fröhlichen Gezwitscher munterer Vögel in seinen breiten Aesten gelauscht haben. Er ist aber nicht mehr und hat wie das nahe Weidengebüsch, wo hundert andere Sänger ihr Morgenlied ertönen ließen, dem Wandel der Zeiten erliegen müssen. Auch die königliche Sängerin der stillen Nacht, die ihr auch Menschenherzen bezauberndes Liebeslied ertönen ließ, ist fern geblieben, denn das dichte Gebüsch, das ihr und ihrer Nachkommenschaft einzige Heimstätte war, ist auch verschwunden und hat der alles verschlingenden Kultur weichen müssen. Das Schöne und Erhabene in der Natur muß überall dem Bedürfniß oder der Spekulation zum Opfer fallen, und darin liegt die große Kluft zwischen Sonst und Jetzt, für die es keine andre Brücke gibt als diejenige, die der Mensch mit vieler Mühe und Anstrengung an beiden Ufern anheftet. Nicht der Wilde ist es, der die Wälder und deren Thiere vernichtet, da er wohl weiß, daß er dadurch auch seine eigene Existenz zerstören würde, im Gegentheil ist es überall nur der halbcivilisirte Mensch, dessen Unüberlegtheit solches vollzieht. Kaum ein Menschenalter ist vorübergegangen, seit das Recht der Menschheit anders vertheilt und dadurch das Recht der Natur immer mehr in Nachtheil gerieth. Seit dieser Zeit hat man die Natur in vielen Ländern und unter allen Zonen, schonungslos auszubeuten gesucht und ganze Thier- und sogar Pflanzengeschlechter für immer vernichtet oder wenigstens der Vernichtung nahe gebracht. Die Verirrungen im socialen Leben gingen mit dieser Mißachtung des Naturlebens Hand in Hand, und fast zu spät erkannte man die verhängnißvollen Folgen gewaltsamer Zügellosigkeit und dachte auf Abhilfe. Aber die Natur steht immer noch schutzlos da, weil eben der Mensch an seine Rettung immer zuerst denkt, und doch müßte gerade hier am Wirksamsten eingeschritten werden, weil die Heilung des Schadens langsamer sich vollzieht und der Erfolg viel später erst bemerkbar wird.

Der allgemeine Naturschutz muß zur Grundfrage unserer Zeit gemacht werden. In ihm liegt das Geschick späterer Geschlechter und zum Theil

noch unſer eigenes. Denn in der Achtung der Natur liegt die Achtung der Religion und der Geſetze. — Wer die Natur und ihre Geſetze nicht achten gelernt hat, kann auch keine Achtung vor den menſchlichen Geſetzen haben! —

Es iſt als ein ſchönes Gebot der buddhiſtiſchen Religion jenes zu verzeichnen, welches ſagt: „Wo du einen Baum umhauſt, haſt du deren zwei hinzuſetzen!“ und wirklich wird in den buddhiſtiſchen Ländern dieſes Gebot ſtreng befolgt und ſogar eine gewiſſe Ehrfurcht vor alten Bäumen getrieben, die man bei uns leider nicht mehr kennt, wo man die Zeugen einer alten Vergangenheit nur in wenigen Fällen noch achtet.

In früheren Zeiten, als der Menſch im großen Naturganzen immer noch eine beſcheidene Stellung einnahm, war es der Natur noch möglich, allen den ihr unbewußt zugefügten Schädigungen ſeitens der Menſchen durch Zuzug anderer fremder Organismen zu begegnen und deßhalb erſetzte ſie etwaige Verluſte noch leicht und ergänzte die ihr beigebrachten Breſchen jederzeit wieder. Mit der größeren Vermehrung der Menſchen theilten ſich die Anſprüche an Grund und Boden, an die Bedürfniſſe und Berufsſtellungen immer mehr und bis dahin zuſammengehörende Disciplinen wurden gleichfalls getheilt. Hierdurch entſtand endlich jene unheilvolle Spaltung naturgemäßer Verhältniſſe, wo jeder Einzelne nach ſeinem Ermeſſen handelte, wie er es für gut fand. — Aus den freien Jägervölkern wurden Nomaden, aus dieſen entſtanden Hirten- und Landbebauer, und endlich wurden auch dieſe wieder vielfach getheilt und wie unſre heutigen Berufszweige es nachweiſen, giebt es eigentliche Jäger nicht mehr, denn dieſe ſind in Forſtleute, die Hirten in Senner und Schäfer und die Landbauern in Landwirthe und Bauern übergegangen. In noch viel höherem Grade theilten ſich die vom Grundbeſitz mehr oder minder ausgeſchloſſenen Berufsklaſſen und nur der ſpekulative Kaufmann behielt die Freiheit des Welthandels und ſo ſteht es noch heut. Alles Unbewegliche hat ſeinen Herrn und nur die unbeſtändig ſchwebende Welle des Weltmeeres gehört ihm, mit allem was

dahinter liegt. Er ist der Ueberall und Nirgends und gerade darin liegt seine große Macht und dadurch ist er so stark und einflußreich, denn er beherrscht den Markt und somit die Welt. Seine Flotten tragen unsre Fabrikate hinaus in's Weite und bringen uns die Erzeugnisse aller Zonen dafür wieder, wir nehmen sie unbekümmert an, wie er dieselben sich angeeignet hat. Tausende von Thranschiffen fahren auf den Fang fetttriefender Wale und Robben, und er frägt darnach nicht, wie lange dieser Krieg noch dauern kann und wenn er die letzten dieser Geschöpfe vernichtet haben wird. Was dann thun, kümmert ihn nicht, denn die Welt ist ja noch groß und der Handelsartikel sind noch viele vorhanden. Wo die Völker noch unverdorben, werden Opium und berauschende Getränke eingeführt, und um den Genuß dieser Lockmittel werden die Erzeugnisse fremder Welttheile eingehandelt und die bis dahin unschuldige oder unschädliche Gewohnheit der Sitten verdorben. — Dieses ist der Welthandel, der von gewissen Fraktionen unsrer Gesellschaft so in Ehren gehalten wird, daß ganze Völker durch Generationen hindurch diesem einseitigen Ausbeutungssystem huldigen.

Der Spekulation ist nichts heilig, wo irgend ein Vortheil herausschaut, und deßhalb werden Sclaven- und Elfenbeinhandel noch in schwunghafter Weise durch ganz Afrika geduldet und betrieben. Dr. Schweinfurth, Livingstone, Stanley u. a. haben in ihren Prachtwerken und Berichten bisher noch vergeblich gegen diese Massenvernichtung von Menschen und Thieren geschrieben, denn uns liegt der Gegenstand zu fern und wir sind durch unsere Modesucht zu sehr befangen, um bei unserer Spielerei mit Elfenbeinschmuck an das Leben so vieler Tausende von Elephanten zu denken, die jährlich blos dazu sterben müssen. Fiengen wir an, dieser Tändelei zu entsagen, dann würde auch der Sclavenhandel unmöglich gemacht, wie Schweinfurth nachgewiesen hat.

Es würde der Umfang dieser Schrift nicht halb genügen, wenn ich die bisher bekannt gewordenen Schädigungen des Naturlebens in allen Theilen der Welt zusammenstellen wollte, ja es würde bei der lückenhaften Kenntniß derselben

geradezu unmöglich sein, sie auch nur annähernd vollständig geben zu können. Aber alle diese Fragen gehören in ein Gebiet, für das wir zur Zeit noch nicht einmal einen klaren Begriff, vielweniger eine aktiv wirkende Vereinigung haben.*)

Die richtigen Begriffe müssen sich eben durch die sich steigernde Nothwendigkeit klären und mit dieser tritt dann auch erst die Vereinigung zu gemeinsamem Vorgehen hervor. Schon im Jahr 1871 schrieb ich in der Zeitschrift „Der Waidmann" unter dem Titel „Das deutsche Reich und der internationale Thierschutz" über die Gefährlichkeit der Massenvernichtung der Thiere, welchen Ausführungen sich auch Andere anschlossen. Hierauf erfolgte das deutsche Reichsgesetz vom 4. Dez. 1876 und die darauf bezügliche Verordnung vom 29. März 1877, welche der Massenvernichtung der Robben in den nordischen Gewässern entgegen tritt. So dankenswerth dieser erste Schritt zum Schutz der Robben anzuerkennen ist, so fehlt dagegen immer noch eine internationale Verbindung, welche von allen Völkern und an allen verlassenen Punkten der Erde anerkannt und ausgeführt wird.**)

Gegenüber der schrecklichen Wälderverwüstung in Nordamerika, die auf die klimatischen Veränderungen der nördlichen Erdhälfte ganz entschieden ihren nachtheiligen Einfluß ausgeübt hat, ist es doch um so mehr anzuerkennen, daß

---

*) In der zwölften Auflage von Brockhaus Konversations-Lexikon habe ich für denselben die Bezeichnung „internationaler Thierschutz" vorgeschlagen, der später noch in „internationaler Naturschutz" erweitert zu werden verdient.

**) Auch damals schon machte ich in dem gleichen Aufsatz auf die Folgen unseres unheilvollen Spekulationsgeistes aufmerksam, indem ich sagte: „Hinter den mächtigen Schornsteinen der Fabrikorte grinst uns das unheimliche Gespenst entgegen, das wir „Sozialdemokratie" nennen! — Dieses fürchterliche Ungethüm aller menschlichen Leidenschaften und Laster, was ist es anders, als ein ausgestoßenes, beleidigtes und rachesüchtiges Kind einer fehlerhaften und vernachläßigten Erziehung!" — Heute, nach neun Jahren, ist jener Ausspruch leider nur zu sehr eingetroffen.

gerade dort noch ein offenes Auge für die Erhaltung urwüchsiger Naturzustände vorhanden ist. Dahin gehören die Erhebung des Yellowstonegebietes zu einem Nationalpark; das Büffelschutzgesetz in Kanada; der Schutz der Seelöwen am Klipphaus bei San Franzisko, und neuerdings hat man sich entschlossen, der Vernichtung der Wälder auf den Inseln an den Niagara-Fällen entgegenzutreten, deren Untergang herbeizuführen die nichtsachtende Spekulation eben im Begriff stand. — Solche Maßnahmen beweisen, daß im amerikanischen Volk immer noch große Achtung und Liebe zur Natur vorhanden sind, die andere Nationen noch nicht bekundet haben, und wir Deutschen lieben es von unsern Fürsten solches ausführen zu lassen, anstatt selbst etwas dafür zu thun.

Gerade darin liegt der Beweis, daß unsre Erziehung nicht auf naturgemäßen, sondern auf den Grundlagen des klassischen Alterthums beruht, dem die Natur trotz seiner hohen geistigen Entwickelung und Vorzüge doch immer fremd blieb. Am Entschiedensten tritt diese Mißachtung der Natur in den grausamen Kampfspielen und Thierkämpfen des alten Roms zu Tage, deren Nachklänge in den Stiergefechten des heutigen Spaniens noch zu finden sind, und hierher sind auch die Thierhetzen unserer Vorfahren zu rechnen, welche über die ganze europäische Welt einen tiefen Schatten werfen.

Immer war es nur der Mensch, der in der klassischen Dichtkunst, Sculptur und Malerei zum Gegenstand der Darstellung gemacht wurde, während die Natur höchstens nur als mißverstandene, karikirte oder symbolisirte Staffage zur Anwendung kam. Wenn auch Aristoteles, Plinius u. a. tiefer in die Natur eindrangen, so vermochten sie doch nicht die damalige und spätere Gelehrtenwelt von der Wichtigkeit zu überzeugen, die Naturgeschichte als Bildungsmittel des Volkes anzuerkennen. In dieser Richtung überragt uns das mysteriöse Morgenland mit seiner Thierliebe ganz entschieden.

Wir haben nun zwar gegenwärtig erkannt, daß der naturhistorische Unterricht in der Volksbildung unerläßlich ist, und Vieles wird bereits darin gethan, doch klebt an dem-

ſelben noch viel zu viel hergebrachter Zwang, um ihn zu einem volksthümlichen Bildungsmittel werden zu laſſen. Statt dem Kind und dem Laien die Natur und ihre Geſchöpfe vorzuführen und zu erklären, was ſie ſind, warum ſie ſind und was ſie zu bedeuten haben, ſchrecken wir ihr Intereſſe mit Formeln und Einzelheiten ab, die ſie nur in ſpäterem Alter begreifen und verſtehen lernen. Die grammatikaliſche Lehrmethode paßt für die Naturgeſchichte nicht; dieſe muß gleich praktiſch betrieben werden und dann bleibt auch das Intereſſe ein warmes und inniges. Erſt das Ganze und dann die Theile deſſelben. — Aus dieſem Grunde kann ſie auch nicht entwickelungsgeſchichtlich, ſondern muß in abſteigender Linie gelehrt werden, denn das Kind lernt den Hund, die Katze, das Pferd, das Huhn, die Taube u. ſ. w. frühe kennen und knüpft ſein beſonderes Intereſſe daran, während das niedere Thier ihm noch lange Zeit ein Mirakel bleibt, deſſen Weſen und Leben es nicht begreift. Erſt in ſpäteren Jahren, wenn Verſtand und Erfahrung gereift ſind, bricht ſich die entwickelungsgeſchichtliche Weltanſchauung von ſelbſt ihre Bahn. Auch dem Lehrer, welcher nicht gerade aus der Schule der neueren Zoologie hervorgegangen, wird die abſteigende Methode bequemer ſein, weil ſie zwar nicht die naturgemäße, aber doch die verſtändlichere iſt; denn überall finden wir Anknüpfungen an das praktiſche Leben und darum wird ſie auch inniger erfaßt und bleibender wirken. Was die oberen Thierklaſſen in der Naturgeſchichte darbieten, hat alles praktiſchen Werth. Dieſer nimmt bei den niederen Klaſſen ab und an ſeine Stelle tritt hier mehr die Theorie, welche den meiſten Stoff für das gelehrte Wiſſen darbietet. An vielen Schulen und vorzugsweiſe an norddeutſchen, hat man denn auch Schulſammlungen angelegt, welche dem Unterricht gewidmet ſind und gerade dadurch ſehr vortheilhaft wirken, daß ſie durch ihre Einfachheit den Schüler nicht zerſtreuen wie z. B. eine große öffentliche Sammlung. Wie nicht zu vermeiden iſt, hat ſich aber gerade auch hier die Spekulation dieſes Gebietes bemächtigt, und ſogenannter Lehrmittelhandlungen giebt es mehr als wünſchenswerth iſt

und unter dieſen ſogar ſchon herumziehende, die nicht immer den ernſten Zweck im Auge haben, ſondern ihrer Exiſtenz willen auch mit Dingen Handel treiben müſſen, die geradezu den beabſichtigten Zwecken entgegentreten. Unter dieſen nenne ich den Handel mit Vogeleiern an die Schuljugend, welcher heimlich betrieben wird und nach meiner mehrfachen Beobachtung weit größere Ausdehnungen angenommen hat, als man nur irgend glaubt. Gerade auf dieſe Weiſe wird ein höchſt ſchwunghafter Handel betrieben, auf welchen ich hier blos aufmerkſam machen will, da es Sache der Behörden iſt, dagegen geeignete Vorſichtsmaßregeln zu ergreifen. Ausführlicheres darüber werde ich in der zweiten Hälfte meiner „Naturſtudien", Weimar bei Voigt, niederlegen.

I. Die inſektenfreſſenden Säugethiere.

Die Fledermäuſe, deren Deutſchland 18 Arten zählt, ſind unſre Schwalben in der Nacht, denn ſie ernähren ſich ausſchließlich nur von Inſekten und zumeiſt von den ſehr ſchädlichen Nachtſchmetterlingen und von vielen Käfern und Mücken. Wer ſich von ihrer ungeheuren Nützlichkeit überzeugen will, der beſuche alte Kirchenböden u. drgl. verlaſſene Orte, wo er oft große Haufen ihres den Gärtnern und Landwirthen ſehr willkommenen und dem Guano gleichen Düngers vorfinden wird; und doch ſind dieſelben nur die Ablagerungsplätze während ihres Tagſchlafes, denn was ſie bei ihrer Flugzeit in der Nacht fallen laſſen, bekommen wir natürlich nicht zu ſehen. Außer alten oder ſonſt wenig geſtörten Gebäuden und Gemäuern bewohnen ſie bei uns auch noch Felſenſpalten und hohle Bäume und es ſind dem Forſtmann dergleichen Bäume in den Wäldern als „Fledermausbäume" bekannt. Weil ſie auch gern in Schornſteinen hauſen, die wenig benützt werden, hat der Volksglaube ſie des Speckfreſſens verdächtig gemacht, welche Annahme aber völlig irrig iſt, indem gefangene Fledermäuſe bei den beſten Speckſorten noch jederzeit verhungert ſind. Wenn man ſie mit Speck ſtopft, ſo ſpeien ſie ihn wieder aus.

Die Fledermäuse sind somit nur nützliche Thiere und des Schutzes jedes Menschen auf das Angelegentlichste zu empfehlen, denn die Vertilgung schädlicher Insekten gerade durch sie ist unberechenbar. Ihre Tödtung aus Muthwillen oder Unkenntniß ist um so mehr zu tadeln, als fast überall Fälle vorkommen, daß durch Umbau alter Häuser, Fällen hohler Bäume ꝛc. oft ganze Kolonieen dieser Thiere vernichtet werden. Dies ist um so mehr zu beklagen, als ihre Vermehrung sehr spärlich geschieht, und selten mehr als ein Junges im Jahr geworfen wird.

Mit der bedauerlichen Abnahme hohler Bäume in unseren Obstgärten und Wäldern vernichten wir vielen Fledermäusen, aber auch den so nützlichen Eulen ihre Heimstätten und ist namentlich der heutige Forstmann durch die so beliebte „rationelle Forstkultur" häufig als ein geschulter Zerstörer des Gleichgewichtes im Naturleben anzusehen, in dessen Augen ein jeder hohle Baum ein Aergerniß ist und unerbittlich umgehauen wird. Schon der alte Wildungen und neuerdings Altum in seiner Forstzoologie, Berlin 1872, sprechen sich unumwunden für die Fledermäuse aus und letzterer sagt unter Anderem: „In den forstlichen Zeitschriften finde ich über sie nichts, und die neueren Forstzoologen bekunden in der Behandlungsweise derselben, daß sie mit unbekannten Größen rechnen." — Diesem Ausspruch Altums kann ich als langjähriger Beobachter des gegenwärtigen Forstwesens nur zustimmen und hinzufügen, daß alle unsere gegenwärtigen Forstleute viel zu theoretisch erzogen werden. Bei dem Einen ihrer Lehrer müssen sie alle Forstinsekten bis zum Ei zurück kennen lernen, aber nichts von ihren natürlichen Feinden, was doch die Hauptsache wäre. Ein anderer ist zu sehr Mikroskopiker und alles was nicht unter das Mikroskop gebracht werden kann, ist wissenschaftlich unpraktikabel. — Man will eben nur Baumzüchter aus ihnen heranbilden, denen die Thierwelt nur ein indifferenter Theil ihres Berufes sein soll. Wenn Lehrsätze, wie die des Forstmeisters Wiese: „Dem Forstmann muß der Jäger unterthänig sein, eine Beschönigung des umgekehrten Verhält-

niſſes kann es für ihn nicht geben," zur Tendenz unſeres Forſtlehrweſens gemacht werden, wozu alle Ausſicht vorhanden iſt, dann iſt das geſtörte Gleichgewicht im Naturhaushalt nicht mehr zu beſeitigen, denn nur von dieſer Seite iſt noch eine Hoffnung zu deſſen Wiederherſtellung zu erwarten. Wird der Jäger im Forſtmann todtgeſchwiegen, dann können der Landwirth und er ſelber zuſehen, wie ſie mit dem Ungeziefer fertig werden. Das ſind die Früchte einſeitiger Fachgelehrſamkeit! — „Wenn ſolches geſchieht am grünen Holz, was ſoll dann mit dem dürren werden?"

Die Spitzmäuſe, deren wir etwa 5 Arten beſitzen, ſind gleichfalls ſehr nützliche Thiere und unſerer ganzen Fürſorge werth, denn ſie freſſen faſt nur Gewürm und Inſekten; wenn die große Waſſerſpitzmaus auch nicht ſelten ſich an jungen Vögeln vergreift, ſo verzehrt ſie dagegen auch manche junge Maus und viele Inſekten.

Der Igel iſt auf mäuſereichem Boden ſehr nützlich, den niederſtändigen Vogelneſtern dagegen ſchädlich. Ihn zum Fangen von Mäuſen in Kellern und auf Böden einzuſperren, iſt erfolglos, da er dort eher verhungert als ſeinen Zweck verfolgt. In Gärten iſt er jedenfalls immer am Platz, doch von jungen Hühnern und Enten fern zu halten, da er auf ſolche nicht als haſenrein zu betrachten iſt. Von manchen Forſtleuten wird er verdächtigt, daß er den ausgeſtreuten Waldſamen freſſe, was A. und K. Müller in ihrer trefflichen Schrift: „Die einheimiſchen Säugethiere und Vögel" Leipzig 1873 und H. Fr. Homeyer als Unwiſſenheit ganz folgerichtig widerlegen. Dagegen iſt der Igel als ein von der Natur beſonders ausgerüſteter Vertilger der Giftſchlangen anzuſehen, gegen deren Gift er ganz unempfindlich iſt. Wo daher die Kreuzotter vorkommt, iſt der Igel auf das Sorgfältigſte zu ſchützen wie der Iltis auch und man ſollte dort, wo man gegenwärtig Fanggeld für Kreuzottern ausgiebt und dadurch zugleich auch den Unfug der kleinen Wilddieberei unterſtützt, lieber hohe Strafen auf den Igelfang anſetzen.

Der Maulwurf iſt ein armer Wicht; der Forſtmann liebt ihn, der Gärtner nicht, und weil der einzige Verſuch

mit nur einem einzigen Maulwurf, den die Berliner Stadtgarten-Direktion in jüngster Zeit anstellen ließ, für den Engerlingsvertilger ungünstig ausfiel, wurde er in corpore als unnütz erklärt. Ich meine, daß es dieses Versuches nicht bedurft hätte, denn in Kunstgärten, wo man Teppichblumen pflegt, kann man keine Maulwürfe gebrauchen. Dort gehören Staare hin, die denselben Dienst verrichten. Die Lieblingsnahrung der Maulwürfe besteht in Regenwürmern und allerlei Larven von Käfern, zu denen auch die Engerlinge gehören. Ausschließlich Engerlinge frißt er aber nicht. Seit Gloger's Ermahnungen ist schon viel für und gegen den Maulwurf geschrieben worden und zuletzt wird Gloger doch Recht behalten, denn überall, wo man den Maulwurf verfolgt, hat man mit Maikäferplage zu kämpfen. Der umsichtige Landwirth läßt seine aufgeworfenen Haufen im Frühjahr zerstreuen und erfreut sich dann eines kräftigen Graswuchses; wer ihn wegfangen läßt, muß solches am späteren Graswuchs büßen. In diesen wenigen Worten liegt die ganze Moral seiner Leidensgeschichte! Entweder lassen wir den Maulwurf am Leben und die Maikäfer sterben, oder wir fangen ihn weg und haben das ganz besondere Vergnügen, alle vier Jahre ein Maikäferjahr zu erleben, und wenn es auch nicht heißen kann: „Hie Welf, hie Waiblingen!" — so heißt es denn doch: „Hie Maulwurffänger, hie Maikäfermänner!" — „Viel Geldausgaben und doch kahlgefressene Bäume!" —

II. Der Vogelschutz.

Viel mehr als bei den Säugethieren haben wir die Lebensweise bei den ihnen durch letztere verwandten Vögeln erkannt, weil diese meist als Tagthiere ihrer Nahrung ohne Scheu nachgehen. Die friedliche Schwalbe, welche ungescheut ihr Nest in unsre Häuser baut oder dicht vor unsre Fenster klebt, haben wir schon in unserem Kindesalter kennen und lieben gelernt, und die erste Schwalbe, die uns den nahen Frühling bringt, wird in jedem Jahr mit

gleicher Herzlichkeit begrüßt. Das Leben der Vögel iſt ein freies und offenkundiges, und darum zieht es uns auch ſo unwiderſtehlich an. Es iſt daher nicht zu verwundern, daß wir hauptſächlich auf ihre Erhaltung bedacht ſind. Daß ſie in beſorgnißerregender Weiſe abnehmen, ſowohl an Zahl als an Arten, das wiſſen wir leider längſt; welche Mittel wir aber zu ihrer Erhaltung anzuwenden haben, das wollen wir hier näher beſprechen.

Der Vogelſchutz iſt eine, von vielen Seiten ſchon ſehr lebhaft erörterte Frage, und wie das im Leben ſo häufig zu geſchehen pflegt, ſieht man vor dem Balken im eigenen Auge den Splitter in dem des Anderen nicht! — Mit anderen Worten: den Fehler, den wir begangen haben, ſuchen wir durch die Fehler Anderer zu beſchönigen. Italien mit ſeinem ſchon Jahrhunderte dauernden Vogelfang muß da den Sündenbock machen. Freilich iſt es wahr, daß unzählbare Mengen unſerer nützlichſten Singvögel alljährlich dort gefangen und verſpeiſt werden; aber das war vor Hunderten von Jahren gerade ſo, und da ſie dort die reifen Feigen plündern, was würden wir thun, wenn wir in Italien lebten? — Machen wir es denn mit den leipziger Lerchen auf unſeren Feldern und mit den nordiſchen Krammetsvögeln, wenn ſie im Herbſt in unſere Dohnenſtriche kommen, anders? — Als vor zwei Jahren durch den Fürſten Hohenlohe-Langenburg das Vogelſchutzgeſetz vor den deutſchen Reichstag kam, haben da die berufenen Rathgeber ihre Stimme für den Vogelſchutz unzweideutig zu erkennen gegeben? — Es ſteht mir nicht zu, darüber abzuurtheilen, obwohl ich ſeinerzeit ein definitives Urtheil abgegeben habe, das vielleicht nicht im Sinne der Berufenen war. Umſomehr ſteht mir jetzt aber das Recht zu, meine Anſichten und Erfahrungen hier abermals niederzulegen. Nach meinen heutigen Erfahrungen iſt ſelbſt das beſte Vogelſchutzgeſetz einſeitig und erſt dann vollſtändig, wenn wir es auf das ganze Naturleben ausdehnen; denn wie ich ſchon am Eingang dieſer Schrift dargethan, leidet die ganze Natur unter der Vergewaltigung des Menſchen und darum muß das Uebel bei der Wurzel

erfaßt werden. — Bei der Zersplitterung der verschiedenen Disciplinen in Forst-, Jagd-, Oekonomie- und Fischereiwesen gehört wie bei dem Gesundheitsamt eine einheitliche Behörde an die Spitze derselben, um auch ein einheitliches Schutzgesetz, das für jede abweichende Erscheinung besonders zu behandeln ist, durchführen zu können. Das Uebel haben wir erkannt, daß dem abgeholfen werden muß, darüber sind wir auch einig und daß solches nur durch eine Centralleitung geschehen kann, das ergiebt sich hieraus von selbst.

Bei der großen Dringlichkeit der Sache hat die württembergische Regierung sich veranlaßt gesehen, ein Vogelschutzgesetz unterm 16. August 1878 zu erlassen, das, wenn allseitig befolgt, nicht ohne heilsame Folgen bleiben wird. Freilich mußten dabei jene Thierklassen unberücksichtigt bleiben, die nicht zu den Vögeln zählen, weßhalb für diese die Fragen noch offen stehen.

Der größte Uebelstand bei der Entscheidung wichtiger Fragen liegt darin, daß es eigentlich für die höhere Thierwelt fast ganz an praktischen Rathgebern fehlt, denn Männer wie der verstorbene Blasius in Braunschweig, Dr. Gloger, der alte Naumann, Bechstein, Lanz, die beiden Müller und Andere, die Jäger und Naturforscher in einer Person sind oder waren, sind äußerst selten. Wenn nun aber gar Professoren der Zoologie, welche für den Vogelschutz ihr gewichtiges Wort einzulegen hätten, selbst als Vogelfänger und Vernichter auftreten, und wenn Andere, um diese zu vertheidigen, vor Gericht Dinge behaupten, die zum aller Mindesten auf grobem Irrthum beruhen, dann muß den wahren Vogelfreund vor solchen Freunden der Natur ein Schauder erfassen und er muß aufrichtig wünschen, daß die Natur von solcher Bevormundung bewahrt bleibe. Ein in der Weltgeschichte wohl noch nie dagewesener Fall ist der berühmte „Amselprozeß", den ich hier nach Mittheilungen des Stuttgarter Neuen Tagblattes gebe:

„Kürzlich kam vor dem Schöffengericht des Amtsgerichtes Würzburg I folgender Fall zur Verhandlung: Dr.

Karl Semper, Professor der Zoologie und der vergleichenden Anatomie an der dortigen Universität, und dessen Gärtner Johann Schmitt sind beschuldigt, den Art. 125 des Polizeistrafgesetzbuches übertreten zu haben, indem Letzterer Schlingen zum Fangen der Amseln in dem Garten des Ersteren stellte, Ersterer dazu die Anleitung ertheilte und selbst auch solche Vögel schoß. Als Vertheidiger fungirte der Professor des deutschen Privatrechts, Dr. Richard Schröder. Der Gartennachbar Stumpf, welcher in den umfriedeten Garten des Professors Dr. Semper eingestiegen war und die Schlingen weggenommen hatte (wegen Eigenthumsbeschädigung wurde er hiewegen bestraft), brachte die Sache zur Anzeige. Die Beschuldigten geben das Amselfangen zu, wollen aber dazu berechtigt gewesen sein, da die Amsel nicht zu den Singvögeln gehöre, deren Einfangen und Tödten durch ortspolizeiliche Vorschrift verboten ist. Hofrath Dr. Rindfleisch, Professor der pathologischen Anatomie war als Experte geladen und gab sein Gutachten dahin ab: Die Amsel sei zu den allerschädlichsten Thieren zu rechnen. Sie sei kein jagdbares Thier, bei dem eine Hegezeit, wie bei Rebhühnern, Fasanen und anderem Wilde, vorgeschrieben ist. Die Amsel gehöre aber auch nicht zu den Singvögeln, welche das Polizeigesetz meine; sie sei durch Begattung mit anderen Vögeln entartet und sei ein fleischfressendes Thier geworden. Seit 40 Jahren sei sie bei uns einheimisch. Namentlich liebe es die Amsel, die Jungen der Singvögel aus den Nestern aufzufressen. Wo Amseln sich einnisten, verschwänden alle Nachtigallen, wie dies in Thüringen der Fall sei. Die Amsel überwintere jetzt auch bei uns. Er finde das Wegfangen der Amsel nicht nur nicht strafbar, sondern sogar lobenswerth und verdienstlich. Amtsanwalt Braunwart beantragte für die beiden Beschuldigten je 50 M. Geldstrafe. Der Vertheidiger plaidirte, gestützt auf das Gutachten des Sachverständigen, auf Freisprechung. Das Schöffengericht schloß sich der Ansicht des Vertheidigers an und erkannte auf Freisprechung."

Nach dieser Freisprechung wurde eine zweite Klage beim

Landesgericht daſelbſt anhängig gemacht, in welcher das Urtheil folgendermaßen lautet:

„In dem bekannten Amſelprozeſſe iſt Profeſſor Semper freigeſprochen worden. Durch dieſes Urtheil wird die Berufung des Staatsanwalts gegen das erſtinſtanzliche Urtheil verworfen. Der „N. Würzb. Ztg." zufolge wurde angenommen, daß das Grundſtück des Prof. Dr. Semper hinlänglich eingefriedigt ſei, ſo daß er die Jagd darauf auszuüben berechtigt war. Es wurde ferner angenommen, daß die Amſel als jagdbares Thier zu betrachten ſei, daß dieſes aber dem Prof. Dr. Semper, da er nicht mit der Jagd ſich befaſſe, nicht habe bekannt ſein müſſen."

Ich habe dieſem Urtheil nichts entgegen zu halten, da bekanntlich der Richterſpruch reſpektirt werden muß und will es jedem Einzelnen überlaſſen, welcher Anſicht er ſich zuneigen will. Ob aber die Freunde der Natur ſich damit beruhigen werden, das iſt eine andere Frage, die wir der Zukunft überlaſſen müſſen. —

Die Zahl der inſektenfreſſenden Vögel iſt im Frühjahr viel größer als zu anderen Jahreszeiten, denn eine große Menge ſonſt nur Körner- und Beerenfreſſender Vögel verzehrt Inſekten und füttert ſeine Jungen damit, weil eben die thieriſche Nahrung verdaulicher iſt, wie die pflanzliche. Dahin gehören die meiſten Finkenarten, ſämmtliche Hühner, Raben, Sumpfvögel und andere mehr.

III. Die inſektenfreſſenden Vögel.

Die Schwalben ſind die ausſchließlichſten Inſektenvögel und erſetzen die Fledermäuſe bei Tage, weßhalb wir ihre Vermehrung zunächſt im Auge haben müſſen. Zu ihnen gehören die Segler oder Thurmſchwalben und die Nachtſchwalben oder Ziegenmelker, welche ſämmtlich nur von Inſekten leben. Noch in weit höherem Grade gehört aber unſere „Frühlingsverkünderin", die von Alt und

Jung ſo ſehnlichſt erwartete Hausſchwalbe, die ihr trauliches Neſt innerhalb der Häuſer, an Balken und Vorſprüngen anklebt, hierher. Ihr argloſes, zutrauliches Weſen hat ſie von jeher dem Landmann beliebt gemacht und ſie iſt ſein befiederter Freund, denn wo ſie einkehrt, „bringt ſie Glück ins Haus“ und wo ſie nicht einzieht, muß „Unfriede herrſchen!“ — Wenn auch die alles beſpöttelnde Gegenwart über den Glauben unſerer Voreltern lächelt, ſo liegt trotz alledem viel Wahres in dieſer Anſchauung, denn in den friedlichen Geſinnungen für andere Geſchöpfe liegt eben auch der eigene Frieden des Menſchen verborgen, der dieſe Thiere hegt. Hören wir auf, unſere Freunde in der Thierwelt zu achten, ſo mißachten wir uns ſelbſt und die Folge davon wird immer die ſein, daß wir uns Feinde ſchaffen, die überall unſerer Hände Arbeit verzehren. — Das patriarchaliſche Leben unſerer Vorfahren iſt leider von uns gewichen und es hat uns das Ringen nach irdiſchen Gütern in den Strudel trügeriſcher Spekulation fortgeriſſen, die unſeren Sinnen mit falſchen Spiegelbildern ſchmeichelt. Ohne in die Unthätigkeit frömmelnder Gefühlsmenſchen zu verfallen, wird es unſere ernſte Aufgabe ſein, die Achtung vor der Natur nicht zu verlieren, denn in dieſer liegt die Achtung vor uns ſelbſt. Zu welchen traurigen Folgen das Gegentheil führen kann, das hat uns der ſo eben ſtattgehabte Amſelprozeß bewieſen, der tauſende von Naturfreunden mit bitterem Schmerz erfüllt hat.

Außer der Hausſchwalbe haben wir aber noch eine etwas kleinere Art mit weißer Bruſt und weißem Bürzel, die niemals innerhalb der Häuſer niſtet, ſondern ſtets außer denſelben, zumeiſt in der Nähe der Fenſter ihre halbkugligen Neſter anklebt. Sie iſt die Fenſter- oder Mehlſchwalbe. Ihre Neſter bilden oft Vereinigungen bis zu 40 und noch mehr Stück. Weniger häufig iſt die nur in ſteilen Lehmufern ſich eingrabende Uferſchwalbe, die menſchliche Wohnungen nicht beſucht. Alle Schwalben aber ſind des Menſchen befiederte Freunde, denn unzählbar iſt die Menge der von ihnen vertilgten Fliegen und andern Inſekten. In den

letzten Jahren hat ihre Abnahme und die daraus hervorgehende Zunahme der läſtigen Inſekten ſchon vieles Bedenken erregt. Eine Hauptſchuld daran tragen die ungünſtigen Witterungsverhältniſſe dieſer Jahre, die tauſende von Bruten nicht zur Entwickelung kommen ließen. Viele Schuld trägt aber auch die Ueberhandnahme der Spatzen, die den Schwalben ihre Neſter wegnehmen. Man ſollte daher die Spatzen, bevor noch die Schwalben kommen, entweder durch Ausnahme der Neſter oder durch Wegſchießen zu vertreiben ſuchen. Noch leichter würde ſolches aber ſein, wenn man in der Nähe der Schwalbenneſter Niſtkäſten aufhängen würde, welche die Spatzen den Schwalbenneſtern vorziehen und auf dieſe Weiſe würde man leicht durch Wegnahme ihrer Eier und Neſter die Spatzen in erforderlicher Menge verringern können.

Die Fliegenſchnäpper, Laubvögel, Goldhähnchen und Baumläufer ſtehen hinſichtlich ihrer ausſchließlichen Inſektennahrung den Schwalben am nächſten. Die erſteren ſind zwar nur Sommervögel, vertilgen aber eine ungeheure Zahl läſtiger Inſekten und bedürfen daher unſere ganze Beachtung und Schonung. Letztere beiden Arten bleiben das ganze Jahr bei uns und ſtreichen im Herbſt und Winter durch Gärten und Wälder, wo ſie unabläſſig bemüht ſind, die Keime der Inſektenbrut, deren Eier, zu ihrer Nahrung zu ſich zu nehmen. So klein auch dieſe Vögel an ſich ſind, ſo kann doch Jedermann ermeſſen, wie ungeheuer groß die Zahl der Eier und Larven ſein muß, die ſie zu ihrer täglichen Nahrung bedürfen. Um ſo mehr iſt es zu beklagen, daß bei eintretenden Rauhfröſten, welche nicht ſelten auf mehrere Tage die Bäume mit Glatteis überziehen, dieſen Vögeln der Hungertod droht und wirklich gehen in ſolchen Tagen hunderte und ſogar tauſende dieſer ſo überaus nützlichen Vögel durch den Froſt zu Grunde. Leider iſt es kaum möglich, dieſe harmloſen Geſchöpfe an ein zeitweiliges Erſatzfutter zu gewöhnen, wie es z. B. mit den viel klügeren Meiſen der Fall iſt. Das Einzige, was etwa für ſie zu thun geht, iſt, daß junge Nadelholzbeſtände

von geringem Umfang verſuchsweiſe von ihrer Schneelaſt durch Schütteln befreit werden könnten; doch ſteht es dabei immer noch in Frage, ob ſolches von ihnen anerkannt und ob damit nicht forſtlich ein Nachtheil entſtehen würde. Jedenfalls wird aber die Frage, wie wir in ſolcher Zeit der Noth dieſen unſern getreueſten und unermüdlichſten Helfern beiſtehen können, unſere ganze Aufmerkſamkeit verdienen.

Die Nachtigallen, Grasmücken, Blau- und Rothkehlchen, Rothſchwänzchen, Zaunkönig, Schmätzer, Pieper und Bachſtelzen, welche wir gewöhnlich als Inſektenfreſſer oder Geſchmeißvögel anſehen, ſind dieſes im Herbſt weniger, indem ſie ſich dann von Beeren und Früchten ernähren, die ihnen, wie in Südeuropa z. B. die Feigen, vortrefflich ſchmecken, welcher Umſtand den dortigen Vogelfang zum Theil wohl hervorgerufen haben mag, über den wir ſo erbittert ſind. Für uns ſind dieſe Vögel alle liebe Freunde, die uns durch ihren heiteren und ſogar erhebenden Geſang erfreuen; denn wer möchte den Schlag der Nachtigall, den der Grasmückenarten, die ſanften Lieder der Blau- und Rothkehlchen und endlich den unſeres winterlichen Gnomen, des Zaunkönigs, entbehren, dem die Kälte keinen Kummer macht und der mit ſeinem hellen klaren Lied ihrer ſpottet. Die meiſten derſelben bedürfen zu ihrer Erhaltung viel niederen Gebüſches und wo dieſes fehlt, ziehen ſie ſich zurück und bleiben ſchließlich ganz aus. In dieſer Beziehung iſt die Nachtigall am allerempfindlichſten, denn ſie bedarf eines umfangreichen dunklen Gebüſches zu ihrem Aufenthalt und verläßt daſſelbe, ſobald Lichtungen darin vorgenommen werden, wie ſolche in neuerer Zeit, ſowohl im Forſtweſen als in Parkanlagen leider ſo beliebt geworden ſind. Wenn es für den Umfang dieſer Schrift nicht zu weit ginge, könnte ich eine Anzahl ſelbſtbeobachteter Fälle dieſer Art beibringen und muß mich damit begnügen, daß ich im vorigen Jahr erſt die Beobachtung machte, daß eine Nachtigall, welche drei Wochen lang an einer beſtimmten Stelle alle Abend von etwa neun Uhr ab bis gegen zwei Uhr

Morgens ſchlug, von dem Tag an nicht mehr gehört wurde, wo das daran ſtoßende hohe Gras abgemäht worden war. Ich glaube weniger daran, daß ſie gefangen worden, ſondern vermuthe mehr, daß ihr theils die Störung, theils die von da an trockenere Luft und die damit verbundene Inſektenarmuth nicht mehr zugeſagt hat. Hierin liegen die Gründe der Abnahme der Nachtigallen und nicht in den Nachſtellungen der Amſeln, wie irriger oder verleumderiſcher Weiſe darzuthun verſucht worden iſt. Will man die Nachtigallen hegen, was doch wohl der Wunſch der meiſten Menſchen ſein wird, ſo ſorge man dafür, daß ihnen das durchaus nothwendige dichte Gebüſch nicht fehle und daß ſie dort möglichſt wenig geſtört werden. Ein Thier von ſo außerordentlicher Begabung iſt auch ſeines Werthes ſich bewußt, und darum meidet es ſolche Plätze, die der Menſch in ſeinem Unverſtand ihm verdirbt. Haben wir die Grundbedingungen für das Daſein der Nachtigallen einmal erkannt, ſo liegt es an uns, ihnen dieſelben auch zu gewähren, und iſt ſolches geſchehen, ſo finden auch die übrigen Strauchvögel ihre Heimſtätten, für die wir dann weniger zu ſorgen haben werden. Die Rothſchwänzchen und Bachſtelzen ſind Höhlenbrüter, welche mit beſcheidenen Aſtlöchern gern zufrieden ſind, wenn ſich nichts Beſſeres bietet. Freilich geht die Weisheit unſerer Obſtwirthe über die Hohllöcher der Obſtbäume hinaus, welche von vielen pflichtgetreu zugemauert werden, weßhalb ſie ſich dann eigentlich nicht zu beklagen haben, wenn ſie mit dem Raupenfraß nicht fertig werden. Würde es da wohl nicht klüger geweſen ſein, ſtatt ſolche Höhlungen zuzumauern, dieſelben mit kleinen Schutzdächern gegen den Regen zu verſehen? Mit dieſen wäre nach drei Richtungen hin geholfen: einmal würde der Baumfraß damit trocken gelegt, für's andere wäre den Brutvögeln damit geholfen und in dritter Linie hätte der Obſtzüchter ſeine natürlichen Freunde ſich erhalten, die mehr Zeit und Geſchick zum Abraupen haben als er mit ſeinen langen Baumſcheeren, Spritzen und anderem überflüſſigem Gerümpel, mit welchem er doch verzweifelt wenig ausrichtet. Wenn Schiller ſagt:

„Die Welt ist vollkommen überall,
Wo der Mensch nicht hinkommt mit seiner Qual!"

so hätten namentlich unsere Baum- und Strauchzüchter in Feld und Wald sich diese Wahrheit über jede Gartenthüre zu schreiben und an manchen Waldwegen gleichfalls auf besonderen Tafeln anzumerken.

Die Drosseln und Amseln sind die Schmerzenskinder unserer Zeit und wenn die Singdrossel und die Amsel auf den hohen Wipfeln der Tannen noch so schön pfeifen und den Wanderer auf dem einsamen Waldweg damit erfreuen, so sind sie darum doch verfehmdet, denn ihre Braten schmecken mit denen der Zimmer- und Wachholderdrosseln dem Gaumen hoher Herren so ausgezeichnet, daß sich selbst Vogelkundige haben verleiten lassen, dem Fang der Krammetsvögel das Wort zu reden. In Norddeutschland bildet der Dohnenstrich ein Regale der Jäger und weil die Vögel gut schmecken, schafft man den Drosselfang dort ebensowenig ab wie in Süddeutschland das Gänsestopfen und den Froschschenkelbraten oder in Sachsen die Leipziger Lerchen ꝛc. ꝛc. Man sieht eben, daß überall der Gaumenkitzel die Seele des Menschen beherrscht, die doch beim Herrn der Schöpfung die Oberhand haben sollte. Wir dürfen aber darum doch nicht an derselben verzweifeln, denn wenn es einmal keine Krammetsvögel, keine Lerchen und keine Froschschenkel mehr geben wird, dann tritt eine Umwandlung der Dinge ganz von selbst ein und der Wille des Menschen ist dann frei und hat die Oberhand über den Magen gewonnen; dann wird auch das Gänsestopfen aufhören. War man doch in früheren Zeiten noch grausamer und verspeiste die so überaus nützlichen Meisen dem Tausend nach. Wenn wir nun aber wissen, daß sämmtliche Drosselarten, zu denen auch die Amseln (selbst die Würzburger), gehören, dem Wald so äußerst nützliche Vögel sind, so sollte man doch jetzt schon anfangen, das Verspeisen der Krammetsvögel zum wenigsten für unstatthaft zu halten. Ich frage weiter: wenn wir den Südländern den Vogelfang verwehren wollen, warum gehen wir ihnen nicht mit gutem Beispiel voran? und wer gibt denn

uns, den Nordländern, das Recht, ihre zu uns kommenden Waldbeschützer unseres Gaumens wegen wegzufangen? — Unsere Alten hatten einen Sinnspruch, der folgendermaßen hieß:

„Was Du nicht willst das Dir geschicht,
Das thu' auch keinem Andern nicht!"

Bei der heutigen Wandlung der Dinge weiß ich in der That nicht, ob derselbe noch seine Gültigkeit besitzt oder nicht. Wenn man über Vogelschutz schreibt, so muß man warten gelernt haben und immer wieder auf's Neue schreiben. Wenn man aber über allgemeinen Naturschutz schreibt, so begreifen einsichtsvolle Landwirthe den Gegenstand zuerst und einzelne Natur- und Jagdfreunde schließen sich demselben an, aber dabei bleibt es in der Regel. Eine Theilnahme der großen Menge kann nur durch diese Männer geschehen, weßhalb ich von dieser Seite aus den Anstoß erwarte, da der Einzelne immer ohnmächtig bleibt. Werden von diesen Leuten Anträge eingebracht, so müssen dieselben gehört und berücksichtigt werden, denn die Stimme des Landmannes ist die Stimme des praktischen Volkes!

Die Meisen, Kleiber und Spechte sind Strichvögel, die uns eigentlich niemals verlassen, sondern im Herbst mit Weib und Kind, Geschwistern und Verwandten herumstreifen, um sich bessere Weideplätze aufzusuchen und schließlich wieder nach der Heimat zurückkehren. Sie zählen zu unseren besten Freunden, die das Ungeziefer schon im Keim, das heißt in den Eiern zu ersticken suchen, was außer Goldhähnchen und Baumläufern die anderen Vögel nicht thun, und da sie zu ihrer Sättigung eine ungeheure Menge Insekteneier bedürfen, so ist ihre Nützlichkeit enorm. Dieselben sind nebst den Goldhähnchen diejenigen Vögel, deren wir am Wenigsten entbehren können, weßhalb wir Allem aufbieten müssen, sie nach Möglichkeit zu vermehren. Dieses hat jedoch seine Schwierigkeiten, da sie fast alle Höhlenbrüter sind, die hohler Bäume dazu bedürfen, welche der Forstmann, der Gärtner und selbst der Oekonom nicht

lieben. Nach heutigen „rationellen" Begriffen iſt ein hohler Baum oder ein ſolcher Aſt ein Schaden im Walde oder in dem Obſtgarten, und der Baum muß unter allen Verhältniſſen gefällt werden, denn er liefert um ſo viel Kubikmeter Holz weniger als ſeine Höhlung beträgt, oder, iſt er ein Obſtbaum, ſo liefert er gleichfalls viel weniger Obſt u. ſ. f. Der Baum muß alſo unter allen Umſtänden fort und mit ſeinem Tode haben wir auch unſere Freunde, die Fledermäuſe und Höhlenbrüter, unter die dann noch die Eulen und Wildtauben zu rechnen ſind, vertrieben und nun beſchweren wir uns über Ungezieferſchäden. Ich glaube eben doch, daß unſere Altvordern vorſichtiger waren, als unſere heutigen hochgeſchulten Baumzüchter, denn ſonſt hätten ſie das Lied vom Jockel mit dem Haberſchneiden nicht erfunden.

So viel ich weiß, war der verſtorbene Gloger der Erſte, der ſeine ganze letzte Lebenszeit dem Vogel- und Naturſchutz widmete, die künſtlichen Niſtkäſten empfahl und viele Modelle derſelben ſelbſt zimmerte. Manche Neuern haben ihn ſpäter nach ſeinem Tode einen Stubengelehrten und einen unpraktikablen Menſchen genannt, und doch weiß ich nicht recht warum; denn was er in ſeinen Schriften über Thierſchutz geſagt hat, ſtellt ſich immer mehr als zutreffend heraus, während oft das Gegentheil von den Anſichten der Neueren zu ſagen iſt, und der Todte kann ſich nicht mehr rechtfertigen. Nicht alle Thiere nehmen die Niſtkäſten gern an. Die Fledermäuſe nun einmal gar nicht; die Spechte auch nicht, denn dieſe von der Natur beſtellten Zimmerleute der Niſthöhlen haben andere Projectionen im Gedächtniß als unſere Sechs-Brettchen-Syſteme, und was die Eulen betrifft, ſo kann es ſein, daß der Vogel Minerva's ſich in Athen ſchon ſo viel Bildung angeeignet hat, um ſich in den vier Wänden eines Niſtkaſtens wohl zu fühlen. Die Meiſen ſind dankbarer und ſchon manches zarte Meiſenkind iſt in dieſer Wiege groß geworden, beſonders dann, wenn das Flugloch nicht zu groß war. Ein halber Centimeter kann hier alles verderben, denn iſt das Flugloch zu groß, ſo kommt entweder unſer Gaſſenbube, der Spatz, oder weiter

draußen im Garten, der Wendehals, und zupft Neſt, Eier oder Junge heraus.*)

Wir ſehen, daß der Naturſchutz durchaus nicht ſo einfache Sache iſt, wie man gewöhnlich glaubt und zu deſſen Beurtheilung gar manches Jahr eines Menſchenlebens gehört, zumal die Anſprüche unter verſchiedenen Verhältniſſen oft ſogar entgegenlaufende ſein können.

Der Kukuk gehört zu denjenigen Vögeln, die dem Naturforſcher immer noch ein „Mirakel", dem Volksglauben aber ein „Orakel" ſind, und wie er damals ſchon das arme Schäfermädchen bethörte und immer tiefer in den Wald hinein lockte, ſo macht er es noch heute. „Der Kukuk hat's eben geholt!" oder „der Kukuk wird's holen!" oder „ſoll's holen", das ſind ſo geheime Segenswünſche des menſchlichen Herzens. Andererſeits war er aber früher auch ein „Glücksvogel", wenn man ihn zum erſten Mal im Jahr ſchreien hörte und Geld in der Taſche hatte, welche gute Eigenſchaft in jetziger Zeit aber ſtark im Abnehmen begriffen iſt, was den Verdacht erregt, daß das der Kukuk vielleicht auch geholt habe. — Wer kann's wiſſen? Aber ein ſchelmiſcher Vogel bleibt er jedenfalls! — Trotz alledem iſt er des Menſchen und namentlich des Forſtmannes beſter Freund. Seine Hilfe, die er uns leiſtet, iſt aber auch groß, denn er lebt nur von Raupen, die kein anderer Vogel frißt. Wenn irgendwo die gefährliche Prozeſſionsraupe in Maſſen auftritt, ſo kommen Kukuke aus weiter Ferne herbei, um ſie zu vernichten und es würden dieſe Vögel bei ihrer großen Gefräßigkeit die Raupen bald vertilgt haben, wenn man die Kukuke

---

*) Herrmann Knapp in Weinsberg a. d. Weibertreu (Württemb.) liefert in guter und practiſcher Ausführung:

Niſtkäſtchen für freilebende, inſectenfreſſende Vögel.

No. 1.	No. 2.	No. 3.	No. 4.
für Staaren,	Meiſen,	Rothſchwänze,	Fliegenſchnapper,
45 ₰.	40 ₰.	35 ₰.	35 ₰.

No. 5.
für Meißen zum Ueberwintern und Niſten.
44 ₰. per Stück.

ungeſtört ließe. Aber der Kukuk ſteht unter keinem ſtrengen Geſetz. Er iſt äußerſt ſcheu und ein unüberlegter Fehlſchuß nach ihm vertreibt ihn und viele ſeiner Kameraden. Noch größer aber als ſeine leibliche Verfolgung iſt die ſeiner Eier. Wie ich ſchon oben geſagt, iſt er für viele Naturforſcher immer noch ein Mirakel und die Eier, die er bekanntlich in anderer Vögel Neſter legt, üben auf eine Anzahl Leute, die ſich Oologen nennen, einen ſolchen Reiz aus, daß ſie hundert von Vogelneſtern ausplündern oder — noch ſchlimmer — plündern laſſen, um nur zur Befriedigung ihrer, mit dem Mantel der Wiſſenſchaft überdeckten Leidenſchaft zu gelangen. Schon ſeit mehreren Jahrzehnten wird das Eierſammeln in ſtets ſteigender Zunahme betrieben und die Klage über die Abnahme der Vögel wird von Jahr zu Jahr größer, an welcher gerade das Eierſammeln einen nicht unbedeutenden Antheil hat. Auf die Gefahr hin, es mit dieſen Leuten gründlich zu verderben, muß ich leider vor dieſer ſo verderblichen Modekrankheit ernſtlich warnen, über welche ſelbſt Brehm vor einigen Jahren ſagte, daß es ein verwerfliches Benehmen ſei, mit den Keimen lebender Weſen ſein kindiſches Spiel zu treiben. — Es iſt Sache der Volkswohlfahrt, daß man ſich derſelben recht ernſtlich annehme.

Der Wiedehopf darf hier nicht unberückſichtigt bleiben, weil er ökonomiſch von großer Bedeutung und vermöge ſeines ſeltſamen Rufes und Ausſehens in unſern Auen nicht fehlen darf. Doch wird derſelbe durch das Umhauen hohler Bäume, beſonders Kopfweiden, und durch die von Jahr zu Jahr mehr zuſammenſchrumpfenden Viehweiden, immer ſeltener, worauf ich aufmerkſam machen wollte.

Alle die hier genannten Inſektenfreſſer ſind aber Zugvögel, die uns bis auf einige Amſeln, Droſſeln und den Zaunkönig, vor dem Winter verlaſſen. Was während dieſer Zeit mit ihnen geſchieht, liegt nicht in unſerer Hand und wir können nur durch unſer Beiſpiel allmälig auf andre Völker Einfluß üben, was freilich durch die würzburger Vorgänge etwas verzögert werden dürfte. Für ihre Vermehrung können wir nicht beſſer ſorgen, als daß wir da, wo unſer

ſogenannter „rationeller" Betrieb, der nur eben rationell ſein würde, wenn er an die nützlichen Thiere gedacht hätte, wieder Heimſtätten für ſie anzupflanzen, wie ich ſchon früher erwähnt habe. Was ich aber noch nicht geſagt, das betrifft das Aushauen unſerer Wälder und Feldhölzer vom Unterholz und das Niederhauen der Gehölze an den Eiſenbahn-Böſchungen. Durch dieſe unglückſelige Manie unſerer neueren Forſtpflege werden nicht nur die Wälder trocken gelegt und Ueberſchwemmungen befördert, alſo auch das Klima verändert, ſondern wird auch die Jagd total ruinirt und den Strauchvögeln ihre Niſtgelegenheit vollſtändig entzogen. Bei den Eiſenbahndämmen, die durch ihre Bepflanzung mit allerlei Gebüſch vielen Vögeln einen Erſatz für die verloren gegangenen Hohlwege und Hecken der Felder bieten könnten, iſt das alle 4—6 Jahre eintretende Abholzen ebenſo. Ich mache daher alle betreffenden Behörden auf dieſen Gegenſtand ganz beſonders aufmerkſam und es wird die Sache der Oekonomie- und Jagdeigenthümer ſein, denſelben weiter zu verfolgen; denn Hand in Hand muß fortan Alles gehen, was die Erhaltung der Natur und ſchließlich unſer ſelbſt ernſtlich im Auge hat.

Der Staar und der Pirol z. B. ſind abgeſehen von ihrer Inſektenvertilgung, auch Beerenliebhaber und finden die Kirſchen und in den Weinberggegenden die Weinbeeren außerordentlich wohlſchmeckend, während ſie ſich in bloßen Getreidegegenden auch ohne dieſe begnügen, mithin können dieſe Vögel oft ſchon in kurzen Entfernungen dem Menſchen ſchädlich oder blos nützlich ſein. Aus dieſem Grunde müſſen die Geſetze überall modifizirte ſein, das erſchwert deren Handhabung ungemein und das iſt die Urſache, daß man eben lieber den Karren bergunter laufen läßt, wohin er will, was ihn aber doch ſchließlich zum Umſchlagen bringt.

IV. Die Körner- und Pflanzenfreſſenden Vögel.

Unter dieſen iſt keiner mehr verſchrieen als der Proletarier, der Spatz, denn er iſt wirklich ein Taugenichts, aber

gerade darum auch wieder unſer Freund. Wo man ihn nicht haben will, da iſt er ganz beſtimmt anzutreffen und macht Unfug aller Art. Trotzdem hat er auch ſein Gutes, und ich habe vor Jahren bekannt gemacht, wie ich Maikäferflügel in ſtaunenswerther Menge auf einem Balkon vom Wind zuſammengeweht antraf, die alle vom Spatz zurückgelaſſen waren. Herr von Homayer hat dieſe Beobachtung mir widerlegen wollen, ohne einen Gegenbeweis zu erbringen. Ich habe zu große Achtung vor dem Ausſpruch älterer Männer, als ich bin, um mich in einen Streit hierüber einzulaſſen und ſtelle es der Selbſtbeobachtungsgabe eines jedem meiner Leſer anheim, darüber etwaige Verſuche zu machen, die dahin gehen, daß man ſich eine Anzahl Maikäfer an einem ſchönen Morgen fängt und in der Nähe von ruhig daſitzenden Spatzen, am beſten aus einem hochliegenden Fenſter fliegen läßt. Was weiter paſſirt, bedarf nur der Beobachtung.

Um den Spatz nicht in zu großer Ueberzahl auftreten zu laſſen und damit er nicht die Schwalben aus ihren Neſtern vertreibt, hänge man in deren Nähe leicht zugängliche Niſtkäſten auf, die der Spatz ſofort bezieht. Seine Jungen werden, wenn ſie flügge ſind, ausgenommen und geben ihrer eine Anzahl einen ſehr guten Braten.

Alle übrigen Körnerfreſſer füttern ihre Jungen gleichfalls mit Inſekten. Später werden die Kernbeißer den Kirſchen ſchädlich, wie Meiſter Spatz auch.

Die Lerchen ſind Samen- und Inſektenfreſſer zugleich und bedürfen nur inſofern einer Erwähnung, als man „leipziger Lerchen“, ſogar aus der Gegend von Magdeburg, äußerſt ſchmackhaft findet, weßhalb man in Rückſicht der dieſes Gewerbe betreibenden Leute, dasſelbe noch ruhig fortbeſtehen läßt. Es iſt ſchwer zu begreifen, wie man dieſem lieblichen Frühlingsboten, der außerdem der Landwirthſchaft ſo nützlich iſt, ein ſolches Leid zufügen kann, daß man ihn verſpeiſt. Freilich kann man ſolches auch in eine Ehre für ihn umwandeln, wenn er dieſe nur anerkennt.

Die Feldhühner, zu denen ich die Repphühner (nach ihrem Ruf im Frühjahr ſo genannt), ferner die Fa-

ſanen und Wachteln zähle, ſind landwirthſchaftlich von großer Bedeutung, indem ſie außerordentlich viele Inſekten vertilgen und der Landwirth ſollte um ſeinetwillen ſchon, aber auch um dem Jäger gefällig zu ſein, die Feldhühner möglichſt zu ſchützen ſuchen, worauf ſchon Gloger hingewieſen hat. Ich bewahre noch die Kröpfungen zweier Faſanen, welche ich vor mehreren Jahren im Dezember aus Baden-Baden erhielt. Dieſelben waren gefüllt mit etwa Mehlwurm großen Larven eines Käfers und der eine hatte 155, der andere 257 ſolcher Larven noch im Kropf, während die Mägen ſolche in halbverdauter Menge enthielten.

Die Tauben, namentlich die Wildtauben ſind beſſer als ihr Ruf. Freilich im Frühjahr bei der Ausſaat ſind ſie wenig zu gebrauchen, allein nach der Ernte freſſen ſie faſt nichts als die giftigen Körner der Wolfsmilcharten, mit denen ihr Kropf oft ſtrotzend voll iſt, außerdem aber noch vielen anderen Unkrautſamen.

Die Trappen haben ſich in den letzten Jahren bei der Einwanderung der Zugheuſchrecken im mittleren Deutſchland als deren Vertilger ſehr hervorgethan, was hier nicht unerwähnt bleiben darf.

V. Die Raben, Heher und Würger.

Die Raben ſind Allesfreſſer und deßhalb auch große Inſektenvertilger. Ich verſtehe unter ihnen nicht den Kolkraben, der mehr als ein ſchädlicher Raubvogel zu betrachten iſt, ſondern die Raben-, Nebel- und Saatkrähe und die Dohle. Namentlich die Saatkrähe mit ihrem langen borſtenloſen Schnabel iſt ein unerſättlicher Vertilger der Engerlinge, bei welcher Arbeit ihre Schnäbel oft bis an die Augen ganz voll Erdboden ſind. Sie wird leider auch beſchuldigt, Getreidekörner zu freſſen und deßhalb als ſchädlich verſchrieen und verfolgt. Wer ſo kurzſichtig iſt, der Saatkrähe dieſe Körner zu mißgönnen, der mag zuſehen, was ihm die Engerlinge übrig laſſen. In den Getreidebaugegenden iſt ihre Heimath, wo ſie auch in Kolonieen in bis zu

acht und zehn Neſtern auf einen Baum niſten, was andere Raben nicht thun. Sie gehen dann auch gemeinſchaftlich an die Arbeit und es iſt ergötzlich, ihnen dabei zuzuſehen. Wenn der Winter kommt und Froſt bringt, fühlen ſie, daß ſie verhungern müßten, wenn ſie dablieben, weßhalb ſie ſich alsdann zum Abzug rüſten, um ſüdlicher zu ziehen. Dies iſt eine Beobachtung, aus welcher der Landmann ſchon ſeit alter Zeit die Strenge des Winters prophezeit. Auch die Dohlen ſchließen ſich ihnen meiſtens an und ziehen gen Süden, während die anderen Raben, welche um dieſe Zeit meiſt von allerlei Abfällen und Mäuſen leben, großentheils bei uns bleiben, dabei aber auch gern ſüdlich rücken. In Maikäferjahren kann man Raben und Dohlen oft gemeinſchaftlich zehn bis zwanzig auf einem Baum Maikäfer ſchütteln ſehen, während andere unten an den Bäumen die herabgefallenen aufleſen und verzehren. Dies habe ich einigemal beobachtet. Einzelne Raben machen ſich als Neſtplünderer oft höchſt gefährlich, wie man an dem Geſchrei der alten Vögel leicht erkennt. Dieſe müſſen todtgeſchoſſen werden, denn ſie ſind auch der Jagd höchſt ſchädlich. Daſſelbe gilt mit nur wenigen Ausnahmen von den Elſtern und Eichelhehern, die oft in noch höherem Grade ſchädlich ſind, ebenſo auch der große Würger oder Neuntödter.

Wie jedoch, wenn der Menſch einſeitig vorzugehen ſich vermißt, eine gute Abſicht oft ſehr ſchädlich werden kann, das beweist die Schutzmaßregel eines württembergiſchen Vogelvereins, welcher es auf die Vertilgung aller Neuntödterarten abgeſehen hat, und dem in einem Jahr über 1500 Stück dieſer Vögel abgeliefert wurden. Da namentlich die Weibchen und Jungen dieſer Vögel bis auf den Schnabel mit anderen Vögeln leicht zu verwechſeln ſind, ſo liegt die Vermuthung ſehr nahe, daß zu dieſer großen Zahl auch andere Vögel haben beitragen müſſen, und deßhalb möchte ich zu großer Vorſicht ermahnen, zumal der rothköpfige Würger als ein ſehr unſchädlicher Vogel betrachtet werden muß, der mehr nützt als er ſchadet. Wir ſchütten eben gar zu leicht „auch das Kind mit dem Badewaſſer aus“, wovor ich

warnen möchte. — Ganz das Gleiche geſchieht mit unſern nützlichen Raubvögeln, worauf ich bei dieſen zu ſprechen kommen werde. Die ſchädlichen werden gemeint und die nützlichen müſſen es büßen, denn die für dieſen Zweck beauftragten Perſonen ſind in der Regel ſogenannte arme Teufel, die nur ſehr oberflächliche Kenntniß, aber deſto leereren Magen beſitzen, woraus folgt, daß der Trieb der Selbſterhaltung hier eine große Rolle ſpielt. —

VI. Die Raubthiere und Raubvögel

bilden als ſolche ein beſonderes Kapitel, indem der Menſch, namentlich an die Stelle der größeren, ſelbſt eingetreten iſt und dieſe ſomit überflüſſig gemacht hat; denn mit Bären, Wölfen, Luchſen, Adlern und Geyern haben wir bereits abgerechnet, und dieſe kommen höchſtens noch in Lothringen, der Schweiz und ſonſt als Ueberläufer vor. Gegenwärtig ſtehen nur noch der ſchlaue Reineke, der plumpe Dachs, die Wildkatze, die Marder und einige Raubvögel vor den Schranken unſerer Gerechtigkeit, die aber überaus einſeitig gehandhabt wird.

Auf keinem Felde zeigt ſich die Theilung der Arbeit, wenn ich mich ſo ausdrücken darf, ſchädlicher als hier, denn der Jäger hält ſich nicht für verpflichtet, dem Landwirth zu liebe beſtimmte Raubthiere zu ſchonen, wie anderſeits der Landwirth keine Neigung zeigt, dem Jäger gefällig zu ſein. Gerade in dieſer Theilung müſſen wir das Grundübel unſerer heutigen Ungezieferſchäden erblicken, wie ich bei weiterer Beſprechung nachweiſen werde.

Nicht alles, was krumme Krallen hat, iſt als ſchädliches Raubthier zu betrachten, vielmehr giebt es ſolche, die außerordentlich nützlich ſind, ihrer krummen Krallen wegen aber vom Jäger verdächtigt werden, weil es ja nur eines Fingerdrucks bedarf, um ſich den impoſanten Anblick eines herabſtürzenden Raubvogels zu verſchaffen. Es iſt eine bekannte Thatſache, daß, ſobald ſich in irgend einer Gegend die Feldmäuſe in einer Weiſe vermehrt haben, daß ſie der

Landwirthſchaft ſchädlich werden, alsbald Raubthiere der verſchiedenſten Art herbeikommen, um hier an gedeckter Tafel ſich zu erfreuen. Zunächſt ſehen wir Buſſarde über ſolchen Feldern kreiſen und ſich niederlaſſen, dann kommt der nette Thurmfalk, den wir an ſolchen Orten in der Luft „rütteln" und bald drauf ſich herabſtürzen ſehen, um die ſorgloſe Maus im Kleefeld oder in der Saat zu erwiſchen. Aber auch Raben fliegen drüber hin und betheiligen ſich vielfach am Mäuſekrieg. Wo es Störche und graue Reiher giebt, kann man auch dieſe in ſtarker Betheiligung dabei finden, und gerade dieſe beiden freſſen Mäuſe in oft erſtaunlicher Menge und wiegen dadurch wieder auf, was ſie in anderer Weiſe verſchuldet haben. Wenn es Nacht geworden iſt, kommen alsdann die Eulen, die Wieſel, der Igel, der Iltis, die Marder, Füchſe, Wild- und Hauskatzen, und was dieſe zuſammen leiſten, iſt wahrhaft erſtaunlich. Aus allem dieſem geht hervor, daß die Natur ſich alle Mühe giebt, das geſtörte Gleichgewicht wieder herzuſtellen, denn all' dieſes Raubzeug vermehrt ſich durch die beſſere Nahrung außerordentlich ſtark.

Wenn der Landwirth dieſen Wink der Natur beachtet und, wie es gegenwärtig engliſche Landwirthe thun, durch Einſetzen einiger dürren Bäume auf den Feldern den Buſſarden und Eulen Sitzplätze verſchafft, ſo zeigt ſich deren Nutzen alsbald ſehr augenſcheinlich, da ſie in der Regel ſofort zum Lauern auf die Mäuſe angenommen werden. Oberſte Bedingung dabei aber iſt, daß ſchießluſtige Jäger fern gehalten werden, denn die geringſte Störung ihrerſeits verſcheucht das Raubzeug unwiderruflich. Der Landwirth möge hieraus erſehen, wie wichtig ihm das Raubzeug iſt, das der Jäger aber von Grund der Seele haßt, weil ſeine Intereſſen denen des Erſteren ſcheinbar zuwiderlaufen. Die Gemeinden, welche heut ihr Heil in der dreijährigen hohen Verpachtung ihrer Jagden noch erblicken, werden ſehr bald zu der Ueberzeugung gelangen, daß dieſes Glück zu denjenigen Wohlthaten gehört, die uns eine Zeit verſchafft hat, wo man nur von heut bis morgen zu rechnen verſtand. Die einſichtsvollen Gemeinden werden ſehr bald erkennen, daß

bei einem geringeren Pachtwerth eine zehnjährige Jagdverpachtung unter ſtrenger Schonung des nützlichen Raubzeugs nach beiden Theilen hin nur Vortheil bringen kann.

Man hört nun freilich von manchen Leuten ſagen, daß zur Beſeitigung eines Mäuſefraßes die vorhandenen Raubthiere nicht ausreichen und ein naſſer Winter die Vertilgung der Mäuſe am beſten beſorgt. Etwas wahres iſt daran, aber ebenſo gewiß iſt das umgekehrte Verhältniß auch, daß eine ſolche Kalamität nicht entſtehen würde, wenn vor ihrer Entſtehung die Zahl der Schutzthiere größer geweſen wäre. Es iſt hier wie bei ausbrechenden Revolutionen in großen Städten, wo mit dem hereinbrechenden Uebel die Polizei nicht in der nöthigen Stärke vorhanden war und erſt durch die Mithilfe des Militärs wieder zur Geltung gelangte.

Wie ich ſchon oben angedeutet habe und ſpäter noch weiter zeigen werde, können die wenigſten Jäger von Fach und noch weniger die von Paſſion die nützlichen und die ſchädlichen Raubvögel von einander unterſcheiden und nur wenige geben ſich die Mühe, ſich dieſe Kenntniß anzueignen.

Als das ſchädlichſte Syſtem muß ich die Prämiirung des erlegten Raubzeugs bezeichnen. So lange noch Bären, Wölfe, Luchſe, Adler und Habichte damit belegt wurden, konnte ſelbſtverſtändlich keine Verwechslung ſtattfinden, wiewohl auch damals ſchon viele junge Füchſe für junge Wölfe bezahlt wurden, bis man die weiße Schwanzſpitze des Fuchſes als untrügliches Zeichen erkannte. Heutzutage, wo die großen Raubthiere ſo gut wie nicht mehr bei uns anzutreffen ſind, hält man ſich an kleinere Thiere, und da wird theils aus Unkenntniß, theils aus Eigennutz, enormer Schaden angerichtet und der dem Menſchen ſo nützliche Mäuſebuſſard muß in der Regel des frechen Habichts Zeche bezahlen. Als paſſionirter Jäger habe ich in meiner Jugend alle derartigen Jagden mitgemacht und meine lange präparative Praxis hat mich ſpäter noch mehr davon überzeugt, welcher namenloſe Vandalismus von Seiten der Jäger gegen alles Raubzeug getrieben wird. So kenne ich Jagdvereine in verſchiedenen

Theilen Deutſchlands, welche ziemlich vieles Geld dafür ausgeben, daß ſie im Frühjahr ſämmtliche Raubvögelhorſte ihrer Eier und Jungen berauben laſſen. Man läßt ſolches gemeinſchädliche Vergehen ganz ruhig gewähren, weil man höheren Orts die Sache ſelbſt nicht beſſer kennt. Nach meiner langjährigen Erfahrung kommen in einem Jagdrevier von einiger Bedeutung immer ſechs bis acht Buſſardhorſte vor, ehe man auf den eines Habichts oder Sperbers ſtößt. Das Gleiche findet ſtatt mit den Horſten von Thurm- zum Lerchenfalken, mit denen des Wespenbuſſards zum Horſt der beiden Gabelweihen, kurz überall muß der Unſchuldige für den Schuldigen büßen. Macht man die praktiſchen Jäger auf ihre Unkenntniß aufmerkſam, ſo nehmen ſie ſolches ſehr übel und doch werden ſie im nächſten Augenblick einen jugendlichen Habicht für einen ganz anderen Vogel als den alten Habicht halten. Ich kann die aufrichtige Verſicherung geben, daß mir dergleichen Verwechſelungen praktiſcher Jäger weit öfter vorkommen als man nur irgend erwarten ſollte. Wie ich ſchon oben geſagt habe, muß alles, was krumme Krallen hat, unweigerlich ſterben, denn der Jäger unterſucht nicht leicht oder nur ſehr ungern, was dieſer oder jener Raubvogel gekröpft hatte.

Auf der Uhu- oder Krähenhütte wird zur Herbſtzeit, wo die Feldjagd noch nicht offen und die ſchönen Septembertage bis noch Mitte Oktober vielleicht, dem Raubvogelzuge obgelegen. Es gewährt eine ſchöne Unterhaltung für paſſionirte Jäger, die Anfangs als kleine Punkte heranziehenden Raubvögel immer näher kommen und die Hütte umkreiſen zu ſehen. Wenn ſie nun endlich aufhaken und im nächſten Augenblick den tödtlichen Schuß erhalten, der ſie herab zur Erde bringt, ſo freut ſich des Jägers Herz ob ſolcher Ueberliſtung, der die Königsweihe erlegen iſt. Aber meiſtens ſind es leider Gottes wiederum die dummen Buſſarde, die am häufigſten zur Schlachtbank ziehen. Rühmte ſich doch laut Gloger einſt ein Naturkundiger, daß im Frühjahr 1855 in der Umgebung von Gotha gegen 400 Stück Rauhfußbuſſarde geſchoſſen worden ſeien. Anderwärts

geht es nicht viel beſſer zu, denn der müßige Menſch will Unterhaltung haben und Entſchuldigungsgründe ſind leicht erdacht und werden ohne Nachdenken entgegengenommen, wie wir ja an der würzburger Amſelgeſchichte zur Genüge erſehen haben. Daß der Jäger von ſelbſt das Buſſard- und Thurmfalkenſchießen einſtellen wird, iſt nicht zu denken, und daß die Geſetzgebung ohne beſondere Veranlaſſung dagegen einſchreiten wird, iſt eben ſo fraglich. Der Anſtoß dazu muß von Seiten der Landwirthſchaft erfolgen, denn dieſe leidet in höchſt bedenklicher Weiſe durch die Raubvogelvernichtung. Ich weiß nun freilich, daß man auf praktiſche Erfahrung wenig, deſto mehr aber auf theoretiſche Beweisführung achtet, wenn dieſelbe mit großer logiſcher Gründlichkeit vorgeführt wird. Dieß hält mich jedoch nicht ab, aus meiner Praxis hier einige zuverläſſige Angaben anzufügen.

Bei Füchſen und Wildkatzen traf ich zur Herbſt- und Winterzeit immer nur Feldmäuſe und zwar bis zur Kenntlichkeit von 35—40 Stück im Magen. In früheren Jahren, jetzt aber nie mehr, erhielt ich bei hohem Schnee Füchſe, welche auf den Schindangern ſich vollgefreſſen hatten. Siehe Weiteres darüber unter „Schindanger". Die größte Schädlichkeit von Füchſen und Wildkatzen iſt in der Zeit, wo ſie Junge haben, denn mit Mäuſen allein gehen ſie nicht zu Bau. Die Jungen haben größeren Appetit, der nur mit größerem Raub geſtillt werden kann. Sobald junge Füchſe und Wildkatzen den Bau verlaſſen haben, werden ſie zum Mäuſefang angeleitet und dabei bleibt die Geſellſchaft bis zum hohen Schnee, der ihnen die Mäuſe verbirgt.

Der Dachs, welcher gleichfalls ein vortrefflicher Mäuſefänger iſt, liebt auch vieles Gewürm und Schnecken. Außerdem iſt er zum Herbſt auch großer Freund von Beeren und Früchten und richtet in den Weinbergen nicht ſelten große Verheerungen an, weßhalb er dort ſehr verfolgt wird.

Der Iltis, welcher nicht zu klettern vermag, iſt neben den Mäuſen auch den Waſſerratten an Teich- und Fluß-

ufern ſehr gefährlich, weßhalb er dort ganz beſonders geſchont werden ſollte. Mit beſonderer Vorliebe kämpft er auch mit Kreuzottern, deren Gift ihm wie dem Igel nichts ſchadet. An Orten, wo dieſe Schlangenart vorkommt, ſollten Iltis und Igel ſtrengſtens geſchont werden.

Baum- und Steinmarder freſſen zwar auch manche Maus, indeſſen durchaus nicht in dem Grade, daß ihre Beihilfe zur Mäuſevertilgung hoch anzuſchlagen wäre. Im Gegentheil müſſen ſie als mehr ſchädlich betrachtet werden.

Das Hermelin und das Mauswieſel ſind zum Mäuſefang wie geſchaffen, obgleich das erſtere auch gern mit größeren Thieren anbindet. Letzteres habe ich einigemal aus den Schlingen der Maulwurfsfänger ſelbſt ausgelöſt, was mir Beweis genug iſt, daß das Werk dieſer Leute ganz überflüſſig wird, da das Wieſel jedenfalls den Maulwurf ebenſo leicht gefangen haben würde wie die Fänger ſelbſt. Das kleine oder Mauswieſel iſt als ein durchaus nur nützliches Thier zu betrachten und deßhalb in jeder Weiſe zu ſchonen. Wo es irgend geht, ſollte man für deſſen Aufenthalt an Hohlwegen, Sandgruben oder ſonſtigen Gelegenheiten loſe Steinhaufen errichten, oder wo ſolche nicht zu haben ſind, durch Anpflanzung von Dorngebüſch ſorgen.

Die Buſſarde. Wir haben deren drei zu verzeichnen. Den nordiſchen Rauhfuß, der wie ein Steinadler bis an die Zehen befiedert und gefleckt und gebändert iſt. Er kommt mit Eintritt des Winters aus Norwegen, Schweden und dem nördlichen Rußland zu uns bis ins mittlere Deutſchland, nur in wenigen Individuen und äußerſt ſelten auch ins ſüdliche Deutſchland, und zieht mit dem erſten Frühlingswetter wieder heimwärts. Dann haben wir den gewöhnlichen Mäuſebuſſard und den im Frühling bei uns ankommenden Weſpenbuſſard, der nur als Sommergaſt zu betrachten iſt. — Die Buſſarde ſind vermöge ihrer großen Flügel nur zum langſamen Schweben in der Luft gebaut und daher nicht geeignet, andere Beute als Mäuſe, Hamſter, Lemminge und Inſekten zu verfolgen, was nur den kurz-

oder ſpitzflügligen Raubvögeln, wie Falken und Habichten, möglich iſt. Die beiden erſtgenannten ſind daher als Mäuſefänger längſt bekannt, denn jeder derſelben verlangt täglich 15, 20 bis 25 Mäuſe zu ſeiner Nahrung, wie ich an vielen Hunderten derſelben, die ich zu den verſchiedenſten Jahreszeiten und in ſehr verſchiedenen Ländern unterſucht, nachzuweiſen im Stande bin. Nur ein einziges Mal traf ich einen, der ein Repphuhn gekröpft hatte, was er entweder einem Habicht abgejagt oder aber verendet gefunden haben kann. Im Frühjahr, wenn der Mäuſebuſſard Junge hat, iſt er aber keineswegs vom Jagdfrevel freizuſprechen, denn zu dieſer Zeit trägt er ſehr gern einen jungen Haſen oder ſonſt ein junges Repphuhn ſeinen Jungen in den Horſt, weil die Mäuſe eben doch zu klein für ſeinen oft weiten Flug ſind. Sobald die Jungen aber flügge ſind, werden ſie nur auf den Mäuſefang unterrichtet, dem alle bis in den Winter hinein obliegen. Wenn nun aber im Winter hoher Schnee liegt und weder Mäuſe noch Maulwürfe mehr zum Vorſchein kommen, dann müſſen die Buſſarde ſich auch nach anderer Nahrung umſehen. In früheren Jahrzehnten friſteten ſie ihr Leben auf den „Schindangern", die ihnen hinreichende Nahrung boten, während zur Nachtzeit die Füchſe, Marder und Iltis daſſelbe thaten. Damals hörte man noch wenig Klagen der Jäger über Schädigungen der niederen Jagd, denn Haſen und Hühner blieben ziemlich unbehelligt. Seit der Zeit aber, wo aus ſanitätlichen Rückſichten alles geſtorbene Vieh vergraben oder techniſch verwendet werden muß, findet das Raubzeug keine Nahrungsfriſtung mehr. Eine Folge davon iſt nun die, daß die Füchſe womöglich die Haſen und die Buſſarde und Habichte die Hühner im Lager aufſuchen und verzehren. Wenn dann der Winter aufgeht, dann iſt dieſes Wild bereits ſo ſtark vermindert, daß nur wenig mehr für den neuen Satz im Frühjahr übrig bleibt, und hierin iſt der hauptſächlichſte Grund unſerer heutigen Klagen über die Verminderung der Jagd zu ſuchen. — Wer daher, ſo abſonderlich dieß in manchen Jägerohren klingen mag, ſeine Jagd in gutem Zuſtand erhalten will,

der muß bei hohem Schnee nicht nur das Wild, ſondern auch das Raubzeug füttern, wozu die Landwirthſchaft geſtorbene Thiere genug liefert, die man zerſtückelt auf das freie Feld werfen kann. Zu beobachten dabei iſt nur, daß man an ſolchen Plätzen nicht auf das Raubzeug ſchießt, damit es nicht verſcheucht werde. Die Beobachtung dieſer Vorſicht kann allein den Beſtand der Haſen und Hühner bis ins Frühjahr zahlreich erhalten, eine Vorſicht, die der bloß dreijährige Jagdpächter wohl nur ſelten ausführen dürfte, und worin ein ſprechender Beweis der Verwerflichkeit dieſer Pachtzeit liegt. In manchen Gegenden fangen die Buſſarde auch viel Schlangen, Blindſchleichen und Fröſche und betheiligen ſich auch lebhaft am Heuſchreckenfang. Der Weſpenbuſſard, welcher zumeiſt den Hummelneſtern, aber ſonſt auch anderen Inſekten und den Mäuſen nachgeht, kommt ſeiner Minderheit wegen wenig in Betracht.

Der Thurm- oder Rüttelfalk iſt ein nur nützlicher Raubvogel, den der Landwirth ſehr zu ſchätzen weiß. In manchen Gegenden werden ihm zu lieb Körbe an die Dachgiebel gehangen, die er gern zum Niſten benützt. Leider wird er von unkundigen Jägern aber vielfach erlegt.

Sämmtliche Eulen mit Ausnahme des Uhus ſind äußerſt nützlich, indem ſie außerordentlich viel Mäuſe fangen. Leider werden ſie ihres abſonderlichen Ausſehens und Benehmens wegen vom Landvolk ſtets verkannt und verachtet, mißhandelt und vernichtet. Schleiereulen, welche beiſpielsweiſe auf den Kornböden Zutritt haben, ſäubern dieſelben viel ſchneller von Mäuſen als die beſten Katzen, die das Getreide ſo gern verunreinigen, was die Eulen nicht thun. Man ſollte an jedem Kornboden ein Fenſter haben, welches am Tage gegen die Tauben verſchloſſen, gegen Abend aber für die Eulen geöffnet werden ſollte, was gut mit einer Zugſchnur zu bewerkſtelligen iſt. In manchen Wintern gehen leider viele derſelben durch Hunger zu Grunde; man ſollte daher Allem aufbieten, dieſe faſt zum Hausthier gewordene Eule nach Möglichkeit zu ſchonen.

Bei einem großen Baumkauz fand ich einſt einige

70 Stück Raupen vom Fichtenſchwärmer in Kropf und Magen; ſonſt frißt er viel Mäuſe, manchmal auch Vögel. Der Steinkauz, die Ohreule und die Sumpfeule ſind gleichfalls höchſt nützliche Thiere; die Letztere fand ich oft mit 9—10 Mäuſen im Magen.

Als durchaus ſchädliche Raubvögel müſſen der Habicht und der Sperber bezeichnet werden, die faſt nur Tauben, Hühner und kleine Vögel ſchlagen. Bei einem Sperber fand ich Ueberreſte von 5 kleinen Vögeln im Magen und Kropf; bei Habichten faſt nur Tauben, Rephühner und nicht ſelten auch Eichhörnchen. Gleich den Habichten verhalten ſich die echten Falken, die ihrer Seltenheit wegen jedoch weniger in Betracht zu ziehen ſind. Auch die Milane und Weihen ſind wirthſchaftlich nicht von großer Bedeutung, den jungen Hühnern jedoch ziemlich gefährlich.

Es darf hier nicht unerwähnt bleiben, daß gerade der Habicht und der Sperber faſt gar nicht auf den Uhu ſtoßen und daher ſelten auf der Krähenhütte erlegt werden. Des Habichts beſter Vertilger iſt der Habichtskorb, zu dem jedoch ein ſehr geſchickter und aufmerkſamer Jäger gehört. Auch werden viele beim Horſt im Juni erlegt. In neuerer Zeit hat ein ſpekulativer Induſtrieller ſich auf die Anfertigung von Raubvogelfallen verlegt, welche nach ſeiner Angabe etwa auf mannshohe Pfähle mit Brettchen befeſtigt und frei auf die Felder geſtellt werden. In dieſen Schlageiſen, die er beſonders für Habichte, Falken ꝛc. erfunden haben will, fängt ſich nun aber nie ein Habicht, denn dieſer Gauner kennt die Gefahr viel zu gut, die ihm droht, dagegen werden ſie nur von den ſorgloſen Buſſarden und zur Nachtzeit von Eulen beſucht, welche hier auf ſo ſchändliche Weiſe ihr Leben büßen müſſen. Ich kenne mehrere größere Reviere, wo dieſer vermeintliche Habichtsfang ſchon ſeit Jahren geübt wird, und noch nie wurde ein Habicht darin gefangen, weßhalb ich allen Ernſtes vor dieſen Fallen warnen muß.

Der weiße Storch, dieſer Liebling des Volkes, iſt ein Freund der Landwirthe, denn er frißt oft enorm viel Mäuſe und iſt darum nützlich; im Kleefeld aber frißt er gern

und viele Bienen und wird deßhalb den Bienenwirthen ſchädlich; ſehr ſchädlich iſt er aber der niederen Jagd, denn jedes junge Häschen, jedes Hühner-, Lerchen- und ſonſtige erdſtändige Vogelneſt, das er findet, wandert in ſeinen weiten Schlund. Der Jäger haßt ihn darum ſehr, und Sache der Landwirthe wird es ſein, den Storch nicht gar zu ſehr ſchützen zu wollen, weil ja die Jagd auch zu berückſichtigen iſt.

Der graue Reiher geht häufig aufs Feld mauſen. Einſt bekam ich einen ſolchen, der weit über 300 Grashüpfer verſchlungen hatte und deſſen Magen wie ein voller Tabaksbeutel davon förmlich raſſelte.

VII. Unter den Kriechthieren

verdient die Blindſchleiche unſere ganze Schonung, wie auch die Eidechſen, welche nur von Würmern und Inſekten leben. Von allen dieſen Thieren ſind aber die ſo verhaßten Kröten wahre Wohlthäter für uns, indem ihr ganzes Leben dem Fang von allerlei Würmern und Nacktſchnecken gewidmet iſt. Die Engländer wiſſen ihre Dienſte beſſer zu würdigen als wir, denn dieſe laſſen gegenwärtig ganze Kiſten voll aus Deutſchland holen, die ſie dann auf ihren Feldern ausſetzen, und Vetter Michel giebt ſolches zu! —

VIII. Das Fiſchereiweſen,

welches gegenwärtig eine kaum geahnte Betheiligung des Staates und des großen Publikums erfährt, iſt ganz dazu angethan, einer Menge bisher als unſchädlich betrachteter Vögel ihr allmäliges Ende zu bereiten. In den Gebirgsbächen, wo die Forellenzucht vorzugsweiſe betrieben wird, ſteht der lieblich ſingenden Waſſeramſel die Vernichtung bevor, weil einige Fiſchzüchter ſich über deren Verfolgung der Fiſchbrut beſchweren. Das Gleiche findet mit dem mehr im Flachland lebenden Eisvogel ſtatt, den einzelne Nimrode ſchon dem Hundert nach vertilgt haben. Eine unausbleibliche Folge weiterer Maßnahmen wird ſein, daß man den Meer-

ſchwalben und Möven, den Tauchern und Tauchenten und ſchließlich allen Wildenten den Vernichtungskrieg erklären müßte, was denn das tabula rasa unſerer Waſſerjagd ſein würde, und es dürften ſich alsdann wohl nur der ſchlaue Fiſchreiher und die vorſichtige Fiſchotter noch längere Zeit der Vernichtung entziehen.

Wenn nun auch der Hergang nicht mit der gleichen Schnelle zur Ausführung kommen dürfte, wie ich ihn hier geſchildert habe, ſo iſt deſſen Eintritt und Ende über kurz oder lang doch ebenſo gewiß, denn das Fiſchereiweſen iſt gegenwärtig ein Ideal materieller Volksbeglückung, dem zu lieb viele Konzeſſionen gemacht werden können, die ſich ſpäter doch als höchſt ſchädlich herausſtellen dürften. Es wird daher die Sache aller Jagd- und Naturfreunde ſein, die einſeitigen Maßnahmen dieſer an ſich höchſt verdienſtlichen Beſtrebungen nicht außer Acht zu laſſen, wozu die nächſte Fiſcherei-Ausſtellung in Berlin und deren Beſchlußnahmen wohl die beſte Gelegenheit bieten werden.

IX. Unter den Inſekten

verdienen die Ameiſen in Feldern und Wäldern ebenfalls unſere ganze Schonung, indem ſie die ſo verderblichen Blattläuſe, aber auch die Raupen außerordentlich vertilgen. Die Zerſtörung ihrer Haufen zur Vogelfütterung mit ihren Eiern, oder beſſer geſagt Puppen, wird daher von forſtlicher Seite möglichſt unterdrückt.

Die Hummeln und Bienen ſind als die Befruchterinnen der meiſten unſerer Kulturpflanzen bekannt und hängt bekanntlich der Saamengehalt des rothen Klees faſt nur von den Hummeln ab, deren längere Saugrüſſel dieſes am Meiſten bewerkſtelligen. Mit dem Verſchwinden der Feldhecken haben ſich die Hummeln ſehr verringert, was höchſt nachtheilig auf die Menge des Kleeſaamens wirkt. Man ſollte daher ſchon um der Hummeln wegen jedes entbehrliche Plätzchen mit Dornenhecken wieder bepflanzen, wenn dieſes nicht auch der Strauchvögel wegen ſchon dringend geboten wäre.

Was thut Noth?

Die dreijährige Jagdverpachtung iſt eine offenbare Schädigung des Naturhaushaltes, indem ſie zumeiſt von Perſonen ausgeführt wird, denen großentheils die nöthigen Kenntniſſe fehlen, und die auch kein Intereſſe dabei haben, ſich am Naturſchutz zu betheiligen. Aus dieſem Grunde wird die Einführung einer zehnjährigen Pachtzeit ſich immer dringender herausſtellen.

Außerdem ſollten zur Ausübung der Jagd nur ſolche Perſonen zugelaſſen werden, welche im Stande ſind, eine genaue Kenntniß, nicht nur der Jagdthiere, ſondern aller höheren Thiere, die ſich im betreffenden Jagdrevier vorfinden, nachweiſen zu können.

Auf die Erhaltung alter hohler Bäume an Feldwegen und in den Wäldern müßte beſondere Rückſicht genommen werden, da ſie die Heimſtätten der Fledermäuſe, Eulen, Spechte, Hohltauben, Staare ꝛc. ſind. In gleicher Weiſe ſind Dorngeſtrüppe und Strauchwerk an Hohlwegen und Böſchungen zu erhalten, da dieſe wieder die Aufenthaltsorte der Igel, Wieſel, Spitzmäuſe, vieler Bodenvögel und Mooshummeln ſind.

Das Tödten und Fangen der Fledermäuſe, Igel, der kleinen Wieſel, ſämmtlicher Eulen (mit Ausnahme des Uhus), der Buſſarde und Thurmfalken und ſämmtlicher inſektenfreſſenden Vögel müßte ohne Ausnahme ſtreng verboten, beziehungsweiſe auch beſtraft werden. Das Tödten der Maulwürfe ſollte nur dann erlaubt ſein, wenn angewendete Vorſichtsmaßregeln zu ihrer Abhaltung fruchtlos geblieben ſind.

Das Maikäferſchütteln iſt in Rückſicht der unausbleiblichen Zerſtörung vieler tauſend Vogelbruten gänzlich zu verbieten.

Die Fütterung des Raubzeugs bei hohem Schnee mittelſt ausgeworfener zerſtückter Thierkörper iſt für die Er-

haltung der Niederjagd zum gemeinsamen Interesse des Jägers und Landwirthes zu machen.

Der seit Jahrhunderten bestehende Vogelfang in Italien, Frankreich, der Schweiz, Tirol ꝛc. kann nur durch unser moralisches Beispiel beseitigt werden, weßhalb auf die Abschaffung des Drossel- und Lerchenfanges bei uns zu allernächst hinzustreben ist. So lange wir diesen nicht beseitigen, haben wir auch kein Recht, solches von anderen Nationen zu verlangen. Auf einige Feinschmecker sollte dabei keine Rücksicht genommen werden.

Der Schnepfenstrich bildet seit Jahrhunderten ein Hauptvergnügen unserer schießlustigen Jägerwelt, genau ebenso wie der Vogelfang in Italien für die niedere Bevölkerung. Seit der sehr bemerkbaren Abnahme der Waldschnepfen haben schon viele Stimmen sich vergeblich gegen dieses Frühjahrsvergnügen einzelner unverbesserlicher Nimrode erklärt und nachgewiesen, daß für jede Waldschnepfe, welche im Frühjahr geschossen wurde, 5—6 feiste Herbstschnepfen erlegt werden könnten. Trotz dieser auch von anderen Seiten vielfach bestätigten Thatsache bleibt das Schießen der Waldschnepfen im Frühjahr unangefochten, weil es eben zu denjenigen Dingen gehört, von denen Göthe im Faust sagt: „Es erben sich Gesetz und Rechte wie eine ew'ge Krankheit fort." — Wie viele Hunderttausend Schnecken und sonst schädliches Gewürm würde eine Waldschnepfe mit ihren Jungen wohl vertilgt haben, wenn man ihr im Frühjahr das Leben gelassen hätte! Ich frage daher, ob in gegenwärtiger Zeit das Schnepfenschießen im Frühjahr noch zu entschuldigen sein wird? —.

Das Sammeln von Kibitz-Eiern und denen der Seevögel sollte nach Möglichkeit erschwert und das Eiersammeln aus Liebhaberei zugleich untersagt werden, da sich nachweisen läßt, daß gerade hier ein größerer Unfug getrieben wird als der Unkundige irgend vermuthet, denn die Einbürgerung von Zwergtrappen bei uns läuft durch die Unkenntniß vieler Jagdbeflissenen wie durch die Wegnahme ihrer Eier durch die Sammler und ihre Helfer eben so sehr Gefahr,

wieder zu Nichte gemacht zu werden, wie vor etwa 20 Jahren die des Flughuhns unmöglich gemacht wurde. Ganz ähnlich geht es dem Kukuk, der um seiner geheimnißvollen Fortpflanzung wegen fortwährender Verfolgung ausgesetzt ist und wegen dessen Eier Tausende von Nestern anderer Vögel zerstört werden.

Das Schießen von Seevögeln in den Badeorten zur bloßen Belustigung einzelner Personen wäre zugleich zu verbieten.

Der naturhistorische Unterricht in den Elementarschulen müßte mehr auf praktischen als auf theoretischen Grundlagen basirt werden. Unter diesen praktischen Grundlagen ist vorzugsweise der Einfluß der verschiedenen Organismen im Naturhaushalt zu verstehen, denn nur dadurch erhält der Unterricht seine wahre Bedeutung für den Volkswohlstand und das Interesse des Schülers seinen greifbaren Boden, welcher ihn den Zweck desselben erkennen lehrt. — Das Kind lernt das Mineral, die Pflanze und das Thier zuerst als Ganzes kennen und frägt nicht, aus welchen Theilen es zusammengesetzt ist. Darum bilden die Lebensbeschreibung und die angewandte Naturgeschichte das Hauptinteresse des jugendlichen Alters, das nach Möglichkeit gepflegt werden sollte. Das wissenschaftliche Interesse kommt mit dem reifenden Verstand allmälig von selbst und bildet sich alsdann um so schneller aus, als es dann auf praktischer Erfahrung und Lebensanschauung fußend die mehr theoretischen Begriffe leichter verstehen lernt.

Für kleinere unbemittelte Schulen würden ausgesuchte Wanderſammlungen jedenfalls sehr zu empfehlen sein, mit welchen sich auch geeignete Vorträge leicht verbinden ließen.

Der freundliche Leser, welcher mir bisher aufmerksam gefolgt ist, wird erkannt haben, daß ich ohne Rücksicht die Schwächen, Schäden und Sünden der menschlichen Gesellschaft gegenüber dem Naturleben mit hellem Licht beleuchtet habe, wozu mir meine praktische Lebensrichtung allerdings

ſehr behülflich war; denn nur Wenigen dürfte es vergönnt ſein, gerade dorthin ihre Blicke zu werfen, wo der Natur am meiſten Abbruch gethan wird. Daß geholfen werden muß, davon werden gewiß alle meine Leſer überzeugt ſein; weil aber nicht eher geholfen werden kann, bevor nicht die Stimme des Volkes ſich bemerkbar gemacht hat, darum habe ich dieſes kleine Schriftchen geſchrieben und darum erwarte ich, daß das Volk ſich über die Nothwendigkeit der Abhilfe entſchieden ausſpricht, denn ſchon bei den alten Römern galt der Sinnſpruch:

„Die Stimme des Volkes iſt die Stimme Gottes!“

Möge dieß nicht irre geleitet werden!

Verlag von Levy & Müller in Stuttgart.

Neue Volksbibliothek.

I. Band.

Preis eines jeden Heftes 20 Pfg.

Heft 1. Der deutsch-französische Krieg 1870–71. Von Einem, der dabei gewesen.
„ 2. **Paulus, Ph. M. J.** Die Waldmenschen und Gibbon oder die menschenähnlichen Affen.
„ 3. **Paulus, Ph.**, Direktor. Joh. Fr. Flattich, ein Sokrates unserer Zeit.
„ 4. **v. Palmer**, Prof. Dr. Die Civilehe innerhalb der evangelischen Christenheit.
„ 5. **Fraas**, Prof. Dr. Unser Untergrund und das Stuttgarter Bohrloch.
„ 6. **Paulus**, Dr. J. Das heilige Land nach eigener Anschauung.
„ 7. **Paulus, Ph. M. J.** Bilder aus dem Leben der Säugethiere.
„ 8. **Oesterlen**, Prof. Dr. O. Die Kindersterblichkeit.
„ 9. **Hoffmann**, Dr. W. Oberhofprediger und Generalsuperintendent. König Friedrich Wilhelm IV. Ein geschichtliches Charakterbild.
„ 10. **Paulus**, Dr. W. Arminius der Cherusker und die Schlacht im Teutoburger Walde.

II. Band.

Der zweite Band **complet** kann nach Belieben entweder in getrennten Heften oder in einem Bande broschirt **zu dem bedeutend ermäßigten Preise von Mk. 3. —**, hübsch cartonirt **Mk. 3. 50.** bezogen werden. — **Einzeln** sind die Hefte nur zu den beigesetzten Preisen käuflich.

Heft 1. **Kuglige**, Prof. H. Das Poetische in der bildenden Kunst . . . . . M. — 60 ₰
„ 2 u. 3. **Schönberg**, Prof. Dr. G. Die sittlich-religiöse Bedeutung der socialen Frage . . . . . M. — 60 ₰
„ 4. **Paulus**, Dr. J. Das heilige Land. II. Die Gebirge und Städte Judäas . . . . . M. — 20 ₰
„ 5. **Kugler**, Prof. Dr. B. Martin Luther und Franz von Sickingen . . . . . M. — 60 ₰
„ 6. **Schwabe**, Prof. Dr. L. Ueber Volk und Sprache M. — 60 ₰
„ 7 u. 8. **Wilbrand**, Prof. Dr. **Julius**. Von den Lebensaltern des Menschen und der menschlichen Lebensdauer . . . . . M. 1. —

Heft 9 u. 10. **Niemeyer**, Sanitätsrath Dr. Die Lungenschwindsucht. Eine „Geißel" der civiliſirten Geſellſchaft . . . . . M. 1. —

„ 11 u. 12. **Philippſon**, Prof. Dr. M. Wallenſtein . M. — 60 ₰

„ 13 u. 14. **Kluckhohn**, Prof. Dr. A. Karl Freiherr von Stein . . . . . M. — 60 ₰

„ 15. **Kugler**, Prof. Dr. B. Pfalzgräfin Eliſabeth Charlotte, Herzogin von Orleans . . . . M. — 60 ₰

„ 16—18. **Pfleiderer**, Prof. Dr. O. Joh. Gottl. Fichte. Lebensbild eines deutſchen Denkers u. Patrioten. M. 1. 40 ₰

„ 19 u. 20. **Köſtlin**, Dr. H. A. Carl Maria von Weber. Friedrich Silcher . . . . . M. — 60 ₰

III. Band.

☞ Der dritte Band **complet** kann nach Belieben entweder in getrennten Heften oder ſpäter auch in einem Bande broſchirt **zu dem bedeutend ermäßigten Preiſe von Mk. 3. —**, hübſch cartonirt **Mk. 3. 50.** bezogen werden. — **Einzeln** ſind die Hefte nur zu den beigeſetzten Preiſen käuflich.

Heft 1. **v. Lübke**, Prof. Dr. Das Kunſthandwerk in Vergangenheit und Gegenwart . . . . . M. — 60 ₰

„ 2—4. **Baas**, Dr. **J. Hermann.** Die anſteckenden Kinderkrankheiten. I. Maſern 60 ₰
II. Keuchhuſten, Croup, Diphtheretis 60 ₰
III. Scharlach, Blattern 60 ₰ M. 1. 80 ₰

„ 5. **Dürr**, Prof. Dr. Fr. Der römiſche Circus und die Circusſpiele . . . . . M. — 60 ₰

„ 6. **Weitbrecht**, Dr. **Richard.** Johann Fiſchart als Dichter und Deutſcher . . . . . M. — 40 ₰

„ 7. **Lang, Paul.** Gärung und Klärung. Ein Stück aus Schiller's Leben . . . . . M. — 40 ₰

„ 8. u. 9. **Weitbrecht, Carl.** Was iſt's mit der Socialdemokratie? . . . . . M. — 60 ₰

„ 10. **Zöller**, Prof. Dr., k. k. Regierungsrath. Juſtus von Liebig und die Landwirthſchaft . . . M. — 50 ₰

Die Verlagshandlung

Stuttgart.

Levy & Müller.

Druck von Hammer & Liebich in Stuttgart.

1881 . 2307

Die Praxis der Naturgeschichte.

Ein vollständiges Lehrbuch

über

das Sammeln lebender und todter Naturkörper; deren Beobachtung, Erhaltung und Pflege im freien und gefangenen Zustand; Konservation, Präparation und Aufstellung in Sammlungen etc.

Nach den neuesten Erfahrungen bearbeitet.

Drei Theile.

Dritter Theil:

Naturstudien.

Zweite Hälfte.

Allgemeiner Naturschutz; Einbürgerung fremder Thiere und Gesundheitspflege gefangener Säugethiere und Vögel.

Bearbeitet

von

Ph. L. Martin u. Sohn.

Die Pflege gefangener Reptilien und Amphibien nebst Pflege und Züchtung der Makropoden

bearbeitet von

Bruno Dürigen.

☞ Mit dieser zweiten Hälfte des III. Theils schliesst die „**Praxis**“ ab und liegt somit nun vollständig vor!

Zur gefälligen Beachtung.

Meine Sammlung lebensgrosser, nach ihren Ueberresten modellirten urweltlichen Thiere, beabsichtige ich thunlichst zu vervollständigen und alsdann in einer grossen Stadt, unter geeigneten Verhältnissen zur Aufstellung zu bringen. Naturhistorische Institute oder unternehmungslustige Privatpersonen, welche entweder auf eigene Rechnung oder als Theilnehmer sich meinen Bestrebungen anzuschliessen beabsichtigen, wollen ihre Offerten gefälligst an meine Adresse richten.

Stuttgart im Oktober 1881.
Werderstrasse 9.

L. Martin.

Im Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig erscheint:

Illustrirte
Naturgeschichte der Thiere.

Herausgegeben von

Philipp Leopold Martin.

Mit zahlreichen Illustrationen von **F. Specht, R. Friese, R. Kretschmer, E. Schmidt, A. Göring, H. Braune, L. Martin jun. u. A.**

Zwei Bände.

I. Band,

bearbeitet von **P. L. Martin.**

I. Abtheilung: Säugethiere II. Abtheilung: Vögel.

II. Band,

I. Abtheilung: Kriechthiere u. Lurche, bearbeitet von **Dr. F. Knauer.** — Fische, bearbeitet von **Dr. F. Heincke.**

II. Abtheilung: Insekten u. Spinnthiere, bearbeitet von **Dr. E. Rey.** — Krustaceen und niedere Thiere, bearbeitet von **Dr. F. Heincke.**

In ungefähr 50 Heften. Preis des Heftes 30 Pfge.

Martins Illustrirte Naturgeschichte erscheint in ungefähr 50 Heften elegant ausgestattet mit zahlreichen Textillustrationen und Separatbildern nach Originalzeichnungen bewährter Thiermaler.

Der Preis jedes Heftes beträgt nur 30 Pfennig. Das erste Heft ist von allen Buchhandlungen zur Ansicht zu erhalten; die Fortsetzung wird in regelmässiger Folge ausgegeben.

In allen Buchhandlungen sind die erschienenen Hefte nebst einem **illustrirten Prospekt** zu haben.

Die Praxis

der Naturgeschichte.

Ein vollständiges Lehrbuch

über

das Sammeln lebender und todter Naturkörper, deren Beobachtung und Pflege im freien und gefangenen Zustand etc.

Nach den neuesten Erfahrungen bearbeitet

von

Philipp Leopold Martin.

Dritter Theil.

Zweite Hälfte der Naturstudien:
Allgemeiner Naturschutz etc.

Weimar, 1882.
Bernhard Friedrich Voigt.

Naturstudien

Zweite Hälfte.

Allgemeiner Naturschutz; Einbürgerung fremder Thiere und Gesundheitspflege gefangener Säugethiere und Vögel.

Bearbeitet

von

Ph. L. Martin und Sohn.

Die Pflege gefangener Reptilien und Amphibien nebst Pflege und Züchtung der Makropoden

bearbeitet

von

Bruno Dürigen.

Weimar, 1882.
Bernhard Friedrich Voigt.

Vorrede.

Seit einem halben Säkulum sind Ungezieferschäden mit jedem Jahr häufiger geworden und unablässig treten neue Kämpfer auf, die dem Menschen das Monopol der Bodenwirthschaft in Feld und Wald streitig machen. Man suchte vergeblich sich dagegen zu wahren und erhob die bittersten Klagen ob dieser Zerstörung, aber wie das so häufig geschieht; die eigentliche Ursache dieses Uebels erkannte man nicht und die Wenigen, welche dasselbe erkannten, hörte man nicht, weil deren Rathschläge gegen die fortschrittliche Richtung der Zeit ankämpften.

Einer der eifrigsten Vorkämpfer gegen diese Kalamität war der vor mehreren Jahren verstorbene Dr. Gloger, welcher im Schutz der Vögel und anderer insektenfressenden Thiere die alleinige Abhilfe erkannte und dieses durch mehrfache Volksschriften kund gab. Seinem Beispiel folgten später Giebl, die Gebrüder Müller, Karl Russ u. a. und auch ich schloss mich durch „Unsere Sänger in Feld und Wald" und „Mensch und Thierwelt

im Haushalt der Natur", diesem Streben an. So vielfach diese Schriften auch gelesen wurden, so haben sie doch noch nicht vermocht, das erforderliche Leben in die grosse Masse zu bringen, weil eben der anzustrebende Erfolg nur ein indirekter ist, dessen Früchte erst später zu Tage treten. An den der Bodenkultur dienenden Fachschulen war die Lehre vom „rationellen Betrieb" viel zu sehr zum Evangelium gemacht worden als dass man der Selbsthilfe der Natur auch naturgemässe Aufmerksamkeit geschenkt hätte. Aber trotzdem haben ernster Denkende sich doch nicht abhalten lassen, denn an vielen Orten unseres weiten Vaterlandes haben sich Vereine gebildet, welche den „Schutz der Vogelwelt" auf ihre Fahnen geschrieben haben und bemüht sind nach Kräften dafür zu wirken, wenn auch nicht verschwiegen werden darf, dass dabei noch viele Missgriffe bestehen.

Inzwischen bin ich nun beim Vogelschutz allein nicht stehen geblieben, sondern erkannte bald, dass das freie Naturleben viel grösseren Schädigungen unterliegt als man bei den fortschrittlichen Bestrebungen unserer Zeit nur irgend vermuthet. Im ersten Kapitel habe ich unter „allgemeinem Naturschutz" alles zusammengetragen, was die Natur seitens des Menschen zu erleiden hat und da zeigt sich denn, dass gerade der sogenannte civilisirte Mensch zu ihrer Zerstörung das Meiste beiträgt und dass, wie gegenwärtig in Nordamerika geschieht, sein Unverstand sogar das Klima der nördlichen Halbkugel gänzlich umwandelt und seine Existenz zu gefährden droht, wenn nicht sofort dagegen eingeschritten wird.

Nicht minder habe ich es für meine Pflicht gehalten,

das goldene Kalb unserer materiellen Zeitrichtung, den Freihandel in das gehörige Licht zu stellen, welcher nicht nur die Welt in allen Klimaten, selbst bis zu den eisigen Polen in eine Einöde verwandelt, sondern sogar durch seinen Bundesgenossen, dem Schnaps, vollständig zu entsittlichen trachtet. Ich bin weder Frömmler noch Moralist, aber noch viel weniger Nationalökonom, sondern nur Naturalist und habe daher nur zeigen wollen, was von diesen Seiten aus hätte geschehen sollen, aber nicht geschehen ist.

In den beiden Kapiteln „Einbürgerung fremder" und „Gesundheitspflege gefangener Thiere," habe ich mit meinem Sohn Paul, welcher praktischer Thierarzt ist, die neuesten Erfahrungen auf diesem Gebiete zusammengetragen und glaube ich, dass wir manchem unserer Leser damit einen erwünschten Dienst geleistet haben.

In gleicher Weise hat auch Herr Dürigen, der bekannte Redakteur der Zeitschrift „Isis" seine Aufgabe gehandhabt und über die Pflege gefangener Kriechthiere etc. mit seinen praktischen Erfahrungen mir zur Seite gestanden und den Freunden dieser Thiere jedenfalls manchen wichtigen Rath ertheilt, in welcher Richtung soviel ich weiss, nur die Arbeiten des Professor Dr. Knauer, Mitarbeiter an meiner gegenwärtig erscheinenden „Illustrirten Naturgeschichte der Thiere," Leipzig, Verlag von Brockhaus, zur Seite stehen.

Wenn ich nun in diesem Schlusstheil meiner „Praxis der Naturgeschichte," die mir anfänglich gestellten Aufgaben zur Zufriedenheit meiner geschätzteu Leser gelöst

haben sollte, so darf ich mich wohl der Hoffnung hingeben, dass das, was ich über „allgemeinen Naturschutz" geschrieben habe, auch die wärmste Theilnahme und Bethätigung finden wird, denn davon bin ich fest überzeugt, dass gleich mir, noch Millionen Herzen dafür schlagen, darum erkennen wir auch als die höchste und edelste Aufgabe unserer Zeit: den Schutz der Natur!

Stuttgart im Oktober 1881.

L. Martin.

Inhaltsverzeichniss.

	Seite
I. Allgemeiner Naturschutz	1
Natur und Mensch	—
Pflanzenleben und Klima	4
Mensch und Thierwelt im Haushalt der Natur	10
a) Unbedingt nützliche Thiere	—
Schelch, Elch, Ur und Wisent	11
Bison	—
Der Pelzhandel	12
Elfenbeinhandel	13
Elefantenschutz	16
Robbenschlag und Walfischfang	—
Das Borkenthier	17
Das Walross	—
Pelzrobben	18
See-Elefant	19
Die eigentlichen Seehunde	20
Der Walfang	—
Die Thiervernichtung in Europa	—
b) Nützliche oder schädliche Thiere	24
Schutz der Fledermäuse	25
Die Wichtigkeit des Maulwurfs	—
Der Igel	—
Die Spitzmäuse	26
Die grossen Raubthiere	—
Die Füchse, Wild- und Hauskatzen	—

Seite

Die Marderarten 27
Der Fischotter . . . . . —
Der Dachs . . . . . —
Die Schwalben . . . . . —
Die Nachtigallen, Grasmücken etc. 28
Die Spechte, Meisen und Drosseln 29
Der Wasserstaar 30
Kuckuck und Wiedehopf 31
Staar und Pirol 32
Die Lerchen . . . . . —
Die Körnerfresser unter den Vögeln . . . . . —
Die Wildtauben 33
Die Repphühner, Fasane und Wachteln . . . . —
Die Waldschnepfe . . . . . —
Die Trappen 34
Storch und Fischreiher . . . . . —
Pelekane, Kormorane etc. . . . . —
Enten aller Art, Schwäne etc. . . . . —
Möven und Meerschwalben . . . . . —
Die Raben 35
Die Saatkrähe . . . . . —
Raubvögel 36
Die Bussarde 37
Der Thurmfalk 39
Eulen . . . . . —
Die Gabelweihen oder Milane . . . . . —
Die Habichte und der kleine Sperber 40
Falken und Adler 41
Unabsichtliche Thiervernichtung . . . . . —
Leuchtthürme 42
Ueberirdische Telegraphen . . . . . —
Gefangene Vögel und Vogelfang 43
Eiersammeln und Eiersammlungen 44
Maikäfersammeln 45
Die künstliche Fischzucht 46
Schiesswaffen . . . . . —
Sprengstoffe 47
Gift . . . . . —
Vögel zu Damenputz 48
Die Mittel zur Abwehr . . . . . —
Die Naturgeschichte in den Schulen 52

II. Einbürgerung fremder Thiere 54

Das Alpaka 61
Das Rennthier . . . . . —
Der Yack 62
Die Straussenzucht . . . . . —

Seite

Geflügelzuchtvereine 63
Zur Lapinzüchtung 64
Photographische Aufnahmen lebender Thiere 65

III. Gesundheitspflege gefangener Thiere 67

Temperatur der Luft . . . . . —
Einfluss sinkender Temperatur 68
Winterschlaf 69
Auf die Kaltblütler . . . . . —
Der Kälteschlaf 70
Einfluss auf die Farben . . . . . —
Einfluss steigender Temperatur 71
Einfluss auf das Wachsthum 73
Einfluss auf die Produktion der Eier . . . . . —
Einfluss konstanter Temperaturen 74
Wechsel der Temperatur 75
Erkältungskrankheiten 76
Wärme der Luft 77
Schädlichkeit der heissen Luft . . . . . —
Wärmebedürfniss der verschiedenen Thierarten . . 79
Wärme im Affenhaus 80
Verunreinigungen der Luft 82
Mechanische Verunreinigung . . . . . —
Chemische Verunreinigung . . . . . —
Trockene Luft 84
Niederschläge . . . . . —
Feuchtigkeit der Luft . . . . . —
Feuchte Luft . . . . . —
Das Heimweh nach dem Urwald 85
Das Licht 88
Die Nährstoffe der Säugethiere 91
Die wichtigsten Salze der Nahrung 92
Die Eiweissstoffe 93
Die Fette . . . . . —
Zeit der Fütterung 95
Nahrung der Affen 97
Krankheiten der Affen 99
Nahrung der Raubthiere 107
Nahrung der Wiederkäuer 111
Nahrung der Vielhufer 115
Pflege der Haut 116

Die Krankheiten der Vögel 121

Verdauungsvorgang 122
Krankheiten der Verdauungsorgane . . . 123
Der akute Darmkatarrh . . . . . —
Die Darre 125

Seite

Hängebauch 125
Hängekropf 126
Eingeweidewürmer . . . . . —
Gregarinose 127
Croupöse Darmentzündung 129
Katarrh der oberen Luftwege . . . . . —
Der Luftröhrenwurm 132
Die Larve der Schaumcicade 133
Die Ursachen der Legenoth 135
Fliesseier 136
Das Ausrupfen der Federn 137
Knochenkrankheiten 138
Die Rhachitis 139
Osteomalacie . . . . . —
Krankheiten der Haut 140
Die Vogelmilbe . . . . . —
Der flechtenartige Ausschlag 141
Pocken des Geflügels 142
Milzbrand beim Hausgeflügel 143
Wuth 144

IV. Das Terrarium 145

Die Behälter 146
Terrarien ohne Heizung . . . . . —
1) Das Kisten-Terrarium . . . . . —
2) Das Gaze-Terrarium 147
3) Das Glas-Terrarium . . . . . —
Heizbare Terrarien 148
1) Das Terrarium mit direkter Lampenheizung . . . 149
2) Das Terrarium mit Warmwasserheizung 150
Aufstellung und Einrichtung der Terrarien . . 152
Sommer-Terrarien ohne Heizung 154
Heizbare Terrarien . . . . . —
Die Thiere fürs Terrarium 155
I. Schildkröten . . . . . —
I. Landschildkröten . . . . . —
1) Die griechische Landschildkröte 157
2) Die maurische Landschildkröte . . . . . —
3) Die breitrandige Landschildkröte 158
4) Die Sternschildkröte . . . . . —
5) Die Strahlenschildkröte . . . . . —
6) Die getäfelte Waldschildkröte . . . . . —
7) Die Köhlerschildkröte . . . . . —
8) Horsfields Landschildkröte 159
9) Die grünliche Landschildkröte . . . . . —
10) Die eckige Landschildkröte . . . . . —

Seite

11) Die Gelenkschildkröten 160
12) Die gemeine Dosenschildkröte . . . . . —
13) Die amboinische Dosenschildkröte 161
II. Sumpf- (Süsswasser-) Schildkröten . . . . . —
1) Die europäische Teichschildkröte 163
2) Die Waldpfuhlschildkröte 164
3) Muhlenbergs Sumpfschildkröte 165
4) Die Tropfenschildkröte . . . . . —
5) Die Bunt- oder gemalte Schildkröte . . . . . —
6) Die Höckerschildkröte . . . . . —
7) Die Pfauenaugen-Schildkröte 166
8) Die Antillen-Sumpfschildkröte . . . . . —
9) Die punktierte Sumpfschildkröte . . . . . —
10) Die kaspische Sumpfschildkröte . . . . . —
11) Die Schnapp- oder Alligator-Schildkröte 167
12) Klappschildkröten . . . . . —
13) Käferschildkröten 168

II. Panzerechsen . . . . . —
Der Kaiman . . . . . —

III. Schuppenechsen 169
a) Tejus und Warane . . . . . —
1) Der Teju . . . . . —
2) Der gemeine Waran 170
3) Der Sand- oder Wüstenwaran . . . . . —
4) Der Wasserwaran . . . . . —
b) Die eigentlichen Eidechsen . . . . . —
5) Die Perleidechse 175
6) Die grüne oder Smaragd-Eidechse 176
7) Mauer-Eidechse . . . . . —
8) Die Zauneidechse 178
9) Die Bergeidechse . . . . . —
10) Die schwarzgepunktete Eidechse . . . . . —
11) Die Kieleidechse 179
12) Der zauneidechsengrosse Sägefinger . . . . . —
13) Spanische Sandläufer . . . . . —
c) Seitenfaltler . . . . . —
14) Der Scheltopusik . . . . . —
15) Die Glasschleiche 180
d) Sand- oder Wühlechsen . . . . . —
16) Blindschleiche 181
17) Die Stutzechse . . . . . —
18) Der Skink 182
19) Aldrovandis Skink oder Ohrskink . . . . . —
20) Walzenechse oder der Tiligugu 183

Seite
21) Vierzehige Seps 183
22) Dreizehige Echse oder Erzschleiche . . . . . —
23) Johannisechse 184
c) Agamen . . . . . —
24) Hardun oder Schleuderschwanz . . . . . —
25) Dornschwanz 185
f) Leguane . . . . . —
26) Die gehörnte Krötenechse . . . . . —
27) Ringelagame 186
28) Der Leguan 187
g) Geckonen . . . . . —
29) Mauergecko 188
h) Chamaeleonten . . . . . —
30) Nordafrikanische Chamäleon . . . . . —
IV. Schlangen 189
a) Nattern 192
1) Die Schling- oder glatte Natter . . . . . —
2) Die Bordeaux- oder girondische Natter . . . . —
3) Die Ketten- und Sprenkelnatter . . . . . —
4) Die Aeskulapnatter 193
5) Die Leopardnatter . . . . . —
6) Die Treppennatter . . . . . —
7) Die Vierstreifennatter . . . . . —
8) Die Vierbindennatter oder Hühnerschlange . . . —
9) Die nordamerikanische gefleckte Natter 194
10) Die Zorn- oder grüngelbe Natter . . . . . —
11) Die Steignatter . . . . . —
12) Die Schwarznatter . . . . . —
13) Die Hufeisennatter . . . . . —
14) Trug- oder Katzennatter 195
15) Die Ringelnatter . . . . . —
16) Die Würfelnatter . . . . . —
17) Die Vipernatter 196
18) Nordamerikanische Wassernatter . . . . . —
b) Wüstenschlangen . . . . . —
19) Die Eidechsennatter . . . . . —
20) Die afrikanische Sandnatter . . . . . —
c) Sandschlangen . . . . . —
21) Die gemeine Sandschlange . . . . . —
d) Die Riesenschlangen . . . . . —
e) Giftschlangen 197
22) Unsere europäischen Ottern oder Vipern . . . . —
23) Hornviper . . . . . —

Seite
24) Die Kupfer- oder Mokassinschlange 197
25) Die Klapperschlangen und die Brillenschlangen . . 198
V. Amphibien . . . . . —
a) Frösche und Kröten 199
b) Geschwänzte Amphibien . . . . . —
Beschaffung der Nahrung 200
Erwerb und Versandt der Terrarien-Thiere . . 202
Anmerkung des Herausgebers 206
Anhang . . . . . —
Pflege und Zucht der Makropoden . . . . . —

Druckfehler.

Seite 44, Zeile 13 von oben, liess dem Vogelstand statt denen.
„ 63, „ 9 „ „ „ verkürzt statt verbürgt.
„ 72, „ 12 „ „ „ bei welcher statt welche.
„ 82, „ 6 „ „ „ Pekaris statt Uakaris.
„ 104 und 105 liess Jones statt Jonas.
„ 114, Zeile 16 von oben, liess Prschevalsky statt Poschavalskij.

I. Allgemeiner Naturschutz.

Natur und Mensch.

Bevor der Mensch den Schauplatz der Mutter Erde betreten konnte, mussten erst unzählbare Jahrtausende vergehen ehe die Natur den Kreislauf ihrer Schöpfungen vollendet hatte, um ihn als das letzte und vollkommenste Glied derselben, erschaffen und existenzfähig hinstellen zu können. Die „Geschichte der Erde" weist uns in ihren untrüglichen Versteinerungen den Wandel der allmählichen Entwickelung so überzeugend nach, dass mit vernünftigen Gründen kein Gegenbeweis mehr ernstlich zu führen ist. Aber ebensowenig wird es gelingen, den Glauben an ein höheres Wesen, an eine Gottheit oder wie wir dasselbe nennen wollen, zu untergraben, was das Bestreben eines irrsinnigen und rohen Materialismus ist. Freilich sind die Beziehungen des Menschen zum Naturleben so eng verknüpft, dass eine Besprechung derselben ohne Streiflichter auf die gegenwärtige Kultur und Politik zu werfen, geradezu unmöglich wird.

Betrachten wir das Leben wilder, oder noch wenig kultivirter Völker, so müssen wir anerkennen, dass dieselben fast immer der eigenen Existenz wegen einen gewissen Grad von Schonung gegen die umgebende Natur bewahren, welche sogar öfter durch religiöse Handlungen begleitet ist. So treffen wir bei den Indiern uralte Gebräuche, wo Haine, Wälder, Teiche u. s. w. für heilig erklärt und kein Thier daselbst getödtet werden durfte. Bekannt sind ferner ihre Thierspitäler, ihre Verehrung gewisser Affen und anderer Thiere mehr.

Die Thiermumien der alten Aegypter und ihre Geschichte weisen das Gleiche nach und dass sie sogar einen Kultus für einzelne pflegten, das wissen wir durch ihre Verehrung des Apis und der zahllosen Katzen die sie besassen. Nicht minder sehen wir bei den heutigen Arabern und Türken, welche Verehrung sie gegen einzelne Thiere haben. An der Westküste Afrikas sehen wir, dass Schlangen, Krokodile und andere Thiere, durch den Fetisch unangetastet bleiben u. s. f. Noch mehr aber werden wir überrascht durch die Erzählung Tschudis, welcher mittheilt, dass die alten Inkas in ihrem Reiche grossartige Jagden veranstalteten, zu welchen 25 bis 30 000 Indianer aufgeboten wurden, um aus dem Umkreis von 25 bis 30 Meilen alles Wild nach einem eingelappten Platz zu treiben, worauf die Bären, Katzen, Füchse u. s. w. getödtet, die Hirsche, Rehe, Lamaarten und andere aber nur mit Auswahl getödtet oder geschoren, die übrigen aber wieder frei gelassen wurden. Es sollen bei solchen Jagden oft an 40 000 Stück Wild zusammengetrieben worden sein. Wir ersehen, wie verständig die Verwaltung dieses merkwürdigen Volkes gewesen ist, das dem spanischen Raubsystem zum Opfer fallen musste. Es wäre leicht, diese Liste noch um ein Bedeutendes zu vervollständigen, wenn nicht andere gegentheilige Gründe unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen.

Das römische Reich hatte vermöge seiner despotischen Denkungsweise, sich lange Zeit die Weltherrschaft angeeignet und schleppte unzählige Sklaven und Reichthümer nach Rom. Der roheste Sinnengenuss beherrschte das in Ueppigkeit schwelgende Rom und seine Herrscher mussten auf Mittel denken, demselben immer wieder neue Reizmittel vorzuführen. Zu diesen gehörten ausser den Gladiatorenkämpfen auch die mit wilden Thieren. Die entferntesten Kolonien wurden herbeigezogen, um wilde Thiere für die römischen Arenas zu liefern, welche in fast unglaublicher Zahl dort hingeschlachtet wurden. Bei einzelnen Thieren, wie dem Flusspferd, den verschiedenen Nashörnern, dem Wisent und anderen mehr, bleibt es heute noch rätselhaft, wie es bei den damaligen dürftigen Verkehrsmitteln möglich gewesen ist, erwachsene solcher Thiere transportieren zu können.

Dass das von solcher Roheit beherrschte Volk kein Gefühl für die Leiden der Thierwelt mehr haben konnte, wird durch den Ausdruck „bestia" für Thier, am besten bewiesen. Zugleich geht aus demselben auch hervor, dass das bis auf die Neuzeit beliebte römische Recht, kein solches für die Thierwelt nachweist und sie

somit ganz schutzlos lässt. Aus allem diesem wird es auch erklärlich, dass von Seiten der späteren römisch-katholischen Kirche, die Thierwelt von allem Rechtsschutz ausgeschlossen blieb und dass die Stiergefechte in Spanien, der Vogelfang und anderer Sport in Italien selbst heutigen Tages noch bestehen können. Verkennen wir gleichfalls nicht, dass die Thierhetzen des Mittelalters und die späteren Parforce-Jagden bei uns, den gleichen Ursprung haben. Müssen wir doch angesichts solcher Thatsachen beschämt die Augen niederschlagen und tief bedauern, dass wir immer noch keine besseren Vorbilder der Geistesrichtung in unserer Erziehung aufzuweisen haben als eben das üppiglebende Alterthum.

Recht niederschlagend ist die Thatsache, dass man sich in Frankreich neuerdings wieder bemüht die Stiergefechte dort einzuführen, wie die Nachrichten aus Marseille beweisen, wo vor wenig Wochen ein Theil der Schaubühne einbrach und eine Menge Menschen verunglückten. Es macht der Republik wenig Ehre, die „Gloire" derselben mit Grausamkeiten zu schmücken und die Geistesbildung auf Blut und Rohheit zu betten. Wenn die Geschichte nachweist, dass das geistig so hoch stehende Griechenland, namentlich in Thessalien, den Vergnügungen an Stiergefechten oblag, so ist anderseits wieder erfreulich zu sehen, dass es bisweilen doch auch Männer gab, die Missfallen daran fanden und sowohl von Zeit zu Zeit in Rom durch mehrere Kaiser und Päpste verboten wurden. Auch in Spanien wurden sie durch Karl den IX. aufgehoben, aber unter Joseph, Napaleons I. Bruder, wieder eingeführt. — Unläugbar steht es fest, dass derartige Belustigungen ein Volk an den Abgrund seines Verfalles führen, wie die Geschichte zur Genüge beweist.

Durch das Aufblühen der Wissenschaften und Künste, ist uns aber eine geistige Waffe in die Hand gegeben, mit welcher wir solchen Rohheiten entgegen treten können und namentlich ist es die Naturkunde, die uns am besten dazu verhilft. Wir dürfen uns aber nicht verhehlen, dass es in Hinsicht unserer naturwissenschaftlichen Kenntnisse oft recht ärmlich bei uns aussieht. Dies kommt einfach daher, dass die Naturwissenschaft eine neuere Disziplin ist, die die klassischen Völker noch nicht pflegten und deshalb auch von uns noch nicht nach ihrer ganzen Bedeutung gewürdigt wird. Sechs bis acht der schönsten Lebensjahre, wo der jugendliche Geist so empfänglich ist, müssen auf der Schulbank mit den toten Sprachen verschwitzt werden und während wir dieses trei-

ben, bleiben wir Fremdlinge in Gottes freier Natur die wir höchstens noch durch das Bierglas zu bewundern verstehen! Die Bemühungen, der Naturgeschichte den ihr gebührenden Platz unter den anderen Schulfächern einzuräumen, werden gewöhnlich durch den Umstand erschwert, dass sie an den Hochschulen viel zu wissenschaftlich und an den Elementarschulen nicht praktisch genug vorgetragen wird. Selbst die meisten Lehrbücher gehen über die praktische Anwendbarkeit mit einer gewissen Geringschätzung hinweg und halten die wissenschaftliche Seite viel zu hoch, was zur Folge hat, dass ihr grosser Werth bisher immer noch sehr verkannt wird. Es ist daher die Aufgabe der „Praxis der Naturgeschichte", diesen wichtigen Punkt klarzulegen und zu beweisen, welchen grossen Fehler man durch die Vernachlässigung einer praktischen Anwendung derselben begangen hat und fortwährend noch begeht. Im weiteren Verlauf werde ich diesen Gegenstand noch näher zu besprechen Gelegenheit nehmen.

Pflanzenleben und Klima.

Dass die grossen Sandwüsten der Welt schon seit ihrer Entstehung pflanzenarm gewesen sein müssen, geht aus der Natur ihres fortwährend trocknen Klimas hervor, das unter der Einwirkung der Sonnenglut, kein erspriessliches Gedeihen beförderte. Dass sie aber dann, wo zuströmendes Wasser den Boden tränkt, dennoch im stande sind ein oft überraschendes Pflanzenleben hervorzuzaubern, wird durch die zerstreut liegenden Oasen bewiesen. Sie sind, soweit sie unter dem Einfluss der tropischen Sonnenstrahlen liegen, als die Refraktoren der Wärme zu betrachten, die keinen Regen anziehen, sondern nur Wärme abgeben, die sie in kühlere Breiten senden.

Umgekehrt verhält sich ihr Einfluss in kälteren Breiten, wo sie zur Erzeugung kalter trockener Winde Veranlassung geben, welche oft wochenlang in gleicher Richtung blasen.

Grosse Grasflächen, die wir Steppen, Prairien, Llanos oder Pampas nennen, zu denen auch grosse Getreideflächen gehören, sind im Frühling gewöhnlich sehr feucht, erzeugen einen hohen Graswuchs und werden gegen Mitte des Sommers allmählich sehr trocken. Das Gras stirbt dann ab, der Boden erhitzt sich durch die fortwährend darauffallenden Sonnenstrahlen immer mehr und verscheucht allen Regen, der in den anstossenden Wäldern oder

Gebirgen sich niederschlägt. Grosse Wälder und bewaldete Gebirge, ziehen dagegen durch ihre ausströmende Feuchtigkeit den Regen an und die Moosdecke daselbst wirkt wie ein Badeschwamm, der die empfangene Nässe nur langsam wieder von sich gibt.

Auf der richtigen Erkenntniss dieses einfachen Naturgesetzes beruht die Wohlfahrt eines Landes und es kann verarmen, wenn dasselbe nicht befolgt wird. So haben die Hirtenvölker Asiens und des südöstlichen Europas durch die Zerstörung der Wälder auf den Gebirgen ihre Länder verarmt und sich einer sonst reichlich fliessenden Nahrungsquelle beraubt.

Diesem Beispiel sind die romanischen Völker gefolgt und ganz Italien, das südliche Frankreich und Spanien lechzen zur Sommerzeit um Regen und wenn dieser kommt, schiesst er von den kahlen Bergen wie von einem Dach und bringt zerstörende Ueberschwemmungen über das Land. — Auch die Schweiz hat sich diesem kurzsichtigen Treiben angeschlossen ihre schönen Wälder grossentheils vernichtet und dadurch ähnliche Zustände geschaffen. Gerade jetzt haben die Hochwasser daselbst wieder grossen Schaden angerichtet und die Schweiz wird zuletzt doch zwischen zwei Dingen zu wählen haben; ob sie ihr Geld zu nutzlosen Flusskorrekturen oder, zur Bewaldung ihrer kahlen Berge hergeben will. — Es hat vieler Jahrhunderte bedurft, bis der Mensch zur Einsicht dieser Selbstschädigung kam und erst seit wenigen Jahrzehnten hat man angefangen, die inzwischen von aller Erde durch Abschwemmung entblössten Berge wieder mühsam zu bewalden. Wie solches Werk von dem Volk aber erschwert wird, beweisen die verwilderten Ziegenhirten der Mittelmeerländer, welche solche Anpflanzungen entweder durch ihre Herden abweiden lassen oder sie durch Niederbrennen wieder zu zerstören suchen. — Die Lehre, die wir aus diesen betrübenden Thatsachen zu ziehen haben, beweist uns aber deutlich, dass die goldene Freiheit der Völker eben doch nur ein leerer Traum unpraktischer einseitiger Geister ist, welcher allem freien Naturleben und somit ihrer eigenen Existenz feindlich gegenübertritt.

Dass die individuelle Freiheit des Menschen mit dem freien Naturleben sich nicht verträgt, das werden wir später noch vielfach wiederfinden. Wenn wir die gänzliche Missachtung der Natur, die wir als Erbstück des egoistischen Römerthums, sowohl durch die Bildung wie durch das Gesetz erhalten haben, mit der anderer Völker vergleichen, so müssen wir beschämt die Augen niederschlagen,

dass die uralte buddhistische Religion ihren Bekennern vorschreibt: „Wo du einen Baum umhaust, hast du deren zwei hinzusetzen". — Wir erkennen auf den ersten Blick, welche tiefe konservative Absicht in diesem Gebot liegt und wirklich sehen wir heute noch bei diesen Völkern, mit welcher Sorgfalt dasselbe heilig gehalten wird, denn überall treffen wir uralte Bäume, die eine heilige Verehrung geniessen. Was widerfährt diesen Denkmälern früherer Zeit bei uns, wenn sich die Spekulation ihrer bemächtigt? — In unseren deutschen Wäldern war die Verheerung glücklicherweise noch nicht in dem Masse fortgeschritten wie in den südlichen Ländern, zumal man die Ursache des Uebels noch zeitig genug erkannte und durch eine straffe Regierung dasselbe verhindern konnte. Auch wurde der alte Krebsschaden der Streuberechtigung grossentheils abgeschafft. Dagegen lässt der allgemeine Naturschutz noch sehr viel zu wünschen übrig, worüber später.

Verlassen wir jetzt auf einige Augenblicke den deutschen Boden und begeben wir uns zu den Europamüden jenseits des Ozeans, in das Eldorado der goldenen Freiheit, wo der Wille des Einzelnen zur souverainen Herrschaft gelangt ist. Mit der sich überstürzenden Hast wie dort gelebt wird, verändern sich daselbst auch die lokalen Verhältnisse. Wo vor einem Jahr erst ein einfaches Blockhaus stand, kann heute schon eine kleine Stadt stehen und wo noch vor Jahresfrist die stolze Urwaldtanne sich im blauen Aether wiegte, da fallen heute die vollen Aehren dem Schnitter in die Sichel, wenn letztere überhaupt noch als Vergleich zu brauchen geht. „Zeit ist Geld!" ist die Parole und mit dieser Devise jagt der amerikanische Glücksritter seinem Ziele nach.

Theils um freies Land für den Feldbau zu bekommen, theils um Geld aus den riesigen Waldflächen zu ziehen, hat der Amerikaner schon seit langer Zeit Holz ins Ausland geführt, welcher Handel aber auf beiden Seiten des Kontinentes, in so schonungsloser Weise betrieben wurde, dass man vor zehn Jahren schon das baldige Ende desselben vorhersagte. Im XX. Band des Globus, Seite 249, befindet sich eine sorgfältige Aufzählung aller dieser Holzvernichtung, worauf ich den Leser verweise. Am Schluss sagt der Berichterstatter: „In jedem Sommer finden grosse Waldbrände durch Vernachlässigung statt. Schon seit Jahren zeigen sich in vielen Gegenden, wo man die Waldverwüstung betrieben und das Land weit und breit kahl gelegt hat, die nachtheiligen Einwirkungen; viele Bäche sind ganz versiegt oder liefern so wenig Wasser, dass sie nur in

wenigen Monaten des Jahres Kraft genug haben, um die Räder in Mühlen und Fabriken zu bewegen, und viele hunderttausend Morgen einst fruchtbaren Landes geben infolge der Dürre keinen Ertrag mehr. Da wo man die Abhänge der Berge kahl gemacht hat, werden durch Ueberschwemmungen in der Regenzeit grosse Verwüstungen angerichtet und infolge davon sind weite Landstrecken nicht ferner zu bewohnen oder für den Anbau geeignet."

Einige Wochen später, schreibt derselbe Berichterstatter, 1871, Globus XX, Seite 267, weiter: „Binnen einer Woche sind in den Vereinigten Staaten Landstrecken durch Feuer verwüstet worden, deren Flächenraum so gross wie das Königreich Sachsen ist. Seit Anfang des August hat, wie verschiedene Berichte vorliegen, über den ganzen Kontinent eine beispiellose Dürre geherrscht, nicht bloss in den Prairiegegenden, sondern auch in den Waldregionen versiegten die Bäche, Teiche und selbst Flüsse; der Sakramento in Kalifornien einen um mehrere Fuss tieferen Wasserstand wie je zuvor. Ueberall wurde der Boden steinhart, bekam Sprünge und das Gras vertrocknete. Als dasselbe von den Flammen ergriffen wurde, war an kein Löschen mehr zu denken."

Diese enormen, durch die fürchterliche Trockenheit erzeugten Waldbrände, welche auch von politischen Zeitschriften geschildert wurden, belaufen sich auf mehrere tausend Quadratmeilen und in vielen Staaten, viele reiche Städte, unzählige Dörfer und Farmen, zerstreute Fabriken, Sägemühlen, Magazine und Holzlager vernichtet. Die Bewohner vieler Ortschaften konnten anders sich nicht retten, als dass sie sämtlich ins Wasser sprangen und mit demselben sich benetzen. Mehrere mitleidige Farmer erschossen ihr sämmtliches Vieh, bevor die heranstürmenden Feuerwogen dasselbe vernichtete. Das Wild stürzte in rasender Flucht sich vor den Flammen dahin, bis es ein Wasser erreichte oder kraftlos dem Feuer erlag. Der Verlust an Menschenleben wird zu Tausenden angegeben. Sechs volle Wochen wüthete das grausige Element. — Als die Ursachen dieses fürchterlichen Unglückes wurden angegeben: die Gluthfunken der Lokomotiven, ferner der sorglose Umgang mit den Lagerfeuern der Holzhauer, Jäger, Farmer und Auswanderer, welche bei ihrem Aufbruch die Feuer nicht auslöschten.

Die gelesenste Zeitung, der „New-York Herald" vom 10. Oktober 1871 schreibt darüber. „Infolge der Art und Weise, wie die Leute im Westen es mit der Holzverwüstung treiben, darf uns nicht Wunder nehmen, dass bei ihnen Jahr nach Jahr der Regenfall sich

vermindert. Wenn dieser Unfug noch eine Weile fortdauert, dann sind sie auf dem besten Wege zu bewirken, dass sie häufig von Dürre und Brand heimgesucht werden und infolge davon auch von Hungersnoth und Pestilenz, überhaupt von Kalamitäten, gegen welche die über Chicago hereingebrochenen verschwinden. Wenn die Menschen die Fingerzeige der Natur vernachlässigen, dann werden sie von der Natur dafür gezüchtigt!" —

Diese Worte des New-York Herald sollten auf allen Sitzplätzen des Fortschrittes, des Freihandels, des Sozialismus und des falschen Liberalismus eingravirt werden, damit sie allezeit sich daran erinnern könnten, wie weit es mit ihren Lehren kommen kann.

Wie zu erwarten war, haben sich die schweren Folgen dieser Waldvernichtung bis auf den heutigen Tag erhalten, die Sommerhitze ist seitdem mit jedem Jahr gestiegen und in dem gegenwärtigen überschreiten die Berichte über die Fälle von Sonnenstich, alle früheren Jahre um ein Bedeutendes. Augenscheinlich hat sich das Klima daselbst bedeutend verändert, denn aus einem schattenreichen Waldland ist ein trockenes und heisses Prairieland geworden, das gegenwärtig einen übernatürlichen Getreidebau treibt, der aber später, durch noch mehr gesteigerte Sommerhitze sich bedeutend verringern dürfte.

Der landwirthschaftliche Mehrertrag des Jahres 1880 betrug laut statistischen Berechnungen über 400 Millionen Dollars, welcher grossentheils nach Europa übergeführt wurde, das die letzten Jahre durch schlechte Ernten heimgesucht wurde und aus Russland, infolge des verheerenden Getreidekäfers wenig Zufuhr erhielt.

Es liegt erklärlich nahe, dass der veränderte Klimawechsel in Nordamerika auch seinen Einfluss auf das Klima in Europa ausüben würde, denn die Ausdünstungen des Meeres, welche früher auch Nordamerika zugute kamen, wurden durch die grosse Sommerhitze daselbst zurückgedrängt und ergossen sich alsdann über Europa und brachten uns übermässigen Regen, Ueberschwemmungen und als Folge kaltes Wetter. Die Physiker suchten uns dasselbe durch die Sonnenflecken zu erklären, welche Erklärung aber nicht stimmt, weil dann Nordamerika, das von der gleichen Sonne nur 6 bis 8 Stunden später beschienen wird, der gleichen Einwirkung ausgesetzt gewesen sein müsste. Dort aber fand das Gegentheil statt, weshalb die liebe Sonne wohl nicht so leicht vor irgend ein Schwurgericht gebracht werden kann, wie etwa die Amsel.

Dass aber die himmlischen Lichter nicht umsonst durch den Weltraum kreisen, das beweist der unerwartete Komet dieses Sommers. Bis kurz vor seinem Erscheinen, legte sich die Witterung dieses Jahres genau nach der der Vorjahre an und nach den Pfingsttagen noch verhungerten infolge des kalten Wetters viele Tausende von Schwalben. Bald darauf erschien der Komet in hellstrahlendem Licht und brachte eine Witterung, wie wir solche seit dem Jahr 1866 nicht mehr erlebt haben. Der alte Volksglaube an die Kometen hat auch diesmal wieder sich bewahrheitet, denn seit seinem Erscheinen haben wir unausgesetzt fast tropisches Sommerwetter mit abwechselnden Gewitterregen und in Folge davon eine ganz vorzügliche Ernte gehabt.

Wenn nun der gegenwärtig am Himmel stehende zweite Komet, dem Beispiel des ersten nicht folgt, sondern fortwährend Regen und sogar Ueberschwemmungen bringt, so kann ja sein Einfluss auch ein negativer sein. Obgleich wissenschaftlich ein besonderer Einfluss der Kometen auf die Erde noch nicht zugestanden ist, so spricht die Erfahrung doch dafür, die sich nicht zurückweisen lässt. Gesteht man unseren Sateliten den Mond seinen Einfluss auf die Springfluthen u. s. w. zu, so kann ein so fremdartiges Gestirn wie ein Komet, doch wohl nicht ohne Einwirkung für uns sein. Unsere Physiker glauben am Nordpol den Braukessel der Witterung für unsere nördliche Hemisphäre suchen zu müssen und wollen Schiffe dahin ausgerüstet sehen. Ob aber damit irgend ein praktischer Erfolg erzielt werden kann, ist mehr als zweifelhaft. Jedenfalls verdient dagegen die an Wahnsinn grenzende Entwaldung Nordamerikas viel grössere Beachtung, da sie ganz entschieden nicht nur ihr eigenes Klima verändert hat, sondern auch das unserige stört.

Solchen Thatsachen gegenüber sehen die über Verdienstmode gewordenen Prognosen unserer Wetterpropheten recht bedauerlich aus, deren Weissagungen immer in den Grenzen alter Orakelsprüche, „etwas wärmer", „Gewitter möglich" u. dergl. Redensarten sich bewegen. Das mit solchen Prophezeihungen nicht einmal dem Spaziergänger, noch vielweniger dem Landmann gedient sein kann, liegt auf der Hand. Würde es nicht vortheilhafter sein, diese, für ein so wenig zutreffendes Unternehmen verausgabten Gelder, dem viel nothwendigeren Naturschutz, der noch so ganz verwaist dasteht, zuzuwenden? —

Nachdem ich im Vorstehenden die Veränderung klimatischer

Verhältnisse durch menschliche Einflüsse gezeigt habe, welche unter Umständen sogar die Existenzfrage beeinträchtigen, wird uns die Frage beschäftigen, wie diesen Uebelständen zu begegnen ist. Der Grund dieser Ursachen liegt in der Unwissenheit, dem Unverstand und theilweisen Roheit des Volkes, woraus folgt, dass nur allein auf dem Wege allgemeiner Volksbildung geholfen werden kann. Dass also dem praktischen naturhistorischen Unterricht in den Schulen alle Sorgfalt zugewendet und ein grösserer Umfang gegeben werden muss und dass ausserdem durch billige belehrende Volksschriften der Naturschutz als die Pflicht eines jeden Menschen hingestellt und mit grösstem Eifer verfolgt werden muss. Die nachfolgenden Schilderungen werden uns von dieser Nothwendigkeit am besten belehren.

Mensch und Thierwelt im Haushalt der Natur.

a. Unbedingt nützliche Thiere.

Die Geschichte von der Sündfluth und der Arche Noäh wird doch hoffentlich so unglaubhaft nicht sein, dass unsere neueren Schriftgelehrten sie ganz übergehen sollten. Wenn die Sittenverderbniss der damaligen Menschen schon eine solche Höhe erlangt hatte, dass Gott sich genöthigt sah, sie gänzlich zu vernichten und dem Noah befahl die Arche zu bauen, in welche er mit seiner Familie einziehen und von allen Thieren je ein Männlein und ein Weiblein mit einschiffen sollte, so liegt jedenfalls auch die Folgerung darin, dass wir jetzigen Noahkinder uns der Nachfolger jener Archenthiere insoweit anzunehmen haben, um sie vor Qual und Untergang zu schützen. Von dergleichen Massnahmen erkennt man aber bei den Geboten unserer Kirche nichts und bei ihren Sendboten, die sie zur Bekehrung der Heiden aussendet, wieder nichts und es scheint somit, dass die vom römischen Recht ausgeschlossenen Thiere auch von der Fürsorge der römischen Kirche ausgeschlossen sind. Weder bei den Stiergefechten noch am Massenmord der Vögel, noch an dem modernen Taubenschiessen u. s. w. erkennt man eine Gegenströmung der Kirche, im Gegentheil eher lebhafte Betheiligung. Es ist betrübend genug, dass am Ende des neunzehnten Jahrhunderts die Gesittung der Völker noch nicht weiter vorgeschritten und die Grausamkeiten gegen die Thierwelt, wie beim Taubenschiessen, sogar durch legale Motive unterstützt werden. Verfolgen wir den Gang

der Verhältnisse genau, so kommen wir zuletzt zu dem Schluss, dass die römischen Thierkämpfe das Volk entsittlicht und dadurch seinen Untergang herbeigeführt haben, wie wir das gleiche Schicksal am spanischen Volk sich vollziehen sehen.

Wird es uns klar, dass die Grausamkeit gegen die Thiere die Vorschule für das gemeine Verbrechen ist, so hat die öffentliche Meinung dahin zu wirken, dass in erster Linie die Kirche und die Schule mit Unterstützung des Gesetzes dagegen einzuschreiten haben.

Wenn Schiller sagt:

„Die Welt ist vollkommen überall,
Wo der Mensch nicht hinkommt mit seiner Qual!" —

so hat er damit das menschliche Treiben in vollster Wahrheit geschildert.

Wie wir schon in den vorigen Abschnitten gesehen haben, stellt sich heraus, dass die abendländischen Völker von einem zerstörenden Prinzip, die orientalischen und altamerikanischen dagegen von einem erhaltenden Prinzip beseelt waren. Es wird jetzt von Wichtigkeit sein, den Nachweis darüber zu bringen.

Schelch, Elch, Ur und Wisent. Das älteste deutsche Gedicht, das Nibelungenlied, welches Siegfrieds Thaten besingt, schreibt über die Jagd im Odenwald:

„Darnach erschlug er schiere, einen Wisent und einen Elch,
Starker Ure viere und einen grimmen Schelch."

Siehe meine illustrirte Naturgeschichte S. 471 und 549.

Nicht nur das Nibelungenlied, sondern zahlreiche Ueberreste beweisen uns, dass der Schelch oder Riesenhirsch vormals in Deutschland mit den Elch, dem Urochsen und dem Wisent lebten, wie zahlreiche Namen von Ortschaften, Bächen, Schluchten und Thälern beweisen. Der Riesenhirsch und Urochse sind ausgestorben, dagegen fristen der Elch und der Wisent, durch fürstliche Fürsorge in vereinsamten und schwer zugänglichen Gebieten noch die letzten Tage ihres irdischen Daseins.

Bison. Auf der westlichen Erdhälfte lebte der Bison noch in unabsehbaren Herden und war des Indianers tägliches Brot. Heut hat es die Mordlust passionirter Freibeuter bereits dahin gebracht, dass die früher nach Millionen geschätzten Buffalos, welche die ungeheuren Prairien des Westens bewohnten nur noch zerstreute Herden von höchstens einigen Tausenden besitzen. Im Winter ziehen die Büffel bis nach Texas hinab und die Stadt Griffin ist

der Sammelplatz der sauberen Büffeljäger, welche oft bis zu 1500 Mann daselbst zusammen kommen und durch ihr zügelloses Leben sich berühmt machen. Die besseren unter ihnen behaupten, dass in 8 bis 10 Jahren kaum noch einige Büffel daselbst vorkommen dürften. Man schiesst sie heute noch bloss der Haut wegen zu Tausenden nieder und verkauft das Stück etwa zu $1^1/_2$ Dollar, der übrige Kadaver bleibt in der Regel unbenutzt liegen und wird den Raubthieren überlassen. Nur an geeigneten Orten sucht man auch das Keulenfleisch zu verwerthen. Ein neuerer Büffeljäger erzählt: dass man dazu ein Loch in die Erde gräbt und eine grosse Büffelhaut mit den Haaren nach unten hineinlegt, worauf die mit Salz und Salpeter gut eingeriebenen Schinken gepackt und mit einer andern Haut zugedeckt werden, worauf wieder ein Berg Erde als Deckel kommt. Es wird behauptet, dass diese Art der Pökelung ein vortreffliches Salzfleisch liefert, das nach grösseren Städten verfahren und viel gekauft wird. Man berechnet, dass in jedem Jahr etwa 100 000 Büffel getödtet werden, was ihre Vermehrung natürlich bedeutend übersteigt. — In Canada wurde vor einigen Jahren ein Büffelschutzgesetz erlassen, aber die verworfenen Halbblutindianer morden deswegen unbehelligt fort und hetzen ausserdem die Indianer gegen die guten Absichten der Regierung auf. — Das Yellowstone-Gebiet, das vor 10 Jahren die Regierung seiner Naturschönheiten wegen zum Nationalpark erhob, ist vorläufig das einzige Terrain, wo auch das Thierleben geschont wird. Gelingt es, diese Naturwildnis in ursprünglicher Reinheit zu erhalten, so dürfte es wohl möglich sein, dass dort auch für die Büffel ein dauerndes Asyl zu erwarten. Dieser Entschluss des nordamerikanischen Volkes macht denselben neben dem Schutz der Seelöwen am Kliffhaus bei St. Franzisko, wie die Erhaltung der Inseln an dem Niagara-Fällen alle Ehre und es würde von allen Naturfreunden mit Freuden begrüsst werden, wenn noch weitere Reservationen des freien Naturlebens neben diesen entstehen würden. Natürlich dürfte in diesen Heiligthümern der Natur kein unerlaubter Schuss auf die daselbst sich aufhaltenden Thiere fallen. Nordamerika ginge damit den alten Kulturstaaten mit gutem Beispiel voran, wo das Volk gar nichts dafür thut und solches allein der speziellen Neigung seiner Fürsten überlässt.

Der Pelzhandel, unter welchem gemeinsamen Namen ich alle die verschiedenen Thiere umfasse die Pelze liefern, erstreckt sich über alle nördlichen Länder ringsum die Erde und eine sehr

grosse Menge von Jägern liegt dem Fange dieser Thiere ob. Grosshändler in den verschiedensten Abstufungen ziehen umher, um die Felle für Tauschmittel aller Art an sich zu bringen. In früheren Zeiten basirte dieser Ankauf auf reelleren Grundlagen als heute, wo der Schnaps als der mächtigste Hebel zum erwünschten Ziele führen muss. Wir erblicken hier den Schnaps zum erstenmal als den getreuen Gefährten des Freihandels, den wir aber noch später in viel grösserem Grade als Sittenverderber der Naturvölker kennen lernen werden. Seine bedauerlichen Folgen sind aber auch hier enorm, denn schon der europäische Lappe verkauft oft gleich dem entarteten Trapper oder Irokesen seinen ganzen Winterertrag an Fellen für Schnaps, der ihn nicht eher zur Besinnung kommen lässt als bis der letzte Tropfen verdunstet ist. So geht durch den Freihandel die Entsittlichung mit der Armuth Hand in Hand und die Fürsprecher dieses verderblichen Treibens mögen zur Einsicht gelangen, welchen grossen moralischen Fehler sie damit thun.

Elfenbeinhandel. Nach der Erzählung der Bibel vom Elfenbeinpalast Salomonis ist dessen Gebrauch schon sehr alt und finden wir das Elfenbein in den indischen Pagoden und Palästen, sowie in der christlichen Kunst vielfach angewendet. Die Vortrefflichkeit dieses Materials hat das Trachten nach dessen Besitz fast mit jedem Jahr erhöht und wenn die Vorwelt in der Gewinnung des fossilen Elfenbeins, durch die Zähne des Mammuts nicht vorgesorgt hätte, so würde die Vernichtung der afrikanischen Elefanten wohl schon eine vollendete Thatsache sein. Mit ihm geht der Menschenraub und der Sklavenhandel in Afrika Hand in Hand, denn zur Fortschaffung der oft mehrere zentnerschweren Zähne nach den Hafenplätzen können nur Sklaven verwendet werden und deshalb wird der Sklavenhandel auch solange bestehen, wie der Bedarf von Elfenbein dies erfordert. Es wird nun von Interesse sein zu erfahren, durch welche grausame Mittel man sich das Elfenbein verschafft. Ich füge hier aus meiner illustrirten Naturgeschichte Bd. I, S. 565, an, was Schweinfurth und Stanley darüber erzählen:

„In das gewaltige Grasmeer im Lande der Niam-Niam, das grösstentheils aus einem Panikum von 4,50 m Höhe mit fingerdicken verholzten Stengeln besteht, ziehen sich häufig die Elefantenherden von selber oder man treibt sie in dasselbe hinein. Dann werden die grossen Holzpauken geschlagen und tausende von Jägern und Treibern strömen auf diesen Ton herbei. Die Elefanten werden nun von allen Seiten mit brennenden Grasbüscheln angegriffen und

in die Enge getrieben; zuletzt wird das stehende Gras selbst angezündet und die bedrängten Thiere scharen sich zusammen, bedecken ihre Jungen mit Gras oder spritzen Wasser über dieselben, bis sie endlich vom Feuer und dem erstickenden Rauch überwältigt, ihrem Schicksal erliegen und ohnmächtig zu Boden sinken. Viele derselben erhalten durch die Intensität des Feuers sogar Brandstellen an den Stosszähnen. Was dann, wenn das Feuer seine grauenhafte Schuldigkeit gethan hat, noch leben sollte, wird durch Lanzenstiche getödtet. Und diese ganze Metzelei nur, um die civilisirten Nationen mit Elfenbein für die verschiedensten Luxusgegenstände zu versorgen. (Schweinfurth.)

„Obgleich aber die Schacherkaravanen das ganze Land durchziehen, gibt es im tiefen Innern von Afrika doch noch Gegenden, wo der hohe Werth des Elfenbeins noch unbekannt ist. Unterhalb des Zusammenflusses des Livingstonestroms mit dem Aruvimi fand Stanley in einem Dorf einen Götzentempel, dessen Dach auf 33 Elefantenzähnen ruhte. Ausserdem fanden sich noch viele Geräthe und rohe Stücke Elfenbein dort vor.

Ueber den Elfenbeinreichthum in der Nähe des Tanganjikasees schreibt Stanley 1871: „Es sind nur etwa vier Jahre her, dass der erste Araber von Manyuema mit einem solchen Reichthum an Elfenbein und Berichten über die fabelhaften Massen, die sich dort vorfinden, zurückkehrte, dass seitdem die altgewohnten Wege verlassen worden sind. Die Einwohner von Manyuema haben in ihrer Unkenntniss des Werthes dieses kostbaren Artikels ihre Hütten auf Elfenbeinstützen erbaut. Daselbst waren Elfenbeinsäulen ein ganz gewöhnlicher Anblick, und wenn man hiervon hört, kann man sich nicht länger über den Elfenbeinpalast Salomos verwundern. Generationen hindurch haben die Elefantenzähne als Thürpfosten und Stützen für die Dachtraufen gedient, bis sie vollständig verwettert und werthlos geworden waren. Durch die Araber belehrt, ist ihr Ansehen gestiegen. In Zanzibar kostet das Frasileh (35 Pfd.) Elfenbein 50 bis 60 Dollars; in Unyanyembé das Pfund ungefähr 1 Dollar 10 Cents; in Manyuema kann man das Pfund für Kupfer im Werth von $\frac{1}{2}$ bis $1\frac{1}{4}$ Cent kaufen." —

Ein neuerer Reisender, welcher die Westküste Afrikas von Gabun aus besuchte, erzählte mir, dass die Vernichtung der Elefanten daselbst folgendermassen betrieben wird: Haben die Eingeborenen in den dortigen Waldgebieten eine Elefantenherde entdeckt, so fällen sie auf einem grosser Kreis um dieselbe alle Bäume, dass

dadurch ein dichtes, von den Elefanten unübersteigbares Hinderniss entsteht. Ist dieses geschehen, so legen sie sich in diesem Baumgewirr in den Hinterhalt und schiessen dieselben mit ihren Feuerwaffen todt, was eine fürchterliche Metzelei verursachen soll. Hierauf lassen sie die todten Thiere liegen und warten die Fäulnis derselben ab, um die Zähne leichter ausziehen zu können. — Haben sie die Zähne auf solche Weise erhalten, dann werden sie an die Küste gebracht und zum grössten Theil gegen Brendi verkauft, der dort in ganzen Schiffsladungen eingeführt wird. Die Entsittlichung der Küstenvölker durch dieses Verkehrsmittel, den Schnaps, wird von Augenzeugen als geradezu abscheulich geschildert. Auch von Osten her über Zanzibar wird der Schnaps massenhaft ins Innere geführt und Schweinfurth berichtet, dass er den Breslauer Kümmel in den entferntesten Seriben des Nilgebietes antraf. Wir ersehen hieraus, welches entsetzliche Unheil der von den fortschrittlichen Parteien angebetete Freihandel in der Welt, vom Nordpol im Pelzhandel bis zum Aequator und wie ich noch zeigen werde, bis zum Südpol durch den Robbenschlag und Walfischfang angerichtet hat. — Dem Auge des Philantropen entrollt sich hier ein Bild, dass nach seinen Wirkungen nicht grässlich genug gedacht werden kann, zumal wenig Aussicht vorhanden ist dagegen energisch einschreiten zu können. — Der Freihandel zerstört also nicht nur das Bestehende der Welt, sondern entsittlicht dieselbe noch obendrein und das alles darum, weil unser Materialismus diese Richtung beschützt.

Wenn wir es ernstlich mit der Abschaffung dieses Unfuges meinen, so müssten wir zunächst dem Luxus in der Mode entgegentreten, müssen die Spielereien mit den aus Elfenbein geschnitzten Stockknöpfen, Broschen, Billardbällen, Klaviertasten und hundert anderen Dingen mehr bekämpfen, wogegen von der betroffenen Seite allerdings wird geltend gemacht werden, dass dadurch hunderte von Arbeitern beschäftigungslos werden. Allein dagegen ist zu antworten, dass man bei der Anlegung von Eisenbahnen ja auch nicht an das Schicksal so vieler brotlos gemachten Kutscher, Postillione und Fuhrleute gedacht hat. Auf der anderen Seite wäre bei den Regierungen zu beantragen, dass die Einfuhr von Elfenbein einer möglichst hohen Steuer unterstellt würde. Nur auf diesem Wege liesse sich dem Sklaven- und Elfenbeinhandel und damit zugleich der Völlerei des Schnapses, sowie ganz besonders des Menschenraubes und der Vernichtung der Elefanten entgegentreten. Ich

meine, dass hier der Argumente genug wären, um die Energie wohlgesinnter Menschen auf lange Zeit zu beschäftigen.

Es macht auf mich immer einen wehmütigen Eindruck, wenn ich ein Kruzifix oder irgend eine religiöse Scene aus Elfenbein geschnitzt betrachte und dabei bedenke, dass diese der stillen Andacht geweihten Gegenstände durch den Erstickungstod ihrer Träger im Feuer und schliesslich durch Schnaps erkauft worden sind.

Es liegt mir ganz besonders daran, dass die Besitzer von dergleichen Praeziosen es wissen, welchen Grausamkeiten sie diese Gegenstände ihrer einseitigen Liebhaberei zu verdanken haben. Demgegenüber freut es mich, auch von dem Gegentheil, vom Schutz dieser Thiere berichten zu können.

Elefantenschutz am Kap. E. Bechte schreibt darüber, dass in den unbebauten Tiefebenen, wo also dem Menschen kein Schaden erwächst, die Elefanten noch ziemlich häufig vorkommen und seitens der Regierung eine Strafe von 20 Pfd. St. auf das Schiessen eines derselben gesetzt ist. Auch nach anderen Berichten soll der Thierschutz bei mehreren Volksstämmen Südafrikas rege geworden sein und sich der Strausse, mehreren Antilopen u. s. w. annehmen. Es leuchtet ein, dass ein solcher Vorgang überaus beschämend auf unsere europäischen Nimrode einwirken muss, deren Bestreben stets auf die Zerstörung des freien Naturlebens gerichtet ist.

Auch auf Ceylon hat der Gouverneur sich genötigt gesehen, gegen das massenhafte Hinmorden der wilden Elefanten durch die dem Sport ergebenen Engländer einzuschreiten, weil die Befürchtung nahe lag, diese dort zur Arbeit so nützlichen Thiere nicht mehr in genügender Menge erlangen zu können. Es ist recht sonderbar, dass die dem Pietismus so leicht verfallenden Engländer, ebensoleicht der Roheit und Grausamkeit zugänglich sind. Man trifft diese sich so paradox gegenüberstehenden Erscheinungen oft bei einer Person vereinigt an, oder sie folgen nach dem Gesetz der Schwere in den verschiedenen Lebensaltern einander nach.

Robbenschlag und Walfischfang. Mit der Ausbildung der Schiffbaukunst entwickelte sich nach der Erfindung des Kompasses auch das Verlangen den Thieren des Meeres nachzugehen, weil die bisher gestrandeten Ungeheuer doch zu verlockend für das leibliche Wohl des Menschen waren. Der Walthierfang besteht etwa seit tausend Jahren und bildete sich im Lauf der Zeit in solchem Grade aus, dass ganze Flotten demselben oblagen. Durch die un-

sinnigsten Verfolgungen der Walthiere zogen die noch übriggebliebenen sich nach dem Eismeer mehr und mehr zurück.

Das Borkentier oder die Stellersche Seekuh wurde durch die an Wahnsinn grenzende Vernichtung binnen der kurzen Zeit von 25 Jahren gänzlich ausgerottet. Siehe illustrirte Naturgeschichte Band I, S. 602.

Der immer dürftiger werdende Ertrag der Ausbeute von den Walen führte später auf die Verfolgung der bisher noch mehr verschonten Robben und die Schlächterei unter diesen begann.

Das Walross, dessen Hauer gleich Elfenbein verwendet werden, möge hier zunächst genannt werden. Nordenskjöld schreibt in seiner Nordpolreise vom Jahr 1858 zu 61 über den Besuch von Muffin-Island folgendes: Die Inseln dieses Komplexes erheben sich kaum 1,80 m über die Meeresfläche. Wenn das Tauen des Eises die Walrosse zwingt ans Land zu gehen, sollen dieselben ein Lieblingsaufenthalt der Walrosse sein. Schon von der Küste aus sahen sie in einiger Entfernung einen weissen Hügel, den sie für einen Kalksteinfelsen hielten. Näher kommend erkannten sie aber, dass der ganze Berg aus hunderten, oder besser gesagt aus tausenden von Walrossgerippen bestand, die hoch aufeinander getürmt dalagen. „Es war deutlich ersichtlich, dass die meisten der Thiere nur um ihrer Zähne willen getötet worden waren, dass man den ganzen übrigen Körper aber unbenutzt der Zerstörung durch Wind und Wetter überlassen hatte. Die Hauptzeit für die Walrossjagd beginnt, wenn die Thiere sich ans Land begeben haben; die Jäger schleichen ihnen dann nach, tödten die zunächst am Meer liegenden mit ihren Lanzen und bilden so unten am Strande aus den Leibern der getödteten Thiere einen Wall gegen die weiter oben liegenden. Diese machen nun gewöhnlich die verzweifeltsten Anstrengungen, sich über die Leiber der Genossen hinweg und den abschüssigen Strand hinunter ins Meer zu wälzen, in dem entsetzlichen Tumult aber erdrücken sie einander oder verwunden sich mit den gewaltigen Hauern. Der erste Angriff erfordert wohl Muth und Kühnheit von Seiten der Jäger, nachher aber verdient ihre Thätigkeit nicht mehr den Namen einer Jagd, sie ist eben nur ein wildes Schlachten. Von vielen Hunderten der bei solchem Ueberfall getödteten Thiere fällt nicht die Hälfte durch die Hand des Jägers. Das Schiff wird nun mit Häuten und Fett beladen und zuletzt, wenn dafür kein Platz mehr ist, werden nur noch die Hauer der zahlreichen Thiere, die man zurücklassen muss, abgeschlagen und mitgenommen.

Diese freilich sehr reichlich lohnende Art des Walrossfanges dürfte nicht länger geduldet werden, wenn es aber möglich wäre, irgend eine Ordnung oder Regelmässigkeit in den Betrieb der spitzbergischen Jagd zu bringen. Bis jetzt werden alle lebenden Geschöpfe, die auch nur den geringsten Geldwerth repräsentiren, Eidergänse oder andere Vögel, Walrosse, Seehunde, Rennthiere oder Eisbären, unterschiedslos und aus gemeiner Habgier vertilgt. Der leitende Gedanke ist stets derselbe. „Nehme ich es nicht, so nimmt es ein anderer." Wird diesem Stande der Dinge nicht bald ein Ende gemacht, so ist es nur zu wahrscheinlich, dass in wenigen Jahrzehnten die Walrosse auf den zugänglichen Stellen der spitzbergischen Küste entweder ebenso vollständig ausgerottet sein werden wie heute schon auf der Bäreninsel, der, dass sie im besten Falle ebenso selten nur noch vorkommen wie auf der Westseite von Spitzbergen, und dasselbe Schicksal steht allen übrigen Thieren der Insel bevor." Siehe Nordenskjölds Nordpolreise 1858 bis 1879. Leipzig, Brockhaus 1880, S. 78 bis 80.

Wie über alle Begriffe sinnlos der verthierte und eine Bestie an Grausamkeit weit überbietende Mensch hinabsinken kann, das mögen die nachstehenden Angaben beweisen.

Pelzrobben. Dieselben werden hauptsächlich ihres stark behaarten Felles wegen getödtet und ganz besonders liefern die Jungen mit ihrem seidenartigen Haar ein sehr beliebtes Pelzwerk. Die Bärenrobbe, welche das beste Pelzwerk liefert, bewohnt auf der nördlichen Halbkugel die Inseln des Stillen Ozeans bis zum 56. Grade, auf der südlichen Halbkugel das Meer vom 30. bis 60. Grad ringsum die Erde. Wenn die Weibchen werfen wollen besteigen sie die Inseln und setzen fast zu gleicher Zeit ihre Jungen dort ab. (Siehe illustrirte Naturgeschichte, Band I, S. 291.) Während dieser Zeit, welche die Robbenschläger „brüten" nennen, kommen diese, für alles menschliche Gefühl abgehärteten Barbaren herbei und schlagen Alt und Jung erbarmungslos tot. Im Jahr 1803 häufte man auf Unalaschka 800 000 solcher Felle auf und da man keinen vollständigen Absatz für dieselben erblickte, wurden 700 000 derselben verbrannt und ins Meer geworfen. Eine Folge davon war, dass in den darauf folgenden Jahren, die Ausbeute immer geringer wurde. Das Ausland 1878 theilt aus den Berichten eines russischen Kriegsklippers vom Jahr 1875 mit: „dass auf der Behrings- und Kupferinsel, die gegenwärtige amerikanische Gesellschaft laut Vertrag mit der russischen Regierung das Recht hat 35 000 Robben zu

schlagen und zwar 13 000 auf der Behrings- und 20 000 auf der Kupferinsel. Ausserdem werden noch 500 Stück als Gratial an die Robbenschläger vertheilt. Die russische Regierung erhält von der Gesellschaft 2 Rubel für die Robbe und 50 Kopeken fallen an die Fänger, welches aber in Lebensbedürfnissen gezahlt wird. Hiernach wäre denn etwas Ordnung in diese Angelegenheit gebracht worden, dagegen herrscht auf der südlichen Halbkugel, seitens der Engländer und Amerikaner, der Vernichtungskrieg dieser Geschöpfe noch in der ungebundesten Weise fort, so dass viele Eilande bereits ganz entvölkert sind.

Daselbst lebt auch die grösste aller Robben, der See-Elefant oder Rüsselrobbe. (Siehe illustr. Naturgeschichte, Bd. I, S. 291 bis 293.) Ueber die frevelhafte Vernichtung dieser Thiere, sowie auch der Wale, berichtet die deutsche Station zur Beobachtung des Venusdurchganges von Kerguelens-Land, im Globus 26, S. 26: „Alle Robben, die ihre Nahrung im Meere finden, sind genöthigt auf dem Lande zu werfen und auch da die Jungen zu säugen. Während dieser Zeit fallen die Alten wie die Jungen den Seehundsjägern zur Beute und gleich den Walen werden auch sie allmählich vernichtet. Die Männchen, welche die grössten sind und den meisten Speck liefern werden vorgezogen, doch werden die Weibchen und Jungen ebenfalls vernichtet. Auf den Kerguelen besteht dieser Krieg seit vierzig Jahren und es sind nur noch wenige übrig ausser in einer Bucht, in welche man der heftigen Brandung wegen sich nicht wagt. Eine Rotte von etwa dreissig „Killers" oder Tödtern blieb einige Winter über hier und hatte furchtbar unter den Thieren gehaust und eine ungeheure Menge Fett in Fässern aufgesammelt. Es vergingen aber mehrere Jahre um dasselbe verschiffen zu können und so kamen sie auf den wahnsinnigen Gedanken das Fett zu verbrennen." So wirthschaftet der rohe und durch keine Gesetze im Zaum gehaltene Mensch. Er kann nur zerstören aber nichts aufbauen und seine Gesinnungsgenossen schreien überall nach Freiheit und Menschenrecht, damit der Umsturz alles Bestehenden möglichst schnell herbeigeführt werde. Noch zwanzig solcher glorreichen Jahre des Freihandelthums und die ersehnte Auflösung ist erfolgt. — Wie lange Zeit hat es erfordert, bis England erst durch das Fenierthum zu der Einsicht gelangte, was ihm das Asylrecht für Schaden gebracht hat und wie langer Zeit wird es bedürfen um zu erkennen, dass seine Handelsfreiheit die Welt ruinirt! —

Die eigentlichen Seehunde werden jährlich noch von hanseatischen Rhedern und denen anderer Nationen zu etwa 60 bis 80 000 Stück getödtet. Da diese Thiere zu den unentbehrlichsten Lebensbedürfnissen der Eskimos und Grönländer gehören, so sollte deren Fang in den dortigen Meeren streng untersagt werden. Das deutsche Reich hat vor einigen Jahren ein Schongesetz der Seehunde in den nordischen Meeren erlassen. (Weiteres siehe illustr. Naturgeschichte, Bd. I, S. 388 und 289.)

Der Walfang in den nördlichen Meeren ist durch die unsinnigsten Verfolgungen auf ein sehr spärliches Mass herabgesunken, doch ist eine gänzliche Ausrottung bei ihnen weniger zu fürchten wie bei den Robben, die durch ihr Fortpflanzungsgeschäft wenigstens einen Monat lang der Massenvernichtung ausgesetzt sind. Die Wale dagegen ziehen sich leichter vor ihren Verfolgern zurück. Man berechnet, dass jährlich etwa 10 000 Wale gefangen werden, welche Summe die jährliche Fortpflanzung schwerlich decken wird. Der Ausfall der Ausbeute macht sich daher von Jahr zu Jahr fühlbarer und mahnt zu strengster Schonung. Von selbst wird der gewinnsüchtige Mensch dieselbe aber nicht betreiben. Er wird entweder nur durch den Schaden davon abkommen oder durch strenge Schongesetze dazu gezwungen werden können. Um dieses zu erreichen, wird eine höhere Besteuerung der erzielten Produkte eintreten müssen, mit welchen die Mittel zur Beaufsichtigung des gesammten Meerthierfanges wenigstens solange zu bestreiten wären, bis alle Nationen sich zu einem internationalen Thierschutz vereinigt hätten.

Moralisch und ökonomisch sind wir jedenfalls dazu verpflichtet und diese Gründe sind gewichtig genug, um etwaige politische Einwände dagegen verstummen zu machen. Die hochklingenden Tiraden von Welthandel und Freihandel haben ihre egoistischen Absichten längst erkennen lassen, — die Natur verlangt das Recht des Schutzes, — den wir ihr im eigendsten Interesse zu geben verpflichtet sind.

Die Thiervernichtung in Europa.

Unter dieser verstehe ich den Vogelmord in Süd- und Westeuropa und die gedankenlose Ausrottung anderer nützlichen Thiere. Das Allgemeine über diesen wichtigen Gegenstand ist schon vielfach ventilirt worden, weshalb ich mich mehr auf das weniger

Bekannte zu beschränken habe, in welchem der eigentliche Schwerpunkt der Sache liegt. — Wie ich schon mehrfach nachgewiesen, müssen wir die Ursache dieses grossen Uebels wieder nach Rom verweisen, dessen Grausamkeiten gegen die Thierwelt, wie eine böse Saat sich überall hin ausgebreitet hat. — Hatte doch schon das alte Rom mit seinen Glirarien, Leporarien, Ortolan- und anderen Mästereien mehr, den Grund zum heutigen Vogelmord gelegt, der das Volk in seinen niedersten Schichten beseelte. Der Durchzug so vieler Millionen von Vögeln zur Herbstzeit gab vollends Veranlassung den Vogelfang zum Volkssport zu machen. Derselbe ist also sozusagen uralt und die spätere katholische Kirche vermochte es nicht (wenn sie es ja versucht haben sollte) diesem Uebelstand zu steuern, denn wir sehen heute noch viele katholische Priester an dieser Art Volksbelustigung sich betheiligen. Hierbei muss zugleich bemerkt werden, dass fast alle Vögel, selbst die ausgesprochendsten Insektenfresser mit alleiniger Ausnahme der Schwalben, zur Herbstzeit Beeren, Weintrauben und weiche Früchte, wie Feigen und dergl. sehr gern fressen und die Südländer durch diese zahllosen Scharen sehr gebrandschatzt werden. Dieser Umstand giebt somit den Südländern Entschuldigungsgründe an die Hand, weshalb nicht so leicht an eine Aufhebung des Fanges zu denken ist. Anderseits müssen wir bedenken, dass der Vogelfang in Italien, wie ich soeben gezeigt habe, schon ein uralter ist, während die trostlose Abnahme der Singvögel bei uns, erst seit einigen Jahrzehnten so empfindlich bemerkbar geworden, weshalb die wirkliche Ursache somit im eigenen Lager und nur in dem beliebten „rationellen Betrieb" unserer Felder und Wälder zu suchen ist, wie ich bereits nachgewiesen habe.

Die Kölnische Zeitung vom 24. Juni 1881 bringt von einem sehr unterrichteten Augenzeugen, unter dem Titel „die Jagd in Frankreich und der Vogelmord", eine Reihe höchst wichtiger Thatsachen zur Besprechung, von welchen ich die gravierendsten im Auszuge vorführe. Was die Jagd anbelangt, sagt unser Gewährsmann, ist Frankreich ein jägerreiches aber wildarmes Land, nur Wölfe giebt es daselbst noch in Menge und zwar deshalb, weil kein Hochwald mehr existirt und nur fünfzehnjähriges Stangenholz gezogen wird, dessen Undurchdringlichkeit namentlich in den Bergschluchten, die Schlupfwinkel der Wölfe und Wildschweine birgt. Die vielen Revolutionen haben des Landes naturgemässe Verhältnisse zerstört, weshalb es bald von Trockenheit, bald wieder von grossen Ueber-

schwemmungen heimgesucht wird. Der revolutionäre Ruf nach Freiheit, erfand die Jagdscheine, die dort mit 23 Mark gelöst werden können, also ähnlich wie bei uns.

Diese fortschrittliche Errungenschaft, wie sie mit Vorliebe von unseren Weltbeglückern genannt wird, hat denn auch in Frankreich wie bei uns, das edle Heer der Jagdbummler erzeugt, was gern knallen hört und einen angeschossenen Hasen für einen Rehbock ausgibt, der nicht weit vom Anschuss liegen muss.

Unser Gewährsmann macht uns in Hinsicht des Vogelmordes in Frankreich, mit jenen durch hohe Mauern umgebenen „clos" bekannt, in welchen das ganze Jahr ohne Jagdschein Vögel geschossen werden dürfen und wo es natürlich keine Vögel mehr gibt. Sodann geht er auf den Vogelmord im südlichen Frankreich über, wo es in der Nähe der Städte, bei jedem Dorf und Weiler, eine Menge mit Mauerwerk und Gesträuch umgebene Erdhütten giebt, die mit Schiessscharten versehen und vor denen Bäume zum Einfallen der Zugvögel aufgestellt sind. Diese unzähligen Mordhütten werden *„le poste"* genannt. Am frühen Morgen begiebt sich der noble Gentlemen mit seinen Lockvögeln in kleinen Käfigen dahin und hängt sie unter den Fallbäumen auf. Diesen Aermsten unter den Armen sind aber die Augen ausgestochen worden, damit sie, wenn ein Flug Vögel herbeikommt um so eifriger dieselben herbeilocken, die, wenn sie sich aufgesetzt haben, vom Herrn der Schöpfung herabgeknallt werden. Ein bescheidener solcher Posten besitzt etwa ein Dutzend solcher geblendeten Vögel, doch sind solche, die 50 und noch mehr aufstellen keine Seltenheit. Solcher geblendeter Lockvögel *„cantan ramagi"* genannt, soll jeder Vogelhändler zur Zugzeit nach Hunderten zum Verkauf haben. — Wir sehen also hier, die Kinder der *„grande nation"* zu vielen Tausenden ein Gewerbe betreiben, vor dessen Grausamkeit, einem deutschen Jäger die Haut schaudert. Bedenken wir nun, in welchem kolossalen Umfang dieser Massenmord in Frankreich, Italien, Spanien und anderen Orten betrieben wird, so muss sich jedes rechtlich denkende Gefühl dagegen sträuben und man muss sich fragen, warum in diesen Ländern noch niemand aufgetreten ist, wenigstens gegen das Blenden der Lockvögel einzuschreiten. Meine Behauptung, dass die Grausamkeiten der romanischen Völker aus dem alten Rom stammen, bewahrheitet sich hierdurch eben doch. Sollten darin die Vorzüge der klassischen Bildung liegen? —

Gegen den Schluss seines, mit noch vielen anderen Thatsachen

bedachten Aufsatzes wirft unser Berichterstatter die Frage auf: „Wäre es möglich, den Schaden an den Ernten aller Art zu berechnen, der uns erspart würde, wenn die insektenfressenden Vögel nicht so grausam verfolgt würden, so würden nicht nur Millionen, es würden Milliarden herauskommen." Gerade das ist es, worin die Regierungen aller Staaten gefehlt haben. Statt die Erhaltung des Gleichgewichtes im Naturleben im Auge zu behalten, hat man auf die fortschrittlichen Schwätzer gehört und den „rationellen Betrieb" über die Hörsäle unserer land- und forstwirthschaftlichen Schulen geschrieben. Heute haben wir den Schaden.

Die heutigen Verkehrswege haben sich erstaunlich vermehrt und so kommen nach unserem Berichterstatter zur Herbstzeit die Eisenbahnzüge mit Hunderten von Körben gerupfter Vögel aus Italien, Spanien, Korsika und andere Hundert auf den Dampfschiffen in Paris an oder gehen nach London weiter. In Marseille werden das Dutzend gerupfter Lerchen zu 60 bis 80 Pfennige wenn sie billig und etwa doppelt soviel, wenn sie theuer sind. Gerupft *„petits oiseau"*, worunter alle anderen Vögel, selbst Nachtigallen zu verstehen sind, 50 bis 60 Pfennige und wenn theuer 1 Mark. Frische Lerchen und kleine Vögel! ertönt es im Herbst an allen Strassenecken.

Wenn die Jagd geschlossen ist, dürfen in Frankreich keine todten Vögel mehr verkauft werden. Man behilft sich dann mit lebenden. Von der Küste des Mittelmeeres werden alsdann, namentlich aus Aegypten und den Jonischen Inseln, mit jedem Dampfschiff, oft zu 20 000 Stück auf einem Schiff, lebende Wachteln in Kästen herbeigebracht, die in Paris und London reissenden Absatz finden. Wenn die Regierungen den aufrichtigen Willen hätten, diesem Morden Einhalt zu thun, so wäre mit einer recht hohen Einfuhrsteuer vorläufig alles gethan und wenn das nicht fruchten sollte, dieselbe abermals zu erhöhen. Doch müsste hier gleich mit daran gedacht werden, dass eingesalzene oder irgend welcher Art eingemachte Vögel auch darunter zu verstehen sind. Dieser Weg wäre der radikalste zur Heilung des Vogelmords.

Schliesslich kommt unser Berichterstatter auf die Abwehrmittel zu sprechen und ich muss ihm vollständig beistimmen, wenn er die moralische Beeinflussung der vorzugsweise armen und ungebildeten Vogelmörder von Profession für viel zu langsamwirkend erklärt, denn hier muss ganz energisch eingegriffen werden, wozu er ganz richtig, eine internationale Verbindung der Regierungen für das ge-

eignetste Mittel hält. Wenn er aber die Frage stellt: Aber was kümmern sich die Regierungen um Sing- und Zugvögel? Politik, das Heer und die Schulden machen ihnen schon zu schaffen genug! — so muss ich seiner Ansicht widersprechen, denn nur der innere Unfrieden ist schuld, dass keine Zeit zu solchen Dingen vorhanden ist. Wählten wir in die Kammern und Reichstage nur weniger oppositionelle Leute, die vom Naturhaushalt aber keine blasse Idee besitzen, sondern wählten wir mehr praktisch erfahrene Männer, so würden die Regierungen noch Zeit genug übrig haben, sich mit den notwendigen Kulturbestrebungen zu befassen, so aber geht die schönste Zeit durch Parteizänkereien verloren. — Der innere Unfrieden stört das Staatsleben viel mehr als ein äusserer Krieg! —

b. Nützliche oder schädliche Thiere.

Die weise Absicht der Natur, durch die insektenfressenden Thiere einerseits und durch die Raubthiere anderseits, ihren Haushalt entsprechend zu regeln, wird vom Menschen nicht immer richtig erkannt, weshalb er leicht in irriger Weise den fundamentalen Naturgesetzen entgegenhandelt und dadurch seinen eigenen Interessen schroff entgegentritt. Die indirekt nützlichen Thiere überwiegen oft den direkten Nutzen.

Bei der Vogelwelt, die ihr ganzes Wesen und Wirken offenkundig vor den Augen des Menschen betreibt, hat deren enorme Nützlichkeit längst die verdiente Anerkennung gefunden und die Nothwendigkeit ihres Schutzes dringend herausgestellt und eine grosse Betheiligung gefunden. Bei den übrigen Thieren aber ist vermöge ihrer mehr verborgenen Lebensweise dieses Bedürfniss weniger erkannt worden und doch leisten auch diese eine zum Theil unersetzbare Thätigkeit, welche wir ebensowenig entbehren können. Aus diesem Grunde wird es unsere Pflicht, nicht nur den Vogelschutz einseitig zu betreiben, sondern den Naturschutz im allgemeinsten und umfassensten Sinne zur Ausübung zu bringen. In diesem Gesichtspunkt aufgefasst, gewinnt unser bisher mehr dunkles Gefühl unseres Wollens, eine greifbarere Gestalt und ein mehr achtungsgebietendes Ansehen. Um in diesem weitgreifenden Gebiet, Wiederholungen möglichst zu vermeiden, verweise ich daher auf alles das, was meine Mitarbeiter und ich, in meiner „illustrirten Naturgeschichte der Thiere", Leipzig bei Brockhaus 1881, bereits gesagt haben. Der grosse Umfang dieses Gebietes legt uns aber die Pflicht

auf, den Weg systematischer und summarischer Behandlung zu wählen, in denen wir den Gegenstand abhandeln.

Schutz der Fledermäuse. Was ich in meiner „illustrirten Naturgeschichte der Thiere" über die enorme Bedeutung und den nothwendigen Schutz der Fledermäuse auf Seite 71 bis 81 gesagt habe, dürfte hier nur noch durch folgendes zu bekräftigen sein. — Der grösste Schaden, der den Fledermäusen gegenwärtig gebracht wird, entsteht durch den einseitigen Betrieb der sogenannten rationellen Forstkultur, die nun einmal hohle Bäume nicht leiden mag. Wenn nach dem System der „reinen Bestände" länger fortgewirthschaftet wird, so werden die hereinbrechenden und unvermeidlichen Ungezieferschäden sehr bald zeigen, wie weit wir es mit dieser Weisheit gebracht haben. Würden wir nun auch durch aufgehängte Nistkästen ohne Zahl, diesen Ausfall zu decken suchen, so würden in strengen Wintern doch die Fledermäuse in denselben erfrieren und schon deshalb müssen ihnen hohle Bäume geboten werden, denn die Nothwendigkeit des Einen wird durch das Bedürfniss des Anderen hervorgebracht.

Die Wichtigkeit des Maulwurfs. (Illustrirte Naturgeschichte S. 107 bis 110.) Seitdem man die eigentliche Ursache der sogenannten Bodenmüdigkeit erkannt hat, welche in der Ueberhandnahme von zahllosen Parasiten besteht, die den Anbau vieler alten Kulturgewächse gänzlich in Frage stellt, wird man anfangen dem Maulwurf wieder sein altes Recht einzuräumen, denn man wird die Ueberzeugung gewinnen, dass man ohne die Mithilfe der von der Natur eingesetzten Thiere nicht mehr fortwirtschaften kann. Diese Nothwendigkeit hat sich sowohl jetzt unter dem Boden wie schon längst über demselben herausgestellt und die Aufgabe des heutigen Landwirthes wird es sein, mit diesen von ihm bisher missachteten Faktoren arbeiten zu müssen. — Bei der enormen Wichtigkeit dieser Sache, kann ich nicht unterlassen, die Aufmerksamkeit aller zustehenden Behörden, auf diese allein hilfebringenden natürlichen Genossen der menschlichen Arbeit zu richten, ohne welche dieselbe stets vergeblich sein wird.

Der Igel (Illustrirte Naturgeschichte, S. 104 und 105.) ist als Vertilger der Kreuzotter wohl bekannt. Man sollte diese, auch sonst nützlichen Thiere ernstlich zu schonen suchen und ihnen den Fang der Kreuzottern überlassen, denn dieses durch Menschen besorgen zu lassen, deren Herumstrolchen in den Wäldern, leicht zu Wilddiebereien führt, ist sehr verwerflich und bringt mehr Schaden

als durch das Wegfangen einiger Giftschlangen erzielt wird. Aus mehrfachen eigenen Erfahrungen warne ich ernstlich davor.

Die Spitzmäuse (Illustrirte Naturgeschichte, S. 101 bis 104.) sind gleichfalls sehr nützlich. Die Aufenthaltsörter dieser Thiere sind dichte Dorngebüsche an Feld- und Waldrändern, Hohlwege u. s. w. für deren Erhaltung Sorge zu tragen ist.

Die grossen Raubthiere, wie Bären, Wölfe und Luchse, kommen bei unseren gegenwärtigen Betrachtungen in Wegfall, weil sie mit unserer jetzigen Kultur unverträglich, der Ausrottung verfallen sind. Dieselben aber durch Gift zu vertilgen, sollte strafbar sein, weil dadurch oft grosser Schaden an kleineren Thieren verursacht wird.

Die Füchse, Wild- und Hauskatzen sind im Frühjahr, wenn sie Junge haben, der Jagd theilweise sehr schädlich, dagegen werden sie nach dieser Zeit der Landwirthschaft äusserst nützlich, weil sie dann ihren Jungen das Mausen lehren und dieses Geschäft ununterbrochen bis zum Winter fortsetzen. Ich habe viele derselben zu den verschiedensten Jahreszeiten untersucht und stets nur Mäuse bei ihnen vorgefunden. Einzelne Füchse und Wildkatzen hatten über 45 Stück Mäuse im Magen, was doch entschieden für ihre bedingte Nützlichkeit spricht. Bei hohem Schnee kommen die Mäuse aber nicht zum Vorschein. In früherer Zeit gingen die Füchse und Raubvögel dann auf die Schindanger und frassen sich dort satt. Seitdem diese aber aufgehoben sind, werden sie genöthigt Repphühner und Hasen zu überfallen, was sie früher nicht thaten und deshalb ist ihre Einwirkung jetzt so fühlbar. Der einsichtsvolle Jäger und Landwirth wird daher aufmerksam gemacht, bei hohem Schnee auch das Raubzeug zu füttern, was durch gestorbene und zertheilte Schafe, Kälber u. s. w. auf den Feldern leicht zu bewerkstelligen geht, und seine guten Folgen bald zeigen wird.

In manchen Ländern werden die Hauskatzen ihres Felles wegen viel gezüchtet und zum Winter geschlachtet. Auf der schwäbischen Alb und dem Schwarzwald z. B. ist diese Sitte sehr im Schwung und der Jagdpächter muss neben seinem Pachtgeld oft hundert vagabondirender Katzen auf seiner Jagd herumlaufen sehen. Schiesst er eine solche, so kann er bestraft werden. Wir ersehen hieraus, welche Mängel das neue Jagdgesetz noch besitzt, dass mit seinem dreijährigen Turnus fast angelegt erscheint, den Naturhaushalt auf Kosten des Materialismus zu schädigen. Eine Besteuerung der überzähligen Hauskatzen wäre daher auch in Rücksicht des Vogel-

schutzes sehr am Platz und müsste in besonderen Fällen, das an vielen Orten übliche Ohrenstutzen in Anwendung zu bringen sein, wodurch die Katzen vom Feldbesuch abgehalten werden.

Die Marderarten mausen gleichfalls stark, werden aber ihres Felles wegen viel verfolgt, wogegen die Wiesel fast ausschliessliche Mauser sind. Ihr grosser Nutzen wiegt den etwaigen Schaden reichlich auf und sind deshalb zu schonen. Anders ist es mit der Fischotter, die nach Möglichkeit zu verfolgen, wohl aber nicht so leicht ganz auszurotten sein wird.

Der Dachs ist in Weinbergsgegenden zur Herbstzeit oft sehr schädlich, indem er gleich dem Fuchs und vielen freilaufenden Hunden, sehr viel reife Trauben frisst. Es wird ihm daher dort eifrig nachgestellt. Wo kein Weinbau betrieben wird, ist Meister Grimmbart durch das Vertilgen vieler Mäuse und Insektenlarven eher nützlich als schädlich.

Unter den Singvögeln verdienen die Schwalben zuerst hervorgehoben zu werden, denn sie sind die befähigsten Insektenfänger deren Jagdrevier der weite Luftkreis ist. Man könnte sie gleich den Fledermäusen als die lebendigen Ventilatoren der Luft bezeichnen, deren Aufgabe ist, dieselbe vom lästigen Fliegengeschmeiss zu reinigen. Als solche sind sie übrigens auch längst anerkannt und der gemüthreiche Landmann betrachtet es als Glück und Frieden verheissend, wenn ein Schwalbenpaar sich in seinem Haus wohnlich niederlässt. — Nur dort, wo die Zügellosigkeit zur Freiheit erhoben worden ist, wird ihr das Gastrecht versagt und gleich den übrigen gefiederten Kindern der Luft muss auch sie sterben und den Magen des thörichten Menschen füllen helfen, dessen Wahn die Welt verödet. Diesem Grundübel der modernen Zivilisation müssen wir daher mit aller Energie entgegentreten. Vermöge ihrer Lebensweise als Segler in den Lüften sind sie an die Vertilgung kleiner und kleinster Insekten gewiesen, die sie mit ihrem weiten Rachen gleichsam aus der Luft einschöpfen. Ihr weicher und schwacher Schnabel erlaubt es ihnen nicht, sich an solche zu wagen, die sie erst zertheilen müssten, wie solches bei Vögeln mit spitzem und hartem Schnabel zu geschehen pflegt. Weil nun aber zu ihrer Sättigung eine grosse Menge dieser kleinsten Insektenformen gehört, so sieht man sie auch fast den ganzen Tag über mit deren Jagd beschäftigt. Der geringe Nährwerth derselben macht es zugleich erklärlich, dass die Schwalben bei anhaltend kühlem oder gar kaltem Wetter, wo keine Insekten fliegen, leicht verhungern und massenhaft zu Grunde

gehen, wie wir solches seit den letzten Jahren zu unserm Bedauern erfahren mussten. Vornehmlich wirkte diese Hungersnoth auf die Bruten ein, von denen unzählige nicht zur Entwickelung kamen.

Bemerkenswerth ist die Nahrungsweise der Nachtschwalben, bei deren einer die am 20. Mai 1879 bei Donaueschingen nach mehrtägigem Schnee tot gefunden wurde, sich Folgendes ergab: Dieselbe hatte, als ich sie bekam, 45 Stück dickleibige Spinner (die Art ging leider nicht mehr zu bestimmen) von der Grösse des Goldafters und 3 Stück grosse Mistkäfer im Magen, welche jedenfalls noch vor Eintritt des Schneewetters gefangen sein mussten. Hieraus erhellt, dass die Nachtschwalbe nicht durch Hunger, wohl aber durch die Kälte umgekommen sein muss. Auffallend aber bleibt immer die Menge dieser Nachtschmetterlinge, was die grosse Nützlichkeit dieser leider nicht häufigen Thiere beweist, die von unseren Schnepfenjägern so oft im Uebermuth todgeschossen werden.

Die Nachtigallen, Grasmücken, Blau- und Rothkehlchen, Rothschwänzchen, Bachstelzen, Fliegenschnäpper, Schmätzer u. s. w., welche wir als Insektenfresser oder Geschmeissvögel bezeichnen, bedürfen, wenn sie Freinistler sind, eines dichten Unterholzes und wenn sie zum Nisten Höhlungen bedürfen, müssen Bäume mit solchen vorhanden sein. Durch die neueren Bewirthschaftungslehren, welche sich in Feld und Wald Eingang zu verschaffen gewusst haben, ist aber das Unterholz in den Laubwäldern verschwunden und Trockenheit und Dürre sind dagegen eingezogen. Wo die feuchte Moosdecke früher immer noch Wasser genug an die rieselnden Waldbäche abgeben konnte, hat der heutige Forstmann eine Einöde geschaffen, die von allem Lebendigen gemieden wird. Die hohlen Bäume, als das grösste Aergernis des nach Kubikzoll rechnenden Holzzüchters sind längst verschwunden und mit ihnen sind die Wohnstätten tausender von Fledermäusen, hunderter von Eulen, Spechten, wilden Tauben, Fliegenschnäppern und anderer Vögel zu Grabe getragen worden. Das fröhliche Vogelleben ist aus den Wäldern gewichen und trauert in einigen wenigen unzugänglichen Nadelholzkulturen sein schüchternes Dasein verstohlen fort. — Die Poesie des Waldes hat dem einseitig berechnenden Menschenverstand einiger rationell denkenden Fortschrittsmänner zum Opfer fallen müssen. Schon heut zeigt sich der Ausspruch des Forstmeisters Wiese: „Dem Forstmann muss der Jäger unterthänig sein, eine Beschönigung des umgekehrten Verhältnisses

kann es für ihn nicht geben", zum allermindesten als unrichtig. — Nur zu bald dürfte sich herausstellen, dass der neugeschulte Jäger dem Forstmann die Unterthänigkeit abverlangen muss, denn nur dadurch kann das Gleichgewicht des Naturlebens gewahrt werden, dass auch das Letztere zum Schutz der Thierwelt herangezogen wird.

Die Spechte, Meisen und Drosseln sind als Waldvögel betrachtet von der höchsten Wichtigkeit. Wenn auch der Werth der ersteren durch unsere modernen Nützlichkeitstheorieen etwas anrüchig gemacht worden ist, so hat solches doch höchstens nur bei einzelnen dem Kubikzoll huldigenden Forstleuten Eingang gefunden, bei den meisten anderen aber tiefe Entrüstung erregt. Die Spechte einiger Tannenzapfen wegen aber zu verdammen, das wäre ebenso thöricht als den Jäger im Forstmann aufgehen zu lassen. Denken wir uns den Fall, dass wir die Thorheit begingen, alle unsere Spechte todzuschiessen, wer sollte dann wohl noch im Stande sein, alle verborgen lebenden Insektenlarven aufzufinden und zu tödten? Die Folge würde sein, dass schon in einigen Jahren die bittersten Klagen über derartige Verwüstungen erhoben würden. — Darum, zum Leben gehört eben auch — das Lebenlassen —, welches einfache Naturgesetz die menschliche Weisheit so leicht übersieht. Von der enormen Nützlichkeit der Meisenarten wird hoffentlich jeder überzeugt sein. Im Nothfall bedienen sich die meisten der Nistkästen, obwohl ihnen Baumhöhlen lieber sind. Unverständige Baumwirthe verkleben oder vermauern aber die Höhlungen alter Bäume, während sie es leichter hätten, über solche natürlichen Höhlen ein Schutzdach zu nageln. Kein Wunder, wenn solche Leute über Raupenfrass klagen. An Wintertagen wo Rauchfrost die Bäume mit Glatteis überzieht, leiden die Meisen und Goldhähnchen, sowie andere Vögel sehr. Zwei solcher Tage genügen, um Tausenden den Hungertod zu bringen. Man thut daher gut, fettige Fleischbrocken u. dergl. an die Bäume zu nageln, von denen bei eintretendem Nahrungsmangel diese armen Vögel dann leben. Jeder Gartenbesitzen sollte zu seinem Nutzen diese wichtige Vorsicht nicht vergessen und schon Mitte November damit beginnen. Noch in meiner Knabenzeit bestanden in Schlesien, ganz besonders aber in Böhmen etc. die verruchten „Meisenhütten", die zur Strichzeit dieser Vögel, an manchen Tagen oft 100 bis 200 Braten für leckere Mäuler lieferten. Im jugendlichen Unverstand schloss ich mich damals oft diesem interessanten Sport an, und obgleich man zu sagen

pflegt, dass frühe Sünden schliesslich zum Betschwester- und Temperenzlerthum führen, so waren sie dann doch nicht der Art, dass dieser Fall bis jetzt eingetreten wäre, wenn nicht etwa meine gegenwärtige Opposition gegen alle diese Frevel, solcher Richtung mich verdächtigt macht.

Die Drosseln gehören gleichfalls zu den nützlichsten Vögeln unserer Wälder, indem sie Gewürm und Schnecken aller Art sich am Boden zwischen Moos und Gestrüpp herausholen. Durch ihren Gesang und die Lebhaftigkeit ihres Wesens gehören sie zu den Charaktervögeln des Waldes. Wie alle Insektenfresser, verzehren sie im Herbst sehr viele Beeren, was zur Folge hatte, dass man den Dohnenstrich erfand, in welchem namentlich früher ungeheure Mengen gefangen wurden, was zu einer alten Gerechtsame der Jäger gemacht wurde. Heutzutage lohnt sich dieser Fang nur selten mehr und er ist gegenwärtig als ein Frevel gegen den Naturhaushalt zu bezeichnen, weshalb er unbedingt gänzlich aufgehoben zu werden verdient, zumal wir mit ihm und mit dem Fang der Lerchen, ja genau dasselbe thun, was wir beim Südländer abgeschafft zu sehen verlangen und wir können uns nicht einmal wie dieser damit rechtfertigen, dass die Zugvögel unsern Feigengärten vielen Schaden thun. Es wird daher wohl kaum etwas anderes übrig bleiben, als das Gleichniss „vom Kehren vor der eignen Thür" näher ins Auge zu fassen. — In welchem traurigen Grad von gänzlicher Unkenntniss, absichtlichen oder nothgedrungenen Irrlehren und Verleumdungen wir uns gegenwärtig selbst noch befinden, das hat uns im vorigen Jahr, der in der Welt- wie in der Naturgeschichte einzig dastehende Würzburger Amselprozess bewiesen.

Dem Wasserstaar, diesem lieblichen Sänger unserer Gebirgsbäche, dem heiteren Gnomen des strudelnden Wassersturzes, muss ich leider eine besondere Rubrik widmen, seitdem einer unserer besten Vogelkundigen sich veranlasst gesehen hat, diesen Aermsten zu einem gefährlichen Ichthyophagen zu stempeln. Wohl zu keiner Zeit hätte eine solche Verdächtigung so leichten Glauben gefunden als eben jetzt, wo der alles verschlingende Materialismus sich auch der einsamen Gebirgsbäche bemächtigt hat, um daselbst höchst zweifelhafte Fischzucht zu treiben. Soviel wir wissen, hat der Fischzuchtverein in Kassel für jeden getödteten Wasserstaar eine Prämie von 50 Pfennigen ausgesetzt und ich erlaube mir zu fragen, wie hoch derselbe dann seine erzielten Forellen zu verkaufen gedenkt? — vorausgesetzt, wenn er je in die Lage kommen dürfte

solches thun zu können! — Wenn die Glückseligkeit unseres vielgeliebten Magens auf solche Weise durch die Vernichtung alles freien Naturlebens und aller poetischen Reize desselben erkauft werden muss, dann freilich ist es hohe Zeit, dass wir die Zipfelmütze des Philisters aufsetzen und statt in die freie Natur, ins dumpfige Bierhaus gehen, um dort Zucht-Forellen zu essen! — Als ein würdiges Pendant hierzu tritt das von unwissenden Bienenzüchtern ausgeführte Todtschiessen aller Rothschwänzchen und sonstigen Vögel, die sich in der Nähe ihrer Bienenstöcke blicken lassen. Die Fehler, die sie durch Unkenntniss und Eigennutz bei ihrer Bewirthschaftung machen, müssen die Vögel verantworten und deshalb sterben, während der umsichtsvolle Bienenvater recht gut weiss, dass die durch die Vögel verursachten Verluste im nächsten Frühjahr wieder zehnfach ersetzt werden.

Wenn angehende Naturforscher ihre einseitigen Beobachtungen vor die Oeffentlichkeit bringen wollen, so sollten sie vorher aber genau überlegen, welche Folgen dieselben haben können, damit es ihnen nicht ergeht wie vor mehr als hundert Jahren Steller erfahren musste, dessen verlockenden Berichte über die nordische Seekuh, deren vollständige Ausrottung binnen 25 Jahren zur Folge hatten.

Zu den ausschliesslichen Insektenfressern gehören der Kuckuck und sein Küster der Wiedehopf. Der erstere wird dadurch ungeheuer nützlich, dass er nur haarige Raupen, die alle andere Vögel verschmähen und unter diesen die so schädliche Prozessionsraupe vorzugsweise frisst. Sein Magen ist von deren Haaren oft vollständig ausgepolstert. Da er bekanntlich von anderen Insektenvögeln ausgebrütet und aufgezogen wird, hängt seine Existenz immer vom Tod einer anderen Vogelbrut ab, allein diesen Nachtheil hebt seine spätere Gefrässigkeit doppelt wieder auf und ihn zu schiessen sollte eigentlich ernstlich bestraft werden. Zur Zeit der Prozessionsraupen finden sich oft grosse Mengen derselben auf solchen Plätzen ein, mit denen sie bald aufräumen, weshalb ihre Verfolgung an solchen Orten doppelt strafbar ist. Leider ersteht diesem nützlichen Vogel und dadurch vielen Vögeln überhaupt eine grosse Gefahr durch die Spielerei mit den Eiersammlungen. Gerade die Kuckuckseier haben wie der Vogel selbst manche abweichende Eigenthümlichkeiten. Vor Jahren herrschte unter den Weisen, die sich mit dieser erhabenen Wissenschaft beschäftigen, der Glaube, dass die Eier desselben immer den Eiern der Vögel ähnlich sehen, in deren Nester sie ge-

legt wurden. Diese Hypothese zu vertheidigen oder umzustossen, werden heute noch von den Epygonen alle erreichbaren Vogelnester durchstöbert, um dergleichen zu finden. Dies giebt die Veranlassung, dass viele hundert und tausend Vogelnester verlassen oder zerstört werden. Ich kann nach jahrelanger Erfahrung nur konstatiren, dass die so fühlbare Abnahme der Vögel, zum Theil dieser, unter dem Deckmantel wissenschaftlicher Bestrebungen grassirenden, Eier-Epidemie zur Schuld angerechnet werden muss.

Der Wiedehopf ist mehr Anger- als Waldvogel, der seine Nahrung in dem Mist der Viehherden findet. Er zerstört dadurch viele dem Vieh schädliche Insekten. Seit der Aufhebung der Viehweiden und der Zerstörung der ihm zum Nisten erforderlichen Kopfweiden ist er bedeutend seltener geworden als sonst, weshalb auf letzteren Punkt geachtet werden sollte.

Staar und Pirol werden von der Kirschenzeit an schädlich und was den Staar anbelangt, so ist er im Herbst ein grosser Traubenfreund, weshalb er in Weinbaugegenden sehr viel verfolgt, trotzdem aber vom Landmann gern gesehen und gehegt wird. Wo kein Weinbau getrieben wird, ist er nur nützlich und wird möglichst geschont.

Die Lerchen, diese lieblichen Sänger, welche ausser Insekten auch vielen Unkrautsamen verzehren, haben in letzter Zeit sich auffallend vermindert, weshalb ihr Fang schon vermöge ihrer grossen Nützlichkeit sehr zu tadeln ist. Noch mehr aber werden wir des Beispiels wegen auch moralisch verpflichtet, solchen einzustellen.

Die sogenannten Körnerfresser unter den Vögeln, sind dieses eigentlich nur scheinbar, denn im Frühjahr zur Zeit der Brut füttern diese ihre Jungen fast nur mit Insekten. Selbst unser verrufener Spatz fängt zu dieser Zeit eine zahllose Menge Maikäfer, die er sich oft mit vielem Geschick hoch aus der Luft herabholt. Er ist im Frühjahr also nur nützlich, wird aber von der Kirschenreife an schädlich. Will man rationell mit ihm verfahren, so hänge man, namentlich in der Nähe von Schwalbennestern, eine Anzahl leicht zugänglicher Nistkästen auf, lasse ihn ungestört brüten, wenn aber die Jungen dem Ausfliegen nahe sind, nehme man diese aus und eine Anzahl derselben liefert einen ganz vortrefflichen Braten. Auf diese Weise kann man seine Zahl in angemessenen Schranken leicht erhalten.

Die übrigen Körnerfresser verhalten sich ziemlich indifferent

und können deshalb übergangen werden. Die eigentlichen Kernbeisser werden den Kirschen oft schädlich und können durch das Abbeissen der Knospen an Obstbäumen den Gärtnern oft viel Aergernis bereiten, wogegen diese sich schon zu wahren wissen.

Die Wildtauben sind für die Landwirthschaft von grossem Nutzen, indem ihre hauptsächliche Nahrung in den leicht kenntlichen dreiseitigen Wolfsmilchkörnern besteht, von welchen sie den Kropf oft strotzend voll haben.

Die Repphühner, Fasane und Wachteln leisten dem Landwirth gleichfalls grosse Dienste durch das Wegfangen unzähliger Insektenlarven. Man findet namentlich im Herbst und Winter oft grosse Mengen derselben in ihren Mägen. Ein Paar Fasanen, die ich im Dezember aus der Gegend von Baden erhielt, hatten der eine 155 Stück, der andere 257 Käferlarven im Kropf, die fast so gross wie Mehlwürmer waren. Auch enthielten die Mägen eine grosse Menge schon mehr verdauter solcher Larven, sonst fand sich aber nichts vor. Sobald Frost eingetreten ist, leben alle diese Hühner von Saat. Der einsichtsvolle Landwirth kann hiernach bemessen, wie nützlich ihm diese Hühnerarten sein müssen und wird dem Jäger behilflich sein, solche nach Möglichkeit zu hegen.

Die Waldschnepfe gehört zu den Vögeln, bei deren Erscheinen im Frühjahr die Leidenschaft des Jägers aufs neue erwacht und alle vernünftigen Gedanken über den Haufen wirft, denn es kann doch kaum etwas Verkehrteres gedacht werden, als ein Thier, welches aus dem fernen Süden nach seiner Heimath zurückgekehrt ist um daselbst zu brüten, mit Mordgedanken zu empfangen und wirklich todtzuschiessen. Wenn die Jäger früherer Jahrhunderte mit ihren Steinschlossflinten, wo es noch Schnepfen in Menge gab, sich als Flugschützen auf dem Schnepfenstrich zu üben suchten, so hatte solches eine entschuldigende Stimme. Wenn wir aber heute mit unseren verbesserten Waffen und bei steter Abnahme dieses Geflügels dasselbe noch thun, so begehen wir ganz dasselbe, was man in anderen Fällen mit Aasjägerei bezeichnen würde, denn mit anderen Worten gesagt: schiessen wir damit uns selbst die Kuh im Stalle todt. — Jedes Paar im Frühjahr erlegte Schnepfen hätte vier Junge erziehen, die bei der Herbstsuche andere Braten geliefert hätten als die abgeflogenen Frühjahrsschnepfen. Bei der fortwährenden Verminderung der Jagd und der im umgekehrten Verhältniss steigenden Zunahme der Jagdliebhaber dürften sich die Stimmen bald verdoppeln, die für gänzliches Verbot dieses, der

Jägerei eben nicht zur Ehre gereichenden Schnepfenschiessens im Frühjahr, schon längst ausgesprochen haben.

Die Trappen sind gleichfalls sehr nützlich. Zur Zeit der Heuschreckenplage sieht man in den östlichen Ländern sie scharenweis den Heuschrecken folgen und dieselben massenhaft verzehren. Das Gleiche fand vor einigen Jahren auch in Mitteldeutschland statt. Aber auch als Mäusevertilger macht er sich gleich dem Storch und dem Fischreiher verdient.

Storch und Fischreiher galten bisher für gern gesehene Vögel und was den Storch anbelangt, so geniesst er heute noch die Achtung, ja selbst fast heilige Verehrung des Landmannes wie ehedem, denn jedes Haus schätzt sich glücklich, ein Storchnest aufweisen zu können. Nicht so entzückt ist der Jäger, denn diesen thut der Storch an jungen Hasen, Repphühnern und sonst erdständigen Vogelnestern grossen Schaden, das Gleiche hat der Bienenwirth zu klagen, denn der Storch fängt im Kleeacker eine ungeheure Menge Bienen. Der Storch sollte daher in beschränkterem Grade geschützt werden.

Der Fischreiher geht zur Sommerzeit viel aufs Feld, fängt viel Mäuse und Insekten. Ich bekam einst einen solchen, der weit über 300 Grashüpfer im Magen hatte. Seitdem die Fischzüchter in den Naturhaushalt einzugreifen berechtigt sind, wird er schonungslos verfolgt, die Fische werden aber deswegen wohl schwerlich häufiger werden.

Der gleichen Nahrungsweise wegen will ich die übrigen Sumpf- und Wasservögel hier anschliessen, soweit dieselben Einfluss auf den Naturhaushalt ausüben.

Pelekane, Kormorane und Seetaucher sind schädlich für die Fischzucht und deshalb zu verfolgen wo sie getroffen werden.

Enten aller Art, Schwäne und Wildgänse und Steissfüsse gehören der Jagd, weshalb Einsprüche seitens der Fischzüchter wohl vergeblich sein werden.

Möven und Meerschwalben werden nicht zur Jagd gerechnet. Die Möven sind in vielen Gegenden grosse Freunde des Landmannes und folgen der Engerlinge wegen dem Pflug oft in dichten Scharen. Dem Fischzüchter müssen sie aber ein gewaltiger Dorn im Auge sein, denn sie verzehren viele und in der kalten Jahreszeit sehr viele Fische. Nach dem Prinzip der Fischzüchter müssten die meisten Enten, die Möven und die Meerschwalben in

die Acht erklärt werden. Es wird sich also darum fragen, ob der Landmann und der Jäger ihre alten Rechte auf diese Vögel aufgeben und sie den Fischzüchtern überlassen wollen oder nicht. Erhalten letztere den Sieg, so stehen wir am Beginn einer neuen Weltordnung, wo alles höhere Gethier in die Fische der Zukunft übergeht.

Die Raben. Die goldnen Tage dieser schwarzen Gesellen sind vorüber, wie die von Aranjuez. Mit dem Aufhören der Galgen und der Schindanger haben sie ihre üppige Lebensweise mit einer kärglichen vertauschen müssen, wie man an den Schnäbeln die Strenge ihrer Arbeit erkennen kann. Damals war der Kolkrabe noch nicht schädlich, denn er hatte Nahrung genug, ebenso die Nebel- und Rabenkrähe. Heut ist der Kolkrabe schädlich und muss verfolgt werden und auch die Rabenkrähe bringt der Jagd theilweis schon manchen empfindlichen Schaden, doch ist sie immerhin im Vertilgen der Engerlinge und der Maikäfer dem Ackerbau noch sehr nützlich. Zur Zeit der Vogelnester werden einzelne unter ihnen, namentlich in den Gärten, den Bruten oft sehr gefährlich, weshalb auf diese zu achten ist.

Die Saatkrähe verdient ihr tägliches Brot im Dienst des Landmanns redlich, doch können in manchen Fällen auch Klagen gegen sie auftreten, die in der Regel aber auf irrigen Ansichten beruhen. Wo sie in Menge erscheint kann man überzeugt sein, dass ihre Hilfe von nöthen ist, denn umsonst hackt sie nicht den Boden auf. Ihre Vertilgung muss daher getadelt werden. Namentlich ist die Zerstörung ihrer Kolonieen sehr voreilig und dürfte bitter bereut werden. Auch die Dohle besitzt ihren Werth und ist als schädlich nicht zu bezeichnen. In der Maikäferzeit habe ich Rabenkrähen und Dohlen schon oft beobachtet, wie sie bis zu sechs und zehn Stück einen Baum in seinen Zweigen abschütteln, während andere am Boden die herabgefallenen Maikäfer verschluckten. Der Eichelhäher und die Elster müssen dagegen als arge Nesterdiebe bezeichnet werden, die überall nach Kräften zu verfolgen sind. Zu ihnen gehört auch der grosse Würger, während die übrigen Arten, welche Sommervögel sind, viel weniger schaden, indem sie zumeist von Insekten leben. — Als eine übereilte Pflichtübernahme von missverstandenem Thierschutz muss die Prämiierung von Schussgeldern auf Würger bezeichnet werden, die ein Verein der Vogelfreunde übernahm und in einem Jahr 1500 Prämien auszuzahlen hatte, worunter natürlich viele Spatzen und andere Vögel diese

grosse Zahl auszufüllen beitragen mussten, denn so viele Würger dürften kaum im Bereich einer ansehnlichen Provinz aufzutreiben sein. Wieder andere Vereine fühlen sich berufen, Schussgelder für Raubvögel auszuzahlen, wo dann fast immer die Bussarde den meisten Beitrag liefern. Die gute Absicht wird nicht verkannt, aber der Erfolg ist schädlich, weshalb zu wünschen wäre, dass alle diese Vereine „die Hand von der Butter liessen." —

Raubvögel. „Alles was krumme Schnäbel und krumme Krallen hat sind Raubvögel". Mit dieser Definition ist der Jünger des heiligen Hubertus, sei er professioneller oder passionirter Jäger, fertig und nach derselben wird ohne Gnade drauf los geknallt, wo irgend einer dieser „verhassten Bande" sich blicken lässt. Dass es aber unter denselben auch solche giebt, welche der Jagd ganz und gar nicht schaden, der Landwirthschaft aber von enormen Nutzen sind, das hört der leidenschaftliche Jäger nicht gern und nur sehr wenige sind unter ihnen, die ganz im stillen nach ihrer Ueberzeugung handeln und die Unschuldigen leben lassen. Ist doch im Herbst, wenn die Raubvögel ziehen und die Jagd noch nicht eröffnet ist, das Vergnügen gar so süss, mit dem Uhu auf die Krähenhütte zu gehen und da in einem Vormittag 6 bis 10 und mehr derselben von dem aufgestellten Krackeln herabzuschiessen. Selbst viele hochgestellte Personen nehmen an diesem Vergnügen theil und darin scheint der Grund zu liegen, dass dieses schädliche Treiben immer noch mit Stillschweigen geduldet wird. Der Wunsch, sich eines Besseren belehren zu wollen ist nicht vorhanden, weil eben die Schiesslust davon abhält und weil man sich deshalb nicht überzeugen will, so wird auch die Gelegenheit sich durch Untersuchung zu belehren, unterlassen. Wozu hat der Jäger auch Veranlassung der Landwirthschaft nützlich zu sein? — wird er doch von dieser immer mit missgünstigen Augen betrachtet, wenn er mit seinen Hunden über ihr Terrain zieht und wieviel Hasen und Repphühner könnte er im Herbst nicht mehr schiessen, wenn diese ihm in den Kleefeldern nicht so viele Junge oder Eier zerstörte? — Dieser Dualismus hält den Jäger und den Landwirth immer auseinander und bisher sind wir noch nicht zu der Einsicht gelangt, dass beide zusammenwirken müssen, den Naturhaushalt gemeinsam zu schützen. Dass aber gerade diesen zu schützen noch kein Verständniss vorhanden, das beweisen unsere Jagdgesetze und die fortwährenden Beschränkungen der im Volk verhassten und von seinen Vertretern nach Kräften unterstützten Massregelungen. Man hat immer nur

den direkten Nutzen, den uns die Natur gewährt, im Auge, aber niemals den indirekten, der zur Erhaltung ihres Gleichgewichtes nöthig ist. Wenn wir die Gesetze der Natur nicht beachten, so werden auch wir bald auf den Standpunkt jener überkultivierten Länder angekommen sein, die heut diese Missachtung so schwer zu büssen haben. Der gegenwärtig fast verachtete Stand des Jägers ist aber der einzige, der den Naturschutz zuszuüben berufen ist und deshalb muss auf die Ausbildung desselben alle Sorgfalt verwendet werden, wodurch der berühmte Ausspruch des Forstmeisters Wiese „dem Forstmann muss der Jäger unterthänig sein" u. s. w. doch einigermassen alteriert werden könnte. Wer in aller Welt hätte wohl die gleiche Gelegenheit, der Jagd, der Landwirthschaft, dem Forstwesen, dem Vogelschutz und endlich auch dem Fischereiwesen, so weit es Thiere betrifft, so obzuliegen wie eben der Jäger. Bei einer Vereinigung aller dieser Sonderinteressen in einer Hand, lässt sich etwas Erspriessliches denken, nicht aber, wenn wie bisher, jedes einzelne Gebiet durch sich selbst verwaltet wird.

Nach diesem nothwendigen Abschweif komme ich wieder auf die Raubvögel zurück.

Die Bussarde. Wir haben deren drei, den gemeinen Mäusebussard, den nordischen Rauhfuss im Winter und den Wespenbussard als Sommervogel. Alle drei sind von der Natur bestimmt, der grossen Vermehrung der kleinen Nager und sonstigen Gethieres entgegenzutreten. Ihre grossen breiten Flügel eignen sich nicht zu einem schnellen Stossflug wie die der Falkenarten, vielmehr sind sie dazu eingerichtet, um in grosser Höhe schweben und das Terrain nach ihrem Raub überblicken zu können.

Haben sie nun Mäuse erspäht, so lassen sie sich gern auf niedrige Bäume oder Erhöhungen herab, um einer Katze gleich auf die Mäuse zu lauern, wie dies auch die Eulen thun. Ein verständiger Landwirth wird daher, wo es viele Mäuse giebt, immer für genügende Sitzstangen sorgen, die übertag von den Bussarden und während der Nacht von den Eulen gern benutzt werden. Die Nahrung des Mäusebussards besteht hauptsächlich nur aus Mäusen, deren man oft 15 bis 20 im Kropf und Magen findet, während die Tagesration 30 bis 35 beträgt. Diesem Geschäft liegen sie solange ob bis der Schnee die Felder deckt, wo keine Mäuse mehr zum Vorschein kommen, wonach also, das Jahr bloss zu 300 Tagen be-

rechnet, 3000 Stück Mäuse kommen, die ein einzelner Bussard vertilgt, in Wirklichkeit sind es aber entschieden mehr. Bei hohem Schnee sind die Bussarde genöthigt sich andere Nahrung zu verschaffen, die oft sehr ärmlich ausfällt. In früheren Jahren besuchten sie zu solcher Zeit die Schindanger und kröpften sich da satt, weshalb sie keine Ursache hatten der Jagd schädlich zu werden. Gegenwärtig aber müssen sie sich an Repphühner halten, die sie im Lager überraschen, weshalb vielfache Klage erhoben wird. Wie ich schon beim Fuchs dargethan habe, ist das Füttern des Raubzeugs während des Schnees eine Erfordernis des modernen Jägers, was der Landwirth mit gestorbenen Hausthieren gewiss gern besorgen würde, wenn der Jäger sich mit ihm besser zu stellen wüsste. Aufmerksamkeit und Dankbarkeit liegen hier dicht bei einander. Würde der Jäger dem Landwirth zulieb die Bussarde schonen, so würde der Landwirth gewiss sehr gern die Fütterung des Raubzeugs übernehmen und dafür erhielt der Jäger einen Theil seiner Hasen und Hühner. Es früge sich dabei aber nur, was die Sanitätsmassregeln dazu sagen würden, die zur Winterzeit den Anforderungen der Natur gemäss abzuändern wären.

Wenn die Bussarde Junge zu ernähren haben, können sie aber nicht mit jeder Maus zum Horst fliegen und deshalb rauben sie zu dieser Zeit junge Hasen und dergl. Sobald die Jungen ausgeflogen sind, wird wie beim Fuchs, der Mäusefang ausschliesslich exerziert. In meinem praktischen Beruf habe ich bis jetzt mehr als 2000 Bussarde nach ihrer Kröpfung untersucht und wird man hoffentlich einer solchen Stimme mehr Gehör geben als oberflächlichen Annahmen. Unter allen diesen habe ich nur einmal ein Repphuhn im Kropf gefunden, was auch von ihm, dem Bussard, gefunden worden sein kann. Bei weichem Winterwetter, wenn die Maulwürfe stossen, findet man namentlich beim Rauhfussbussard, aber auch beim Mauser, oft 6 bis 8 derselben im Kropf, im Frühjahr oft Frösche und Blindschleichen, später Maikäfer und Mäuse bis endlich Heuschrecken und Insekten verschiedener Art dazu kommen. Der Wespenbussard lebt schliesslich fast nur von Insekten, Hummelhonig und Amphibien, doch fand ich einmal Schalen von verschluckten Vogeleiern in seinem Kropf. Die grosse Nützlichkeit der Bussarde kann somit selbst von den ausgesprochensten Gegnern nicht mehr in Abrede gestellt werden und wer dagegen auftreten will, den verweise ich auf den Bibelspruch der sagt: „Verbinde dem Ochsen das Maul nicht der

da drischet." Nach einzelnen Ausnahmefällen darf man die Natur nicht richten, denn sonst müsste zuletzt alles ausgerottet werden.

Als ein höchst tadelnswerthes Benehmen muss bezeichnet werden, dass es Reviere giebt, wo im Frühjahr die Horste ausgenommen werden, was natürlich die Bussarde am meisten trifft, da die gemeinten Habichte sich in grosser Minderheit nur vorfinden, die viel besser zur Zeit der Jungen beim Horst zu schiessen sind. Eine andere Schädigung wird jetzt von mehreren renommirten Fangeisenfabriken verursacht, welche Habichtseisen anpreisen, die in den Feldern auf besonderen Pfählen angebracht werden. Leichtgläubige giebt es genug die an deren Erfolg glauben. Wer aber die Natur des Habichts kennt, der weiss, dass derselbe sich auf solche freie Pfähle nicht setzt. Ich kenne mehrere solche Reviere, wo diese Einrichtungen getroffen sind, was daselbst aber gefangen wird, das sind übertag Bussarde und des Nachst Eulen, aber der schlaue Habicht fängt sich nimmer, denn der geht nur in den Habichtskorb, wohin ihn die Taube lockt. Diese Habichtseisen sollten strengstens verboten werden. Auf der Fischerei-Ausstellung in Berlin waren diese Folterinstrumente der Thierwelt nebst ausgestopften Thieren darin aufgestellt und alle Welt amüsirte sich darüber! —

Der Thurmfalk ist gleichfalls sehr nützlich durch seinen Insekten- und Mäusefang. Er ist nur nützlich und verursacht gar keinen Schaden, wie sämmtliche

Eulen mit Ausnahme des Uhus. Die Nützlichkeit der Eulen ist durch den Mäusefang hinlänglich bekannt und doch werden sie vermöge ihrer sonderbaren Gestalt leider viel verfolgt. Die Schleiereule ist auf Kornböden viel besser zu brauchen als die Katze, die das Korn leicht verunreinigt. Man sollte ihr dort leichten Zugang verschaffen. Im Kropf eines grossen Waldkauzes fand ich einst über 70 Raupen des grossen Kieferschwärmers, andererseits verzehrt derselbe aber auch manchen kleinen Vogel. — Der Uhu allein ist schädlich und verdient keine Schonung. Seine Verwendung auf der Krähenhütte sollte aber der Bussarde wegen möglichst eingeschränkt werden, denn gerade sie werden bei dieser Jagd am meisten hingemordet.

Die Gabelweihen oder Milane müssen für ebenso schädlich wie nützlich betrachtet werden, denn sie sind sehr erpicht auf Eier und junge Vögel, während sie zu grösserem Raub viel zu schwerfällige Flieger sind. Dagegen sind die eigentlichen Weihen, durch

ihr niedriges Streichen über die Felder sehr gefährliche Räuber, denen so leicht kein junger Hase und kein Repphuhnnest entgeht.

Die Habichte, der grosse Taubenhabicht und der kleine Sperber sind entschieden die schädlichsten Raubvögel unserer Felder und Wälder, auf welche ohne Unterschied gefahndet werden muss. Ihre Banditennatur verheimlicht aber ihr blutiges Handwerk, denn sie fliegen selten in freier Luft wie die Bussarde, Gabelweihen und Thurmfalken, deren schöne Kreise oder Ritteln das Auge erfreuen. Durch Bäume und Waldränder gedeckt fliegen sie wie ein Dieb daher, um ihre sorglosen Opfer zu überfallen. Sie fressen am liebsten Federwild, dem sie erst das Blut aussaugen und dann erst, wenn keins mehr fliesst, zum Rupfen und Verzehren übergehen. Vorzüglich sind Repphühner und Tauben des Habichts Beute. Bei einem Sperber fand ich einst Ueberreste von 5 Vögeln, die ihm an einem Tag verfallen waren. Der Habicht fängt sich am leichtesten in einem sogenannten Habichtskorb, in dessen unteren Theil eine lebende Taube eingesperrt ist. Der gefühlvolle Mensch muss aber Mitleid für ein so allem Wetter ausgesetztes Thier haben, das oft tagelang ohne genügendes Wasser und unter Umständen tagelang ganz ohne dasselbe bei brennender Sonnenhitze schmachten muss, denn viele Jäger sind hart und das Wasser ist oft weit. Kommt nun endlich ein Habicht herbei und fängt sich, so muss die arme Taube unter ihm die schrecklichsten Qualen fortwährender Angst leiden, da der Wildfang über ihr sich entsetzlich geberdet. Aus moralischem Pflichtgefühl mache ich darauf aufmerksam, dass eine lebende Taube viel praktischer durch eine gut geschnitzte und gut gemalte hölzerne Taube ersetzt werden kann, wobei der Vortheil nicht hoch genug anzuschlagen ist, dass hier das Gitter über der Taube wegzulassen ist, was den Habicht immer längere Zeit abschreckt. Sieht er dagegen kein Gitter über der Taube, so stürzt er sich viel leichter in den Korb. Ich habe diese Fangart schon öfter mit ausgestopften Tauben versucht und binnen acht Tagen drei Habichte damit gefangen. Die ausgestopften Tauben mussten aber jedesmal durch neue ersetzt werden, weshalb gut geschnitzte und gemalte vorzuziehen sein dürften, die der Räuber nicht so leicht beschädigen kann. Will man ganz rationell verfahren, so kann unter den Korb ein kleiner Windfang angebracht werden, der die hölzerne Taube durch einfachen Mechanismus etwas bewegt. Ich kann diese Manier bestens empfehlen, da sie keine Thierquälerei verursacht und ihren Zweck glänzend erreicht.

Ueber die selteneren Falken und Adler zu schreiben halte ich für überflüssig, da diese eben nur selten zu Schuss kommen und jeder weiss, was er in solchen Fällen zu thun hat.

Unabsichtliche Thiervernichtung.

Als solche ist in erster Linie unser naturwidriges Wirthschaftssystem in Feld und Wald zu bezeichnen, das immer nur kultiviren und produzieren will ohne die Natur um Rath zu befragen. Nur allein diesem gedankenlosen Treiben haben wir es zuzuschreiben, dass die Jagd mit jedem Jahr erbärmlicher wird, dass die Vögel so empfindlich abgenommen und der Ungezieferfrass so bedenklich zugenommen; dass dem Wald seine Feuchtigkeit entzogen; die Quellen und kleinen Bäche versiegen und dadurch Waldbrände und schliesslich Wolkenbrüche und Ueberschwemmungen immer häufiger werden. Ich meine, dass die Summe dieser Thatsachen gross genug ist, um dieses Raubsystem am gesammten Naturleben zum Stillstand und zur Umkehr zu bringen. Ohne die Natur und die von ihr angewiesenen Kräfte richten wir nun einmal nichts aus. Statt ihr Wächter zu ihrem Schutz hinzustellen, werden Wetterpropheten beauftragt, uns mit orakelhaften Weissagungen irre zu führen, denn gerade gegenwärtig, wo es fast täglich regnet, schreiben diese: „Himmel bewölkt, vorzugsweise trocken". Es ist mir geradezu unverständlich, wie man für solche Dinge Geld verschwendet, während man gerade dort spart, wo es nützlicher angewendet wäre. —

Wollen wir also dem, durch unser Verschulden bankerott gelegten Naturhaushalt wieder aufhelfen, so müssen wir mit allen erdenklichen Kräften darauf hinarbeiten, dass die vom Unterholz entblössten Wälder sich wieder mit einer schützenden Moosdecke überziehen können, was freilich leichter zu verderben ging als wieder gut zu machen ist, wie unsere Haarkünstler mit den Kahlköpfen längst erfahren haben, die dann schliesslich doch zu einer Perücke greifen müssen. Sodann sind im Wald alle Hohlbäume möglichst zu schonen, um den so wichtigen Fledermäusen, Eulen u. s. w. ihre Wohnstätten zu erhalten. Auf den Feldern sind, wenn irgend thunlich, alle Hohlwege mit Dorngestrüpp und Nadelholz zu bepflanzen, dichte Hecken und sogenannte Remisen wieder anzulegen, überhaupt suche man überall wo irgend ein Plätzchen ist, dasselbe mit dichtem Gesträuch zu bepflanzen.

Im Augenblick, wo ich diese Zeilen zur Korrektur erhalte, treffen die traurigsten Nachrichten aus Nordamerika ein, worin alles das, was ich unter „Pflanzenleben und Klima" geschrieben, sich leider nur zu vollständig bestätigt. Es heisst:

„New-York, 12. September. Ein Ost-Orkan wüthete auf der atlantischen Küste. Ein Regenschauer in den Weststaaten scheint die Dürre beendet zu haben. — Das Hilfskomitee, welches die von den Waldbränden heimgesuchten Distrikte Michigans bereiste, theilt mit, das bisher 200 Leichen begraben worden seien und fortwährend neue gefunden würden. 1500 Familien mit 10 000 Köpfen sind der Hungersnoth ausgesetzt, wenn nicht bald Hilfe kommt."

Wenige Tage zuvor ereignete sich der Bergsturz bei Elm in der Schweiz und alle diese Unglücksfälle hat die Unvorsichtigkeit menschlichen Eigennutzes hervorgerufen. Beweist dieses nicht aufs Deutlichste, dass wir mit dem Materialismus, dem Rationalismus und dem falschen Liberalismus unserer Zeit aufs Entschiedenste berechnen müssen? —

Leuchtthürme. Wer jemals Gelegenheit hatte, zur Herbstzeit in einer Seestadt und in der Nähe eines Leuchtthurmes zu wohnen, wird erstaunt sein über die oft ausserordentliche Zahl von Zugvögeln, die durch das Feuer angelockt, ihren Tod durch Anprallen an die Glasscheiben fand. Nicht bloss kleine Vögel aller Art, sondern auch Möven, Reiher und Kraniche werden am nächsten Morgen todt aufgelesen und zu Markt gebracht. Eine Vorsorge wird sich schwer dagegen treffen lassen.

Der überirdische elektrische Telegraph mit seinen vielen Drähten wird den Zugvögeln sehr verderblich. Sie sehen bei Nacht die Drähte nicht und zerstossen sich an denselben die Köpfe. Mir sind Fälle bekannt, wo auf einer kurzen Strecke ein Bahnwärter über zwanzig Vögel am nächsten Morgen auflas. Ausser Schwalben, waren Wasserrallen, eine Eule und mehrere Finkenarten darunter. Durch die Ausbreitung der Telephonnetze in den grossen Städten, wird dieser Uebelstand an Ausdehnung noch mehr vergrössert. Es wird von Wichtigkeit werden über diesen Gegenstand möglichst genaue Beobachtungen anzustellen, damit die Nothwendigkeit der Versenkung aller dieser Drähte in die Erde nachgewiesen werden kann. An der Berlin-Kölner Eisenbahn liegt schon seit Jahren ein unterirdisches Kabel, welches kürzlich durch Eintreibung eines Pfahles zufällig verletzt wurde. Man war besorgt, die verletzte Stelle zu finden, welches aber mit dem dafür kon-

struirten besonderen Instrument glänzend gelang. Es liegt somit der Einführung unterirdischer Kabel kein Bedenken mehr entgegen, dieselben immer allgemeiner zu machen.

Gefangene Vögel und Vogelfang jeder Art. Nachdem wir seit 30 bis 40 Jahren dahin gekommen sind, dass wir bittere Klagen über die Vogelarmuth führen müssen, wird es unsere dringende Aufgabe, das alte System der Duldung zerstörender Einflüsse aufzugeben und deren Schutz und Vermehrung ernstlich anzustreben.

Was den Vogelfang immer aufrecht erhält ist das Vogelhalten und gegen beides sind schon Ströme von Tinte geflossen, aber immer noch vergebens. Es handelt sich hier Klarheit in die Sache zu bringen und wir kommen an die Frage: Welcher Unterschied liegt zwischen einem Natur- und Vogelfreund und zwischen einem Vogelliebhaber. Der Unterschied liegt darin, dass der erstere den Vogel in seiner vollen Freiheit wissen und dass der letztere ihn fortwährend um sich, also gefangen halten will. Nun sind aber die Grenzen, unter welchen solches stattfinden kann, unendlich verschieden, denn die meisten Liebhaber glauben genug gethan zu haben, wenn ihre Vögel gehörig abgewartet und versorgt sind. Denken wir uns einen freien Vogel in einem engen Käfig eingesperrt, so ist das eine endlose Barbarei die keine Entschuldigung verdient und wir höchstens nur bei den im Käfig geborenen Kanarienvögeln und solchen Exoten zugestehen können. Ein anderes ist es freilich bei freien Flugkäfigen, wo der Vogel seine Freiheit einigermassen vergessen und sich fortpflanzen kann. Wie wir aber die Sache betrachten, so kommen wir zuletzt doch zu dem Schluss, dass der heimische Vogel ohne Unterschied der Freiheit nicht beraubt werden darf. Es können nur die Fälle berücksichtigt werden, wo es sich um Wiedereinführung von Nachtigallen und sonst edler Sänger handelt, die aber nie anders als in grossen freien Flugkäfigen gezüchtet werden können. Die Gefangenhaltung heimischer Vögel aber, die man in engen Käfigen hält, sollte ohne Ausnahme verboten oder mit hoher Steuer belegt werden.

In konsequenter Weise wäre auch gegen das Halten der exotischen Vögel zu verfahren, die die gleichen Rechte des Mitleides beanspruchen können und namentlich von den Händlern als Ware, nicht aber als lebende Wesen angesehen werden. Gerade von den Händlern sollte eine humanere Behandlung der Vögel und anderer Thiere verlangt werden, weil ihr Beispiel auf den Käufer einwirkt.

Ich weiss wohl, dass ich mit diesen Vorschlägen so gut wie

in ein Wespennest gegriffen habe, denn alle Liebhaber werden dieses Urtheil verdammen. Bedenken wir aber die grosse Nothwendigkeit der Sache und bedenken wir, dass unser Beispiel nacheifernd auf das Ausland wirken wird, so kann uns nichts abhalten das gute Werk mit Eifer zur Ausführung zu bringen.

Der Vogelfang würde solchergestalt ganz aufhören müssen und höchstens nur von Leuten betrieben werden, die den gemeinen Wilddieben gleich zu bestrafen wären. Natürlich müsste der Lerchen- und Drosselfang auch darunter zu verstehen sein, denn was wir dem Nachbar verbieten wollen, das müssen wir zweimal unterlassen.

Eiersammeln und Eiersammlungen. Zu keiner Zeit ist diese Leidenschaft eines grossen Theiles unserer Jugend denen Vogelstand schädlicher gewesen als eben jetzt, wo die Nistgelegenheiten so verringert und dadurch das Auffinden von Nestern so erleichtert worden ist. Diese gedankenlose Spielerei mit Vogeleiern, die unter Umständen manche Reviere total ruinieren kann, wirkt wie eine ansteckende Seuche auf die jugendlichen Gemüther und wer noch keine Gelegenheit hatte, hinter die Coulissen dieser heimlich betriebenen Leidenschaft zu blicken, erhält keine Vorstellung von ihrem grossen Umfang. Das Lächerliche und zugleich Wiedersinnige an der Sache ist, dass viele solcher Sammler bloss die Eier sammeln, ohne nach ihren Erzeugern zu fragen oder dieselben zu kennen. Wie jede Liebhaberei zur Spielerei ausartet so ganz besonders hier, wo, wie bei den Konchilien, die kleinsten Farbendifferenzen zu ihrem Besitz reizen. Es ist die höchste Zeit, dass diesem gemeinschädlichen Treiben, wie ich es beim Kuckuck besonders beleuchtet habe, ein rasches Ende bereitet werde, denn der wissenschaftliche Gewinn des Eiersammelns muss mit der Lupe gesucht werden. Alle Schulvorstände und Lehrer müssten ermahnt werden, mit scharfem Auge über diesen Unfug zu wachen, wie ganz besonders die kleinen Naturalienhandlungen ein oft schwunghaftes Geschäft mit Vogeleiern und den Apparaten zum Ausblasen derselben treiben, denen vornehmlich der Handel gelegt werden sollte.

In den Monaten Mai, Juni und Juli müssten die Wälder, Gärten und Felder besonders überwacht und kein Unberufener darin geduldet werden, denn manche Kinder zerstören die Bruten sogar aus Muthwillen und werfen sich mit den Eiern, wogegen die wirklichen Sammler oft mit Helfershelfern die Fluren durchziehen und ausplündern. Ich erinnere hier an die vor bald dreissig Jahren er-

folgte Zerstörung der plötzlich eingewanderten Flughühner und an den vor wenig Jahren eingewanderten Zwergtrappen, dessen Einbürgerung sich von selbst vollziehen würde, wenn die Eiersammler und ihre wilddiebenden Gehilfen nicht wären.

Maikäfersammeln. Wir haben dieses traurige Geschenk fortschrittlicher Selbsthilfe aus der demokratisch gesinnten Schweiz erhalten, die mit der Zerstörung ihres Naturhaushaltes viel früher fertig wurde als wir, obschon sie durch die Natur ihres Landes mit grösseren Schwierigkeiten zu kämpfen hatte. „Mit dem Pfeil dem Bogen, über Berg und Thal" etc. hatte schon seit hunderten von Jahren der freiheitliche Mensch sein Naturleben in Knechtschaft geschlagen, denn — „es ist seine Beute, was da kreucht und fleucht"! —

So hatte denn die „Freiheit" schon seit langen Jahren alle natürlichen Hilfsmittel daselbst zerstört und nur die im Frühjahr und Herbst eintreffenden Zugvögel durchzogen das Land und wurden in namenloser Zahl gefangen und gebraten. Kein Wunder, dass die Maikäferplage zeitig sich einstellte, gegen welche der Mensch allein ankämpfen musste. Die Landgemeinden wurden zum Sammeln derselben aufgefordert u. s. w. — Unsere deutschen Fortschrittsmänner erkannten in diesem Beispiel ein Radikalmittel zur Beherrschung des Uebels und die Regierungen wurden hineingezogen, um mit Gesetzen zu helfen. Das Fazit dieser Massregel war, dass wir zwar enorme Mengen Maikäfer erhielten aber mindestens ebenso viele nicht erhielten, die genügten, um eine hinreichende Nachzucht für die kommenden Jahre zu erhalten und so wird dasselbe Lied in jedem Maikäferjahr von neuem wieder abgesungen werden müssen, ohne daran zu erinnern, welchen Nachtheil solches Verfahren den Bäumen, dem Obstertrag und dem Graswuchs etc. zufügt.

Welchen grössten Schaden das Maikäfersammeln aber bringt, dass ist die Zerstörung vieler Tausend Vogelbruten, die zu dieser Zeit unserer Kurzsichtigkeit unterliegen. Jeder einzelne Baum und jeder Ast muss zu diesem Behufe geschüttelt werden, wodurch die darauf befindlichen Vogelnester in der Weise mitgeschüttelt werden, dass die Eier zerbrochen oder unbrauchbar gemacht und die Alten zum Verlassen derselben gezwungen werden. Ausserdem bildet sich zu diesem Behufe eine besondere Fraktion Thunichtgut aus, welche als Buschklepper mit ihren Maikäfersäcken herumziehen und ihrer speziellen Neigung nach jedes Vogelnest als gute Beute nehmen, um die Eier an die Sammler zu verkaufen oder sie zu essen.

Auf diese Weise entstehen die späteren Wilddiebe und die so hochgepriesene Beschäftigung armer Leute, wird schliesslich zum allgemeinen Fluch, der unsere besten Freunde, die Vögel, vollends an ihrer Zahl vermindern hilft. Treten wir daher diesem einseitigen System der Selbsthilfe allen Ernstes entgegen, denn die Natur kann immer nur durch die Natur im Gleichgewicht erhalten werden, wo der Mensch diese Rolle übernimmt, geschieht immer nur Schaden.

Die künstliche Fischzucht. Dieser Zukunftstraum materieller Phantasieen drängt sich seit neuester Zeit in die Gebiete der Jagd, des Forstwesens und der Landwirtschaft als Fremdling ein und beansprucht Rechte, die allen Naturgesetzen zuwiderlaufen, über die ich an den bezüglichen Punkten das Erforderliche gesagt habe und sagen werde. Wie kann man nur glauben, dass man je im Stande sein wird den früheren Fischreichthum unserer Gewässer wieder herzustellen, nachdem Dampfschiffe und anderer Verkehr denselben fortwährend beunruhigen und die Abwasser tausender Fabriken das Wasser entweder vergiften oder zum mindesten verderben. Wie kann man glauben, dass die künstlich erzeugte Fischbrut, wenn sie in das Fischwasser ausgesetzt worden, sich vor ihren Feinden, die sie nicht kennen gelernt hat, schützen kann. Sie kennt weder die ihr günstigen oder gefährlichen Verhältnisse und geht in kurzer Zeit spurlos verloren. Kommt endlich ein Hochwasser, so werden sie sämmtlich fortgeschwemmt, weil sie unerfahrene Schwächlinge sind. Denken wir ferner an die Krebspest, welche in letzter Zeit Millionen derselben vernichtet hat, so bürgt Niemand dafür, dass solche nicht auch die Fische befallen kann, kurz, bei der künstlichen Fischzucht heisst es auch: „Die Botschaft hör ich wohl, doch fehlt der Glaube!" — Wenn wir nun solchen illusorischen und auf noch gar keine praktischen Beweise gestützten Anforderungen zu lieb, zum Mord einer Menge verdächtig gemachter Vögel schreiten sollen, wie der Verein in Kassel mit dem Wasserstaar es gethan hat (siehe diesen), so geschieht es uns ganz recht, wenn unsere Nachkommen sich über unseren Leichtsinn bitter beklagen werden. Behalten wir nur immer die Ueberzeugung im Auge, dass der blinde Materialismus unserer Zeit, von welchem alle Schichten der Gesellschaft angesteckt sind, der grösste Feind unserer Gesittung und des freien Naturlebens ist.

Schiesswaffen. Es ist eigentlich doch inkonsequent, dass der Besitz von Schiesswaffen immer noch bei solchen Leuten geduldet wird, die durch keine Jagdkarte sich legitimiren können.

Der Wilddieberei ist dadurch, neben dem freien Erwerb des Schiesspulvers, eigentlich eine gewisse Berechtigung gegeben. Bedenken wir, welcher Unfug und welches Unglück alle Jahr durch sogenannte Freudenschiessen entsteht, so muss man sich wundern, dass man nicht schon längst ernstlich dagegen eingeschritten ist. Besonders gefährlich sind die jetzt allgemein beliebten Zimmergewehre, unter welcher Form und welchem Namen sie auch gehandhabt werden. Kaum eine Woche vergeht, wo nicht ein trauriger Fall in den Zeitungen bekannt würde. In den Händen junger Leute werden sie besonders verderbenbringend, weil damit der heimliche Vogelmord in den Gärten unterstützt und nur der Eingeweihte vermag den Unfug zu schätzen, der von einzelnen damit ausgeübt wird. Sowie ich darüber unterrichtet bin, ist derselbe so gross, dass ich eine hohe Besteuerung solcher Spielwaffen ernstlich befürworten muss.

Sprengstoffe. Die vielen Unglücksfälle und absichtlichen Schädigungen, welche mit Dynamit schon geschehen sind, haben die Frage aufgeworfen, ob es nicht räthlich sein dürfte, diesen Gegenstand zu monopolisiren. Wenn dieses erfolgen sollte, dann wäre das Gleiche auch mit dem Schiesspulver geboten und Niemand sollte dasselbe ohne Vorzeigung einer Jagdkarte oder sonst polizeilicher Erlaubniss erlangen können. In Frankreich z. B. ist das Schiesspulver ein Monopol der Regierung und ist dort dreimal so theuer wie bei uns. Was liegt dagegen, dass solches nicht auch bei uns eingeführt werden kann. Vieles Unglück und vieler Frevel würde dadurch verhindert werden.

Gift. Die Anwendung desselben auf Säugethiere, wozu also auch die Mäuse zu rechnen sind, ist streng genommen des Menschen unwürdig, denn es liegt nicht in seiner Gewalt, weiteren Schaden damit zu verhüten. Ueberall, wo man gegen Mäusefrass Gift legt, wird man auch stets eine Menge nützlicher Thiere, die vergiftete Mäuse gefressen haben, damit tödten. Ausserdem ist aber hinlänglich bekannt, dass auch andere Thiere, wie Hasen, Repphühner, Fasane, Trappen und andere mehr vergiftet und von gewissenlosen Leuten verkauft worden sind. Es sollte daher alles Giftlegen auf das Strengste bestraft werden.

In der Gegend von Strassburg wollte vor einiger Zeit ein angehender Nimrod Wölfe mit Strychnin vergiften. Diese hüteten sich davor, was er aber erlangte war, dass er ausser seinen eigenen

Jagdhunden noch gegen 16 andere vergiftete. So richtet der Mensch mit seiner Unbesonnenheit eben überall Unheil an.

Vögel zu Damenputz. Was soll man sagen, wenn das so zart fühlende Frauenherz es überwinden kann, seine Hüte mit Vogelfedern oder mit ganzen Vögeln zu schmücken? Aber soviel sieht man auch hier, dass die Eitelkeit des menschlichen Herzens doch noch grösser ist, wie dessen zartere Regungen. Freilich lässt sich die Entschuldigung rechtfertigen, dass ja nur todte Vögel dazu genommen, denn viele derselben liefern ja unsere Händler und Liebhaber. Wenn man aber erfährt, wie von einem Afrikareisenden mir erzählt worden, dass im vorigen Jahre zwei Söhne einer Pariser Putzmacherin sich bloss zu dem Zweck an der Goldküste aufhielten und daselbst Schmuckvögel für das Geschäft ihrer Mutter zu schiessen und bereits 3000 Stück gesammelt hatten, so erhält die Sache doch eine ernstere Bedeutung. Noch schlimmer wird dieselbe, wenn wir die Kreolinnen Westindiens mit lebenden Kolibris und Leuchtkäfern in den Haaren auf den Bällen erscheinen sehen. Wahrhaft lächerlich begegnen uns nicht selten die Damen in den Seebädern, deren Anbeter zum Zeitvertreib Möven geschossen hatten und diese mit erhobenen Flügeln ausgestopft, den Damen präsentierten, die sie natürlich auf ihre Hüte setzten. Warum lässt man auf den Vogelputz der Damenhüte keine Steuer erheben? —

Taubenschiessen. Schon längst haben die Thierschutzvereine gegen diese Barberei gepredigt, bis jetzt aber immer vergeblich. Man stützt sich auf das alte römische Recht und auf einige doppelsinnige Bestimmungen des Reichsgesetzes und lässt daher mehrerer ausländischen Dandys zu lieb, die Sache ruhig beim alten.

Die Mittel zur Abwehr.

Wenn ich in den vorigen Kapiteln nachgewiesen habe, dass überall, wo die Zivilisation hindringt, die Zerstörung des Naturhaushaltes auf dem Fusse folgt und wir dadurch einer Veränderung des Klimas, und einer Vernichtung unserer Existenzbedingungen entgegengehen, so wird Ursache genug vorhanden sein, dass der allgemeine Naturschutz zur Aufgabe unserer Zeit gemacht werde. Diese Aufgabe wird aber um so schwieriger, als die Zersplitterung unserer politischen Bestrebungen einer gemeinsamen Anstrengung hinderlich entgegentreten und die Theilung der Arbeit dieses Ziel vollends erschwert.

Unsere Erziehung war bisher nicht danach angethan, uns besondere Achtung vor dem so wichtigen Gesetz einer allgemeinen Weltordnung beizubringen, vielmehr war man bestrebt, die Natur als eine schutzlose, jeder Willkür preisgegebene Sklavin unserer Existenz anzusehen, aus der man nur zu nehmen, aber nichts dafür zu bieten braucht.

In früheren Zeiten waren solche Ansichten wohl zu entschuldigen, weil damals der Mensch noch im Vollgenuss eines reichen Naturlebens schwelgen konnte, dagegen hat die Ausbreitung des Menschen und die Vervollkommnung seiner Industrie in jetziger Zeit diesen Standpunkt ins Gegentheil verwandelt und wir stehen vor dem Wendepunkt, wo wir genöthigt sind, die Natur vor weiteren Zerstörungen allen Ernstes zu schützen. Zu dieser Ueberzeugung werden alle meine Leser wohl gekommen sein, weshalb ich wohl nichts weiter darüber zu sagen haben werde. Es handelt sich sonach um die Mittel zur Abwehr, die zunächst in freiwilligen Verbänden für den „allgemeinen Naturschutz" zu gründen wären. Da jedoch das gesamte Naturleben der ganzen Welt gefährdet ist, so müsste den grösseren Vereinigungen die Aufgabe eines „Internationalen Naturschutzes" zufallen, denen der Schutz der Seethiere ganz besonders, aber auch der in uncivilisirten Ländern anheim gegeben werden müsste.

Diese verschiedenen Vereine würden sonach ihre Arbeit im Verein mit den betreffenden Regierungen auszuführen und ihren Schwerpunkt in der Verbreitung naturgeschichtlicher Kenntnisse zu suchen haben, welche durch Schriften und öffentliche Vorträge zu erstreben sind. Je nach den Mitteln könnte dann auch in mehr praktischer Richtung, wie sie im ersten Theil der Naturstudien angegeben sind, vorgegangen werden.

Es wird sich hierbei zunächst um die Ausbildung praktischer Kräfte handeln, die überall thätig einzugreifen im stande sind. Naturgemäss können diese in keiner anderen Berufsklasse gefunden werden als im praktischen Jagdbetrieb. Leider ist der heutige Jäger durch die kurzsichtigen und allen Naturbedürfnissen zuwiderlaufenden Bestrebungen unserer Zeit, mit der Jagd selbst in Verfall gebracht worden, weshalb es zur unumgänglichen Nothwendigkeit wird, die Jagd und den Jäger wieder zu einer, den Zeiterfordernissen entsprechenden Stellung zu verhelfen. Dass das freie Naturleben nicht bestehen kann, wenn ihm nicht ein gesetzlicher Schutz

geboten wird, das wird wohl jedem meiner Leser klar geworden sein und dass dieser Schutz nirgends anders gefunden werden kann als in einem gesetzlich geregelten Jagdbetrieb, das wird wohl ebenso klar liegen. Wenn nun unsere materiell denkenden Vertreter in den Kammern und im Reichstage die ihnen verhasste Jagd nach Möglichkeit herabgedrückt und durch die dreijährige Jagdverpachtung und die den Franzosen nachgeahmten Jagdscheine, zum Ruin der Jagd und somit alles Naturhaushaltes beigetragen haben, so geht daraus zur Genüge hervor, dass diesen Leuten jedes Verständniss fehlt, was wir der Natur gegenüber zu befolgen schuldig sind. Die Strafe dieser Missachtung folgt auf dem Fuss, denn schon heute müssen unsere Landwirthe zusehen, wie zahlloses Ungeziefer den Schweiss ihrer Arbeit schädigt. Missgriffe der verschiedensten Art werden ersonnen und sogar amtlich angeordnet, die das Uebel aber immer nur grösser machen. Der allein richtige Weg geht nur durch die Natur, deren Hilfe wir in unserer Kurzsichtigkeit so gern zurückweisen.

Leider ist an unseren Fachschulen dieser Erfahrungssatz noch nicht erkannt worden und ihre Lehren gehen immer nach einseitiger Ausbildung positiver Kenntnisse, während die indirekten Vortheile ganz übersehen werden. Diese Richtung hat denn zuwege gebracht, dass die Jagd ganz im Forstfach untergegangen und der Forstmann zum blossen Baumzüchter erzogen wird. Ein Lehrfach für „praktische Naturkunde" existirt meines Wissens noch nirgends. Der heutige Forstmann muss die schädlichen Insekten bis zum geringsten kennen lernen. Ueber die Mittel zu ihrer Vertilgung erfährt er aber nichts als höchstens, dass nur mit Schutzgräben, kostspieligem Einsammeln etc. dabei vorzugehen ist. Die theoretischen Ansprüche, die man heut an denselben macht, sind so gross, dass man glauben könnte, der zukünftige Wald dürfte nur aus lauter gelehrten Bäumen bestehen. Wir haben die mächtigen Eichenwälder, aus denen wir unsere Schiffe bauen, die zahllosen Eisenbahnschwellen, Fassdauben und Parketböden schneiden, noch keinen hochgeschulten Forstmännern zu verdanken, sondern diese waren eben praktisch geschulte Männer, die fern von aller Theorie, ihren Beruf in aller Einfachheit betrieben. Aber sie erfüllten denselben mit Freude, weil sie ihre Mühen durch den Jagdgenuss wieder auffrischen konnten. Heut ist das anders und ich weiss wirklich nicht, ob man nicht anstösst, wenn man einen heutigen Forstmann noch mit „Jäger" anspricht, was er auch in der That nicht mehr

ist, denn seine Gerechtsame als solcher ist ja an Liebhaber verpachtet worden.

Es wird nun meine Sache sein, das Fehlerhafte dieses Systems nachzuweisen und wenn ich dabei nicht immer korrekter Ausdrücke mich bedienen sollte, diese um der Wichtigkeit der Sache willen hoffentlich nachsichtsvoll entschuldigen. Mir sind eine nicht unbeträchtliche Zahl solcher gelehrter Forstmänner bekannt, die in Wahrheit keinen Mäusebussard von einem Habicht unterscheiden können. Jedes Reh, das sie in einer Schonung stehen sehen, ist ihnen ein wahrer Abscheu. Aber „der Jäger muss ja dem Forstmann unterthänig sein", wie ein hochgelehrter Forstmann ausgesprochen hat.

Wenn es wahr ist, „dass man den Wald oft vor Bäumen nicht sehen kann", so ist es zweimal wahr, dass ein Theoretiker den praktischen Weg selten findet. Die Natur muss man mit gesunden Augen, aber niemals durch die gelehrte Brille betrachten, deren Streiflichter oft irre führen.

Es muss uns aufrichtig betrüben sehen zu müssen, dass an diesen Fachschulen die höhere Thierwelt, die doch dazu berufen ist uns nützlich zu sein, soweit vernachlässigt wird, dass man den so überaus nützlichen Bussard vom schädlichen Habicht zu unterscheiden nicht vermag, während mit scholastischer Strenge jedes unbedeutende Insekt zu kennen gefordert wird. Hieraus geht doch zu deutlich hervor, dass man dort kaum eine Idee von dem bereits allerorts anerkannt notwendigen Vogelschutz und noch viel weniger von einem allgemeinen Naturschutz haben kann. Jeder Fachgelehrte treibt eben sein Fach theoretisch auf die grösstmöglichste Höhe, ohne Rücksicht auf andere Fächer und auf den praktischen Werth seiner Ideale zu nehmen. Dieser Dualismus wird aber dadurch begründet, dass es an einer Centralleitung aller verschiedenen Disziplinen leider noch fehlt. Im Gegentheil sucht man ja eher immer noch mehr zu theilen als zu vereinigen. Die Natur verlangt aber eine Vereinigung aller Kräfte und kann mit einem vielköpfigen Regiment ihre Ziele nicht verfolgen. In Preussen, wo früher das Forstfach zum Finanzministerium gehörte, hat man die Unzweckmässigkeit dieser Einrichtung erkannt und gegenwärtig den richtigen Standpunkt eines land- und forstwirthschaftlichen Ministeriums eingenommen, von welchem für die Zukunft auch „Weidmannsheil" zu erwarten steht. Wenn ich also den Jäger, resp. den heutigen Forstmann, als den naturgemäss berufensten „Naturschutzwächter" ansehe, so setzt das voraus, dass er auch im Sinne dieses Amtes

auszubilden sein wird, d. h., dass er die der Landwirthschaft und Forstkultur nützlichen Thiere schont und hegt, den engeren Vogelschutz gleichfalls strengstens wahrt, für die Erhaltung hohler Bäume und Anpflanzung von Gestrüpp etc. Sorge trägt. Ferner wäre wünschenswerth, dass auch die Gemeindejagden in diesem Sinne verwaltet würden, denn gerade diesem naturwidrigen Treiben muss entgegengearbeitet werden. Ich glaube kaum, dass die hier klargelegten Punkte bei wahren Naturfreunden einen Widerspruch finden werden, was gegentheilige Ansichten dazu sagen, das kann den wohlgemeinten Absichten ziemlich gleich sein.

Die Naturgeschichte in den Schulen. Als ein erfreuliches Zeichen der Zeit muss es begrüsst werden, dass man gegenwärtig die Naturgeschichte fast in allen Schulen eingeführt und als ein wichtiges Bildungsmittel für die Gesittung anerkannt hat. Die Richtigkeit dieser Erfahrung wird aus den vorgehenden Zeiten bewiesen, die noch ohne naturgeschichtlichen Unterricht waren und denen daher jeder Begriff des Zusammenhanges von Natur und Menschenleben abging, aus welchen jene Verirrungen entstanden, deren Folgen wir heute so schwer zu verbüssen haben.

Was ist aber einfacher, erhabener und zugleich belehrender als die Natur und was ist empfänglicher dafür wie das jugendliche Gemüth? — Die in und mit ihr verlebten Stunden vergisst das Kinderherz nie und bleibt die Erinnerung an dieselben noch dem späten Alter eingedenk. Darum dürfen wir überzeugt sein, dass das spätere Geschlecht, das wir gegenwärtig an der Hand der Natur heranbilden, in seinem Wissen und Erkennen klarer und in seinem Handeln besonnener und weniger überstürzend sein wird. Die grosse Wichtigkeit des naturgeschichtlichen Unterrichts in den Schulen wird aus den vorgehenden Kapiteln genügend klar ersichtlich sein. Ich möchte mir bei Neuheit des Gegenstandes aus meiner vieljährigen Erfahrung noch einige Winke zu geben erlauben, die hoffentlich nicht missverstanden werden.

Soviel ich das jugendliche Gemüth kenne, so muss dasselbe schon in frühester Zeit für den Umgang mit der Natur empfänglich gemacht werden und ist der in anderen Lehrfächern übliche methodische Gang hier nicht am Platz, weil er durch seine Abstraktionen zu viele Ansprüche auf den gereiften Verstand macht. Vor solchen Anstrengungen müssen die ersten Jahre des naturgeschichtlichen Unterrichts bewahrt bleiben, vielmehr muss das Kind durch Erzählungen und Anschauungen unterhalten werden, damit es sich

auf die betreffenden Stunden freut. Es will dabei immer das ganze Thier und die ganze Pflanze sehen und kennen lernen, von den einzelnen Theilen aber noch nichts. Aus diesem Grunde mus es noch vor den Aufzählungen und Beschaffenheit der Zähne, Nägel, Schnäbel u. s. w. den Anordnungen der Blätter, Staubfäden, Fruchtknoten und Blumenblätter bei den Pflanzen bewahrt werden, bis es in gereiftereu Jahren die Wichtigkeit auch dieses zu wissen, begreift. Bei solchen, öfter mit Exkursionen begleiteten Belehrungen dürfte der Zusammenhang des Naturhaushaltes, was der Zweck dieser und jener Pflanze oder mancher Thiere sei, zur Erörterung kommen, damit die Nothwendigkeit ihrer Existenz begreiflich gemacht wird. Ein Weiteres zu sagen finde ich für überflüssig, weil jeder Lehrer am besten beurtheilen kann, was er seinen Schülern vorzutragen hat. Der Stoff ist in unerschöpflicher Weise vorhanden, wie die Natur ja selbst unerschöpflich ist. — Ueber Schulsammlungen habe ich mich in den vorhergehenden Theilen bereits hinlänglich ausgesprochen.

Wenn ich in den Auseinandersetzungen dieses wichtigen Kapitels die Zustimmung meiner Leser erlangt habe, so soll mich solches von Herzen freuen, denn wohl kaum eine wird darunter sein, die nicht durch jahrelange Beobachtung vielfach erörtert und erwogen ist. Der Frage der klimatischen Veränderung durch nordamerikanische Einflüsse, der wir gegenwärtig unterliegen, habe ich meine besondere Aufmerksamkeit gewidmet, zumal sie vor mir noch keine Beachtung und soviel ich weiss, noch keine Erwähnung fand. Ich halte dieselbe aber für so ungeheuer wichtig, dass sie nothwendig in den Kreis unserer Tagesliteratur gehört und nach allen Seiten hin erwogen zu werden verdient. — Die Thiervernichtung in den verschiedensten Punkten unseres Erdballs und selbst in Europa glaube ebenfalls übersichtlich zusammengestellt zu haben, so dass kein Zweifel vorliegt, wie und wo dabei abzuhelfen ist. Dass es in unserm weiten Vaterland an Männern nicht fehlen wird, das edle Werk eines umfassenden Naturschutzes mit Freudigkeit in die Hand zu nehmen, daran habe ich noch nie gezweifelt und ich würde mich glücklich schätzen, wenn dieselben einst sagen würden:

„Der Mann hat recht!" —

II. Einbürgerung fremder Thiere.

Diese, auch unter dem Namen „Akklimatisation" bezeichnete Erscheinung, nach welcher Thiere und Pflanzen aus ihren ursprünglichen Wohngebieten auswandern oder durch den Menschen dazu gezwungen werden, liegt tief in der Natur begründet. Die versteinerten Ueberreste früherer Erdperioden weisen uns nach, dass die Emigration schon ein altes Naturgesetz ist, denn die Gebeine von Elefanten, Nashörnern, Flusspferden, Tigern, Löwen und anderen Thieren, die wir bei uns so vielfach vorfinden, zeugen deutlich, dass diese Thiere einstmals hier gelebt und durch klimatische Umänderungen zum Auswandern nach wärmeren Erdgürteln gezwungen worden sind. Umgekehrt finden wir wieder aus viel späterer Zeit Thiere bei uns begraben, die gegenwärtig den hohen Norden bewohnen, wie das Rennthier, den Vielfrass, Eisfuchs und andere mehr. Hierauf kam wieder eine andere Zeit, in welcher Thiere des fernen Ostens, die Steppenthiere, wie Springmäuse, Ziesel, Bobacks, Saigaantilopen und das Wildpferd bei uns heimisch waren. Alles dieses beweist uns, dass lange vor menschlicher Zeit das freie Naturleben in stetem Wechsel und im Ringen um das Dasein sich bewegte, wie es heute noch stattfindet.

Mit dem Auftreten des Menschen wurde diese bisher natürliche Erscheinung auch in eine künstliche umgewandelt, denn von dieser Zeit sehen wir nach und nach eine Menge von Kulturpflanzen und Thieren aus anderen Ländern und Zonen bei uns eingeführt und heimisch gemacht worden. Aber der in der Natur begründete Trieb, den wir mit „Wandertrieb" bezeichnen können, hörte darum

nicht auf, und in der historischen Zeit sehen wir, dass die Hausratte demselben gefolgt ist und später die Wanderratte, die jetzt Weltbürgerrecht geniesst, ihr nachgeeilt und gegenwärtig das Ziesel, abermals von Osten kommend, sich wieder eingefunden hat. Dasselbe Drängen von Osten nach Westen bekundet sich auch in dem Erscheinen vieler Vögel, bei welchen ich nur die Haubenlerche, die Grauammer, das Steppenhuhn und gegenwärtig den Zwergtrappen erwähnen will.

Wir werden dabei unwillkührlich an den Einfall wilder Horden bei uns erinnert, die aus dem fernen Osten kommend, einst unsere deutschen Gauen überfluteten. Jedenfalls hört diese Strömung im Naturleben noch nicht auf und unsere Sache wird es sein, diesem interessanten Thema unsere Aufmerksamkeit zu schenken.

Mit dieser Betrachtung wären wir an die des Wesens und die Bedeutung der freiwilligen oder erzwungenen Emigration selbst gekommen und die Bedingungen zu besprechen, unter welchen eine solche stattfinden kann. Das Thier, welches seine Auswanderung und Einbürgerung freiwillig vollzieht, wird dabei von uns völlig unbegreiflichen Sinneswahrnehmungen geleitet. Vornehmlich ist es der Geruch, der den Thieren schon von grossen Entfernungen her sagt, was sie zu erwarten haben. Dieser getreue Leiter weist ihnen schon von weitem ihre Existenzbedingungen nach, in die sie fortschreitend einrücken. Augen und Ohren versehen dagegen nur den Sicherheitsdienst auf kurze Entfernungen, weil sie zu weiterem Gebrauch durch örtliche Verhältnisse gehindert werden. So folgt das Thier immer seinen Geruchseindrücken und der Jäger hat recht, wenn er behauptet, dass die Thiere das Pulver riechen. Die Thiere hören auf weiter fortzuschreiten, wenn der Geruch ihnen die Existenzbedingungen versagt. Deshalb nur wird es erklärlich, wenn wir auf manchen uns ganz passend erscheinenden Lokalitäten, die erwarteten Thiere nicht finden, die doch oft ganz in der Nähe weilen. Wissen wir doch, dass unser gemeiner Spatz in manchen Gebirgsorten fehlt und wenn man ihn dort hinträgt doch nicht bleibt, weil er eben seine Existenzbedingungen nicht riecht. Dasselbe findet bei sehr vielen anderen Thieren statt. Die weitumherstreifenden Raubthiere setzen deshalb ihre Exkremente auf Erhöhungen ab, um sie als Wegzeiger für die Rückkehr in ihre Heimath zu benutzen. Solchergestalt geht das Thier niemals fehl und die meilenweiten Indianerpfade zeigen uns, welche Sinnesschärfe der Naturmensch sich gleichfalls anzueignen vermocht hat.

In der durch den Menschen bewirkten Einbürgerung fremder Thiere ist das freilich ganz anders.

Das fremde Thier steht in der ihm angewiesenen neuen Heimath als Fremdling da und keine ihm bekannten Sinneseindrücke vermögen es mehr zu leiten. Wie ein Verirrter bewegt es sich rathlos hin und her, die Unruhe regt es auf, keine Nahrung will ihm schmecken und endlich erliegt es kraftlos dem traurigen Schicksal, denn es hat weder seine Freunde noch seine Feinde kennen gelernt. Viele derartige Versuche der Einbürgerung sind aus diesen Gründen missglückt und ich erinnere dabei nur an die des Rothhuhns, des Steinhuhns und der kalifornischen Wachtel, welche alle spurlos verschwunden sind.

Um ein Beispiel zu geben erinnere ich an unsere zwar geglückte aber doch mit vielen Gefahren verbundenen Fasanenzucht. Weil die Fasanen gewöhnlich durch Truth- und andere Hühner ausgebrütet werden und später ihre Aufzucht mehr künstlich erhalten, bleibt ihnen die so nöthige Lebenserfahrung fern. Sie werden eben von allen ihnen gefährlichen Einflüssen bewahrt und lernen kein Raubthier und keinen Raubvogel kennen. Wenn sie im späteren Alter das Weite suchen, wissen sie sich nicht zu schützen und fallen um so leichter den Raubthieren zur Beute. Bekannt ist ihr einfältiges Benehmen bei Ueberschwemmungen, wo sie scheinbar alle Besinnung verlieren, ruhig im steigenden Wasser stehen bleiben und dasselbe nach allen Seiten anstarren, bis sie von demselben erfasst und fortgeschwemmt werden. Die Eier, welche sie im Frühjahr legen, wissen sie auch nicht gehörig zu bergen, weshalb sie leicht aufgefunden werden etc. Die sogenannten wilden Fasanen sind schon klüger geworden und wissen sich besser zu schützen. Es bedarf dieses eine lange Zeit, während welcher viele zu Grunde gehen. Wir sehen also, dass ihnen die Schule des Lebens fehlt, in welcher allein der „Kampf ums Dasein" bestanden werden kann und aus diesem Grunde sind die eben berührten Einbürgerungsversuche fehlgeschlagen und werden alle weiteren fehlschlagen, wenn wir die Bedingungen des Naturlebens übersehen, wie es gegenwärtig der künstlichen Fischzucht ergeht, die ebenfalls *per ordre de Mufti* die Welt mit Fischen beglücken will aber — noch wenig Beweise geliefert hat.

Zu einer aussichtsvollen Einbürgerung gehören zunächst die klimatischen Fragen erörtert zu werden, doch beweisen uns auch viele Thiere, dass sie sich in kurzer Zeit in die extremsten Verhält-

nisse gefunden und eingerichtet haben. Das Schwierigste dabei bleibt immer die Fortpflanzungszeit, der sich Thiere der südlichen Halbkugel nur sehr allmählich und manche gar nicht anzuschmiegen vermögen. So behalten fast alle australischen Vögel, deren Fortpflanzungszeit in unseren Winter fällt, gewöhnlich mehrere Jahre hindurch diese Zeit auch bei uns bei und brüten im Winter. Erst allmählich rückt dieselbe in unser Frühjahr ein und wird konstant. Beim Axishirsch aber behalten sehr viele Mutterthiere ihre ostindische Wurfzeit noch bei und werfen oft im strengsten Winter, wobei der Wurf leicht zu Grunde geht. Nur einzelne von ihnen werfen im Sommer, weshalb die Vermehrung nur langsam vorwärts schreitet. Gegenwärtig beläuft sich der Stand des Axiswildes im Park bei Ludwigsburg auf einige 90 Stück, welche Höhe er vordem noch nie besass und als ein erfreuliches Zeichen des Fortschrittes zu betrachten ist.

Die Faktoren, mit denen wir bei der Einführung neuer Thiere zu rechnen haben, sind in unserem wechselvollen Klima keine geringen und ermahnen zu ernster Vorsicht. Bei der Wildarmuth unserer gegenwärtigen Jagd wäre es von höchster Bedeutung, derselben neue Thiere zuzuführen, wozu gerade die zahlreichen Hühnerarten aus allen Erdtheilen so reichen Stoff darbieten. Wir haben dabei aber zunächst an die Landwirthschaft zu denken, mit welcher wir allen Konflikt zu vermeiden haben. Schon früher habe ich gezeigt, wie nützlich die Fasane, Repphühner und Wachteln der Landwirthschaft sind, doch wird es immer noch lange Zeit bedürfen, um dieselbe davon genügend zu überzeugen. Es wird daher erforderlich sein, dass wir zunächst unser Augenmerk auf die Einführung solcher Hühnerarten richten, welche mit der Landwirthschaft in die wenigste Berührung kommen. Dies wären somit die nordamerikanischen Waldhühner. Es würde aber sehr tadelnswerth sein, wenn wir damit nach dem früheren System vorgingen und sie als Fremdlinge ohne weiteres bei uns aussetzten. Das Resultat würde dem der Roth- und Steinhühner wenig nachstehen, wie ich oben gezeigt habe.

Wenn wir daher vom Glück begünstigt sein wollen, müssen wir nach dem alten Sprichwort verfahren und das lautet: „Erst den Rasen und dann den Hasen." Ich halte es daher für eine unerlässliche Bedingung, an Ort und Stelle die Lebensweise und Nahrung der betreffenden Hühner genau zu studiren und die von ihnen bevorzugten Sträucher und Beerenfrüchte etc. bei uns einzuführen

und anzupflanzen. Während dem wäre es nöthig, durch Pacht und Verträge die störenden Einflüsse Anderer zu beseitigen, worauf die Züchtung in möglichst grossen freien Volieren mit entsprechendem Unterholz zu beginnen hätte. Da ich eben auf den Geruchssinn der Thiere ganz besonders aufmerksam gemacht habe, so ist auf diesen vor allem Rücksicht zu nehmen und es ist deshalb erforderlich, die Pfleglinge schon in der Jugend an einen solchen zu gewöhnen, damit sie gewissermassen an diesen gebunden sind und der sie bei ihrem späteren Umherschweifen immer wieder anzieht und zur Futterstelle leitet. Das intensivste, billigste und naturgemässigste Geruchsmittel scheint mir der Theergeruch zu sein, der an das Holzwerk der Hütten angebracht, hinlänglich sein dürfte und wären vielleicht an entfernten Waldesstellen noch kleinere solche Lockmittel anzubringen. Der Theergeruch wird von allen Waldthieren geliebt und deshalb wird es von der grössten Wirksamkeit auf dasselbe sein.

Diese kurzen Andeutungen werden vorläufig genügen, um erfahrene Fasanenzüchter auf das Nothwendigste aufmerksam zu machen. Dass fremdländische Vögel unsere Winterkälte und Schnee sehr gut überstehen, davon haben uns mehrere der Gefangenschaft entronnene und sich vollständig akklimatisirte Vögel hinlängliche Beweise geliefert. In Halle hielt sich ein Liebhaber mehrere Karolinensittiche einige Jahre im Freien fliegend und würden sich dauernd erhalten haben, wenn nicht dis Gartenbesitzer sich ihres Obstes wegen dagegen aufgelehnt hätten. Aus Heidenheim in Württemberg erhielt ich um Weihnachten einen rothen Kardinal, welcher vom Baum herabgeschossen ein wunderbar schönes Gefieder trug, wie solches nur in der Freiheit sich entwickeln kann. Das Gleiche fand statt bei einem Himalaja-Fasan, welcher schon mehrere Jahre bemerkt, endlich doch einem Schützen zu Schuss kam und mir gebracht wurde. Die schöne Karolinenente erhielt ich in Berlin mit prachtvollem Gefieder. Sie war bei Potsdam erlegt worden. In England sind dergleichen Versuche mit Papageien und anderen Vögeln schon vielfach geglückt, doch wurden sie auch da durch nachbarliche Interessen an der Weiterentwickelung verhindert. Wir ersehen hieraus, dass nicht das Klima, wohl aber der Mensch der Entwickelung des freien Naturlebens störend in den Weg tritt.

Die freiwillige Einbürgerung des Flughuhns vor etwa 20 Jahren würde wahrscheinlich gelungen sein, wenn unsere Jagdliebhaber nicht so unsinnig gegen dieselben gewirthschaftet hätten, denen die

Eiersammler getreulich geholfen haben. Wie es mit den gleichfalls freiwillig eingewanderten Zwergtrappen gehen wird, wissen wir noch nicht, doch sollte auf die Eiersammler, und ganz besonders manche dortige Naturalienhandlungen und deren Helfer, ein scharfes Auge gerichtet werden.

Das Thema von der freiwilligen Emigration der Thiere ist dem Volk und selbst dem gebildeten Publikum ein noch unbekanntes Gebiet, von dem es kaum eine Ahnung besitzt. Würden unsere Jäger und Landwirthe besser davon unterrichtet sein, so würden sie Interesse an derselben finden und ihre Freude haben derartige Beobachtungen zu verfolgen, so aber sind sie Novitäten und verfolgen sie. Es ist daher Sache der Schule und der Presse, auf solche Erscheinungen die allgemeine Aufmerksamkeit zu lenken. Es fehlt aber an Denjenigen, die es verstehen, solches dem Publikum klar zu machen, denn praktische Naturgeschichte „ist nicht", wie man in der Residenz sagt. — Ueber kleine Dissonanzen, welche auf unsern Theatern und in Konzerten vorkommen, können die Tagesblätter ganze Spalten füllen, über die Fehler aber die im Haushalt der Natur begangen werden, erfahren wir in der Regel nichts und gerade dieses beweist, wie viel uns zu einer richtigen Erkenntniss des praktischen Lebens noch fehlt.

Das Eldorado der Akklimatisation ist Australien. Dort bildet sich in des Wortes kühnster Bedeutung wirklich eine neue Welt. Die uralten Formen der Beutelthiere verschwinden allmälig wie die dortigen Urmenschen und an ihrer Stelle tritt der europamüde Kulturmensch mit seinen längst unterjochten Hausthieren auf. Physiologisch betrachtet ist es geradezu staunenswerth, welche Fruchtbarkeit sich mit dem Betreten dieser neuen Welt bei allen Ankömmlingen daselbst entwickelt, denn selbst Frauen, welche in Europa auf den Muttersegen bereits verzichtet hatten, erlangen ihn dort wieder. Bei den daselbst eingeführten Hausthieren zeigte sich das gleiche günstige Resultat und die Schafzucht wurde in dem trocknen gleichmässigen Klima bald zu einem gefährlichen Konkurrenten für die hiesige Landwirthschaft. Die wilden Kaninchen und der Haussperling wuchsen schnell zu einer allgemeinen Landplage heran, gegen welche Vernichtungsgesetze erlassen werden mussten. Das aus Asien eingeführte Kameel fand in den endlosen Grassteppen einen gedeihlichen Boden, auf welchem es viel besser wie das Pferd zu gebrauchen sein wird. Die inzwischen reich gewordenen Kolonisten versuchten es weiter mit der Einführung neuer

Thiere und liessen Lamas von den Kordilleren Südamerikas kommen, doch hier hatte man sich verrechnet. Das Klima sagte denselben nicht zu und sie gingen in kurzer Zeit zu Grunde. Viel glücklicher war man dagegen mit den indischen und afrikanischen Thieren, denn heute schon streichen Rudel indischer Hirsche und afrikanischer Antilopen in den dortigen Wäldern und Wüsten umher. Der Kreis dieser Versuche ist noch lange nicht geschlossen und wir werden mit der Zeit noch viele Thiere dort eingebürgert sehen, an die wir gegenwärtig noch kaum denken. Es vollzieht sich dort auf künstlichem Wege eine zoologische Epoche, die in allen ihren Folgen und Erscheinungen die Aufmerksamkeit des praktisch denkenden Naturforschers in hohem Grade verdient. Wir dürfen dabei aber nicht vergessen, dass umgekehrt uns Neuholland auch manche wichtigen Nadelhölzer geliefert hat und dass die Kultur der Eukalypten bei uns von grosser Bedeutung werden wird. Schon aus diesen wenigen Andeutungen wird man den hohen Werth der Akklimatisation erkennen, zumal wir an den durch Parasiten aller Art heimgesuchten alten Kulturpflanzen, die Nothwendigkeit erblicken müssen, dass nach neuen gesucht werden muss, um diese an ihre Stelle zu bringen, welches das Ziel der praktischen Naturgeschichte ist.

Europa ist noch keineswegs so übervölkert, dass es keinen Boden mehr für derartige Bestrebungen hätte, im Gegentheil besitzen wir noch Land genug, um solches ausführen zu können, wenn nur der Sinn dafür grösser wäre. Wir werden aber durch unsere überkünstliche Bildung, Zerstreuung und vornehmlich die industrielle Richtung unserer Zeit zu sehr davon abgehalten. Gerade die Industrie ist das Schoosskind aller heutigen Bestrebungen, welcher zu lieb die wichtigsten Elemente oft sehr vernachlässigt werden. Die Industrie-Ausstellungen überstürzen sich in einer bedenkenerregenden Weise und man ist schon genöthigt, auf alle erdenklichen Titel und Anziehungspunkte zu sinnen, um sie lebensfähig zu machen, weil aber die Industrie ohne Rohstoffe nichts zu leisten vermag, so ist sie an deren Spenderin, die Natur, gebunden, die sie aber nicht, wie ich bisher gezeigt habe, auf eigennützige Weise ausrauben darf.

Um hier nur mit einigen Beispielen zu dienen, will ich an die in kurzer Zeit so wichtig gewordene Einführung der Kaschmirziege in Europa erinnern, welche die Franzosen Jaubert und Ternaux im Jahr 1818 in Frankreich einzuführen bemüht waren

und welche gegenwärtig in grossen Heerden dort gezüchtet, einen bedeutenden Industriezweig hervorrief (siehe illustrirte Naturgeschichte I, S. 516).

Das Alpaka, dessen Einbürgerung in Australien missglückte (siehe illustrirte Naturgeschichte I, S. 462), würde in den Alpen der Schweiz jedenfalls günstige Resultate liefern, wenn man dasselbe dort einzuführen versuchen würde. Noch mehr aber würde die feine Wolle der Vicuña dazu reizen.

Das Rennthier, welches bekanntlich in der Eiszeit überall in Deutschland lebte, ist nach derselben aber gänzlich verschwunden. Mehrfach ist der Gedanke aufgetaucht, unsere Hochgebirge wieder mit demselben zu beleben und seitens der Schweiz wurden vor mehreren Jahren Versuche mit einer Anzahl Renns aus Skandinavien gemacht. Dieselben sind aber leider nicht durch den Erfolg belohnt worden. Jedenfalls lagen die Versuche nicht in den richtigen Händen, denn wie ich schon dargethan habe, müssen bei der Einbürgerung fremder Thiere die elementaren Bedingungen hauptsächlich ins Auge gefasst werden. Findet ein aus seiner Heimath kürzlich importirtes Thier diese nicht in gewohnter Weise vorhanden, dann irrt es ruhelos umher, vergrämt sich oder wird widerspenstig. Es muss daher erst allmälig an die neuen Verhältnisse gewöhnt werden und dies kann nur innerhalb geeigneter Räume geschehen, die nach und nach erweitert und verändert werden. Es wäre nun sehr zu wünschen, dass der Versuch wieder aufgenommen und erneuert würde, wozu ich folgenden Rath ertheilen möchte. Man sollte zunächst junge Rennthiere aus zoologischen Gärten, wo alljährlich ein bis zwei Stück zu haben sein dürften, in eine Umzäunung des Mittelgebirges bringen und sie nach einiger Zeit von dort in höhere Lagen versetzen. Zu beobachten dabei wäre, dass man womöglich keine Geschwister, sondern Thiere verschiedener Aeltern dafür auswählte. Erst wenn diese sich fortgepflanzt haben, könnte der Versuch mit frisch importirten zur Winterzeit gemacht werden, welche aber bis nach dem Abwerfen der Geweihe besonders neben den zahmen Thieren zu halten wären, damit beide sich gegenseitig kennen lernen. Erst gegen die Brunftzeit wäre eine Vereinigung derselben räthlich. Wenn diese Erfordernisse mit gehöriger Vorsicht ausgeführt werden, so ist an dem Gelingen nicht zu zweifeln und wir hätten auf dem möglichst billigsten Weg unsere Absicht erreicht. Ausser den schweizer Alpen dürfte namentlich das Riesengebirge, der Harz, der Schwarzwald

und vielleicht das Taunusgebirge auf ihren kahlen Gipfeln geeignete Punkte dafür sein.

Auch der Yack, der in den Vogesen viel gezüchtet wurde und noch gezüchtet wird, dürfte in höheren Gebirgen bessere Aussichten versprechen, doch tauchen bei ihm, hinsichtlich der Gewährung grösserer Freiheit in unseren Verhältnissen mehrfache Bedenken auf, welche seiner möglichen Verwilderung entgegentreten. Wir sehen, dass das Werk der Zähmung und Einbürgerung der Thiere, wenn wir dabei unsere Hausthiere ins Auge fassen, eine uralte, schon mit dem Leben der ersten Menschen eng verknüpfte Erscheinung ist, durch die der Mensch erst zum Nomaden, dann zum Ackerbauer wurde und seine vielgestaltige spätere Existenz immer nur mit Hilfe der ihm dienenden Thiere ausbilden konnte. Hieraus ersehen wir, dass die erste Aufgabe für uns sein muss neue fremdländische Thiere für unsere Absichten heranzubilden, welche sich mit den jetzt ins Auge gefassten landwirthschaftlichen Thiergärten leicht verbinden lässt (siehe landwirthschaftliche Thiergärten und deren Nutzen von Dr. Ludloff, Leipzig bei Barth 1881) ohne mich auf eine Kritik dieser wohlgemeinten Schrift einzulassen, möchte ich hervorheben, dass man die Grenzen solcher Anstalten nicht zu eng bemessen, sondern über den Kreis materieller Gesichtspunkte ausdehnen sollte.

Bei dieser Gelegenheit will ich nur noch an die der Mode dienenden Straussenzuchten am Kap erwähnen, welche einen Umfang erreicht haben, die uns in Staunen versetzt und hat sich dieselbe neuerdings sogar nach Südamerika verpflanzt. Die Mode ist wandelbar und wenn ihr etwas Neues geboten wird, greift sie wie ein verwöhntes Kind nach diesem, warum sollte es unserm Nachdenken nicht gelingen, sie auf längere Zeit durch etwas anderes zu beschäftigen? — Liefert doch der Pfau unserer Hühnerhöfe seine ausgefallenen Federn zu allerlei Ziergegenständen, warum sollten nicht auch andere Hühnerarten, deren wir so viele haben, das Gleiche vermögen. Denken wir nur an den Pfau, den Fasan, Gold- und Silberfasan, welche uns alle das südliche Asien geliefert hat, ferner an den Truthahn aus Amerika, die Moschus- und die Brautente von dort, an die Mandarinenenten und einige neueren Fasane, so zeigt sich, dass der Kreis der einbürgerungsfähigen Thiere sich immer mehr erweitert und damit zugleich auch der Putzsucht unserer Damenwelt Rechnung getragen wird.

Angesichts solcher Thatsachen ist es immerhin zu verwundern,

dass die vielen Geflügelzuchtvereine, die wir seit 10 Jahren in Deutschland, in stets steigender Zahl besitzen, sich immer nur im Kreis des längst bekannten Rassengeflügels bewegen, den sie, wie Mephisto das Hufeisen, zu übersteigen nicht vermögen. Eine Verbesserung unserer Landhühnerschläge wird ziemlich fruchtlos bleiben, weil die Rassenhühner eben doch nicht mehr Eier legen können als unsere Bauernhühner bisher vermocht haben und was sie etwa grösser sind, wird durch die Kostspieligkeit der Zucht wieder verbürgt und deshalb kann der Landmann sich von besonderen Vortheilen nicht überzeugen. Die Rassenhühner erliegen bei unserm rauhen Frühjahrswetter viel zu vielem Ungemach als dass sie eine wesentliche Bedeutung für die Landwirthschaft erlangen werden. Für den Liebhaber finden sie als solche aber ihren unverkennbaren Werth, der nicht bestritten wird.

In den engen Räumen, wo die Rassenzüchtung behufs der Reinhaltung der Rassen gewöhnlich betrieben werden muss, verläuft dieselbe in den ersten zwei bis drei Jahren gewöhnlich ganz erwünscht, aber bald nachher tritt Degeneration ein, weil die nothwendigen Nahrungselemente fehlen. Man erkennt solches an dem blassen blutarmen Dotter der Eier, der nur Schwächlinge erzeugt oder gar keine Jungen. Diesen unausbleiblichen Uebelständen kann nur durch Versetzung in neue Verhältnisse begegnet werden und sollten die Vereine durch Umtausch ihrer Stämme denselben entgegentreten. Bleiben die Thiere zu lange in den gleichen Verhältnissen, so bilden zuletzt sich epidemische Krankheiten aus, die durch den Schmutz hervorgerufen werden und parasitischen Ursprungs sind. Doch darüber im nächsten Kapitel.

Eine recht lächerliche Erscheinung auf den gegenwärtigen Geflügelausstellungen bilden die verschiedenen Fress-, Trink-, Brut- und anderen Apparate, Käfige etc., die ich hier noch erwähnen will. Sie werden zumeist von industriellen Köpfen erfunden und finden, da die meisten Züchter auch industrieller Richtung sind, vielfache Aufnahme. Man vergisst dabei ganz, dass die Thiere keine Menschen sind und dass die Natur nur nach natürlichen Grundsätzen behandelt werden muss. So haben z. B. alle die vielen Ausstellungen noch keine Verbesserung der Vogelkäfige bewirkt, was doch eine wesentliche Aufgabe derselben wäre. Siehe darüber „das Vogelhaus und seine Bewohner".

Zur Lapinzüchtung.

Als ich im Jahr 1867 in Paris war, sah ich mehrere Bauern, in jeder Hand einige Hasen tragend und dieselben feilbieten. Bei näherer Besichtigung entdeckte ich, dass es Lapins waren, die in den dortigen Restaurants als Hasen verspeist werden. Mir fiel sofort der Gedanke ein, dass solche Thiere auch bei uns für kleinere Haushaltungen, wo Futterabfälle stets vorkommen, sehr zweckmässig sein müssten und besprach mich deshalb mit sachverständigen Leuten, welche diesem Gegenstand bereits länger ihre Aufmerksamkeit geschenkt hatten und wirklich wurden im folgenden Jahr Anstalten zur Anschaffung solcher Thiere getroffen und später sogar öffentlich ausgestellt und ganz glückliche Resultate mit ihnen erzielt. Als im Kriegsjahr 1870 unsere Truppen in Frankreich waren, berichteten verschiedene Soldaten über die Lapinzuchten Frankreichs nach Hause und sprachen sich sehr günstig über dieselben aus. Dies brachte Bewegung in die Sache und bald entstand ein lebhafter Import derselben nach hier. In kurzer Zeit waren allerorts Zuchten angelegt und es entstanden sogar Zuchtvereine, sowie Zeitschriften dafür. Die Geflügelzüchter nahmen die Lapins sogar in ihre Ausstellungen auf und alle Hoffnung war vorhanden, dass hieraus sich mit der Zeit auch ein kleiner Industriezweig bilden würde. Dies wäre alles wohl gelungen, wenn man langsamer zu Werke gegangen und Erfahrungen gesammelt und abgewartet hätte. Allein die Gründerzeit spukte damals schon in den Köpfen und man wollte in der Lapinzucht auch schnelle Resultate sehen. Spekulative Köpfe bemächtigten sich derselben und wollten es den erfahrenen Franzosen gleich thun oder dieselben sogar übertreffen. Es wurden die unsinnigsten Einrichtungen getroffen, die Thiere in kleine, mehrere Etagen bildende Kästen gesteckt, wo sie sich kaum rühren konnten und ihr Futter fortwährend verunreinigen mussten. Während nun die Franzosen solche Räume nur zum Mästen der Lapins auf kurze Zeit benutzen, bediente man sich derselben bei uns zur Züchtung. Anfänglich ging auch hier die Sache gut, aber plötzlich traten Krankheiten auf, welche in kurzer Zeit ganze Züchtereien vernichteten. Die Unsauberkeit in den Käfigen hatte parasitische Pilze ausgebildet, welche dem Futter mitgetheilt, Durchfälle erzeugte, die in kurzer Zeit die Thiere hinrafften. Dass auf solche Weise die Lapinzucht in Misskredit kommen musste, liegt auf

der Hand, und wir Deutsche haben uns den Franzosen gegenüber glänzend blamirt. Kann man doch keine rentable Mehlwurmhecke anlegen, wenn man die Bedürfnisse des Lebens dieser Thiere nicht kennt, um wie viel mehr muss solches bei höheren Thieren beobachtet werden. Unsere Züchtungshäuser können daher keine „Zuchthäuser" sein, denn zwingen lässt sich die Natur nun einmal nicht.

Befragen wir die Natur, so ist die Züchtung ungeheuer einfach, denn sie verlangt neben angemessener Nahrung auch möglichst freie Bewegung. Können wir diese Haupterfordernisse unsern Zuchtthieren nicht geben, so bleiben wir davon zurück und mästen blos. Ein trocken gelegener Hügel mit passender Umzäunung ist die erste Bedingung, wo Höhlen angebracht sind und später die Mutter mit ihren Jungen in versetzbaren Hürden mit kleinen Hütten untergebracht werden. Weiterer Belehrung bedarf es für die naturgemässe Behandlung nicht. Es wäre sehr verdienstlich, wenn die Lapinzüchtung in Deutschland wieder in Aufnahme gebracht würde.

Photographische Aufnahmen lebender Thiere.

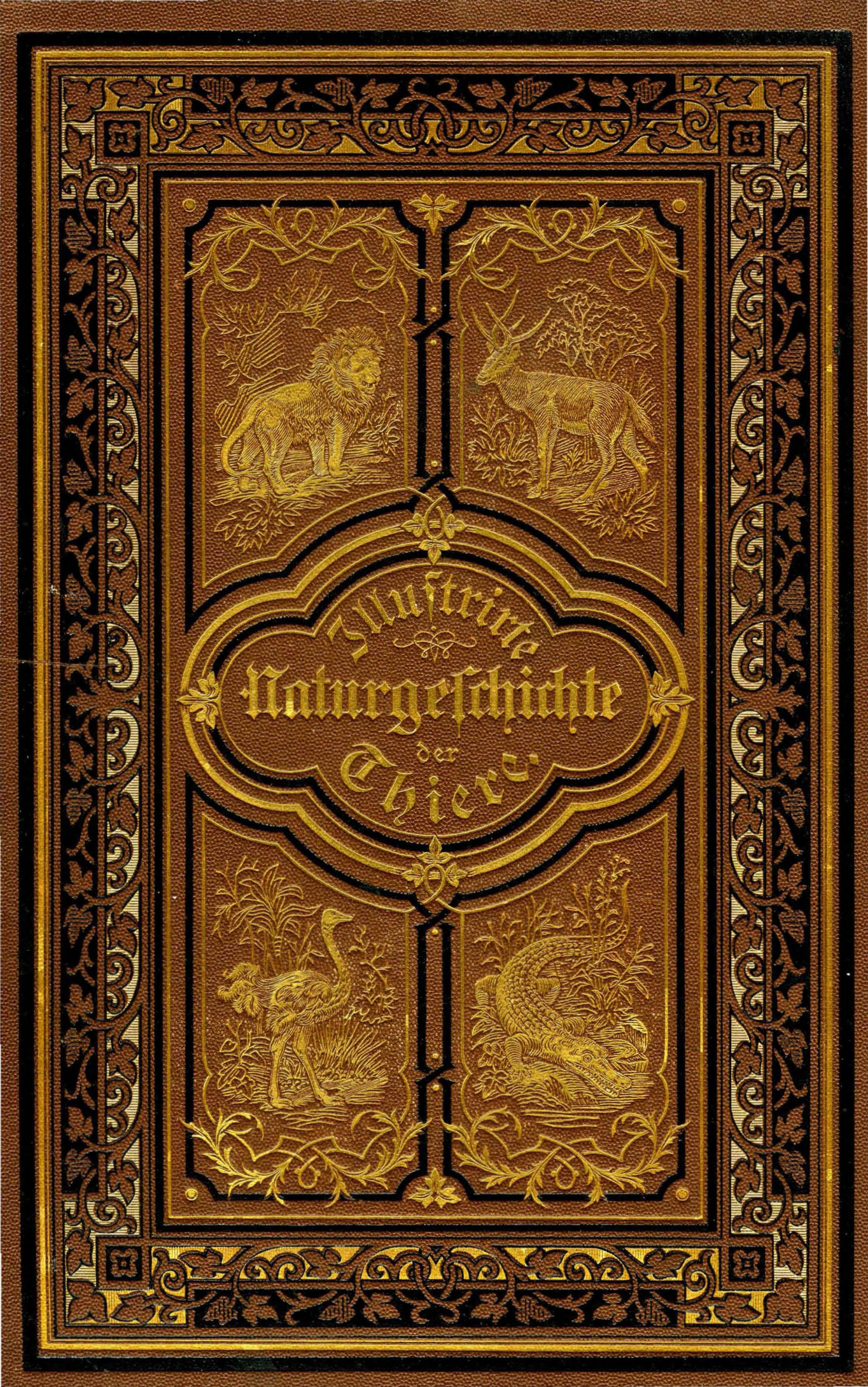
Schon seit einer Reihe von Jahren haben wir photographische Aufnahmen von Thieren aus Thiergärten, die anfänglich fast nur aus Stereoskopen bestanden und deshalb theuer waren. Später gesellten sich auch einfache Thierbilder aus Ausstellungen und von anderen Orten dazu, so dass wir bald ein wichtiges Material erhielten. Die Wichtigkeit solcher Bilder für Fachleute und Künstler ist von unbestreitbarem Werth, weshalb es nicht ohne Wichtigkeit sein wird, über einige Mängel derselben hier aufmerksam zu machen.

Abgesehen von den Stereoskopbildern, die eigentlich wenig praktischen Werth besitzen, ist der Mangel eines einheitlichen Formates der einzelnen Bilder zum Theil sehr störend, worauf Bedacht zu nehmen wäre, dass womöglich alle Aufnahmen im sogenannten Kabinetsformat ausgeführt würden, wogegen für kleinere Thiere wie z. B. für Hunde und deren Grösse, auch das halbe Kabinetsformat ausreichend sein dürfte.

Der bei weitem wichtigste Punkt ist aber bisher bei noch allen solchen Aufnahmen unterlassen worden und das ist das Massverhältniss. Es wird genügen, darauf blos aufmerksam zu machen, denn wie wichtig dieses ist, wird jeder Praktiker und jeder Künst-

ler sofort erkennen. Denken wir uns ein Pferd oder ein Rind photographirt, so erhält das Bild einen doppelten Werth für uns, wenn wir die genaue Grösse des Thieres uns versinnlichen können u. s. f.

Diesem wesentlichen Bedürfniss lässt sicht leicht abhelfen, wenn zwei gut markirte Messstangen in Meter und Centimeter, die eine in ihrer Länge dicht an das Thier gelegt und die andere senkrecht vor oder hinter das Thier aufgestellt wird. Der Beschauer eines solchen Bildes wird dann zu jeder Zeit sich die Proportionen eines Thieres ausrechnen können. Ein zweiter wichtiger Punkt ist der Datum und der Ort der Aufnahme, ferner das Geschlecht anzugeben. Betrifft es landwirthschaftliche Thiere, so ist auch die möglichst genaue Angabe des Alters und der Herkunft zu wissen sehr wesentlich. Photographien mit den hier erörterten Erfordernissen, haben einen grossen Werth und werden weite Verbreitung finden. Betreffende Photographen, die sich der Thieraufnahme widmen, sollten dergleichen Bilder aber nicht durch den Kunsthandel auf den Markt bringen, denn da verkaufen sie wenig derselben, weil eben die auf sie reflektirenden Käufer grossentheils keine Kunstläden besuchen. Oeffentliche Thierausstellungen, landwirthschaftliche oder zoologische Sammlungen und Bibliotheken, Vereine und dergl. mehr, das sind die Absatzquellen für dergleichen Sachen. Auch würden die Naturalienhandlungen als sehr geeignet dafür in Vorschlag zu bringen sein.


Illustrirte
Naturgeschichte
der
Thiere

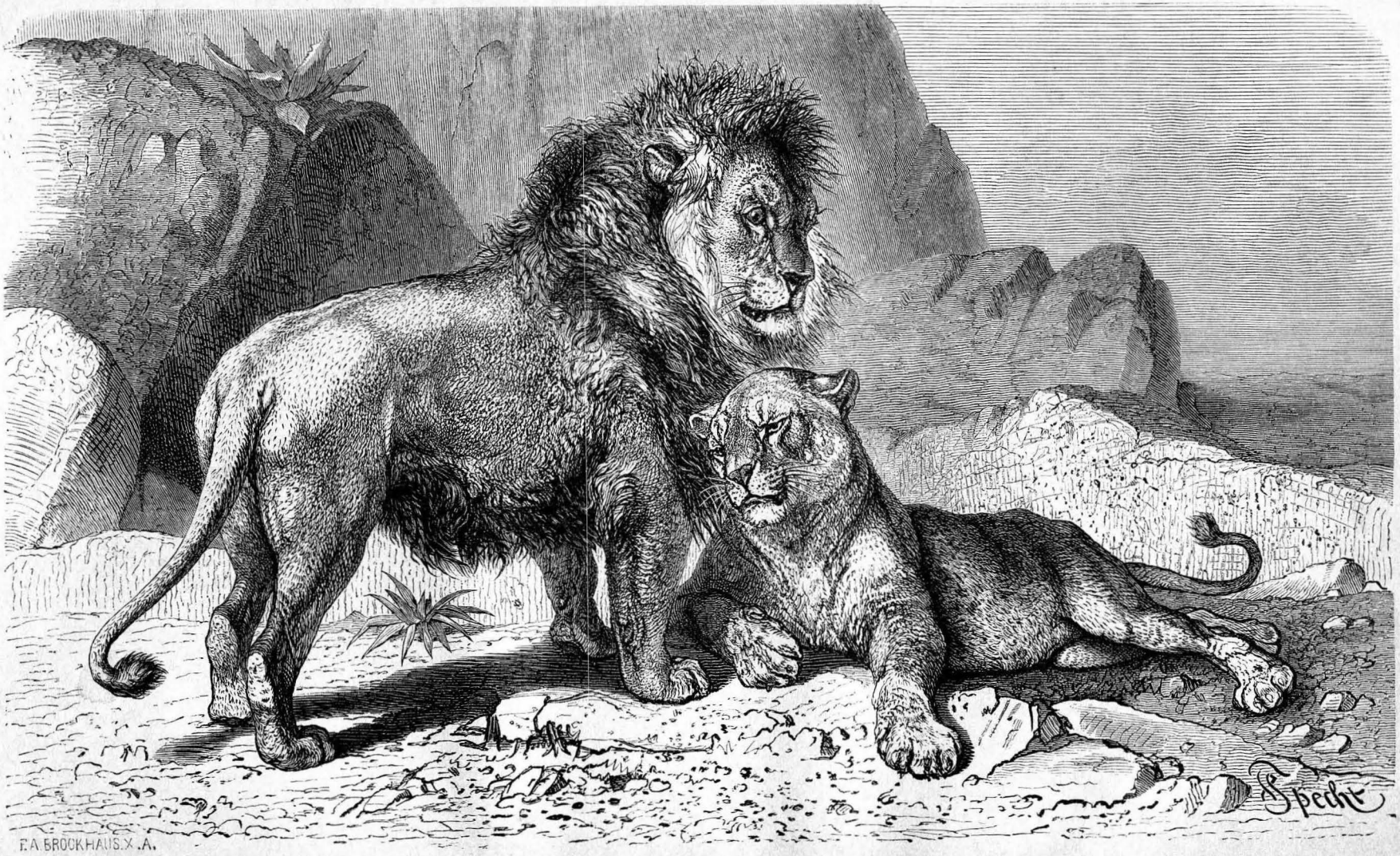
Y 1.

Illuſtrirte
Naturgeſchichte der Thiere.

Herausgegeben von

Philipp Leopold Martin.

Erſter Band. Erſte Abtheilung.



Löwe und Löwin der Berberei (Felis Leo Linné).

Illustrirte Naturgeschichte der Thiere.

In Verbindung mit

Dr. Friedrich Heincke, Dr. Friedrich Knauer, Dr. Eugen Rey

herausgegeben von

Philipp Leopold Martin.

Mit Separatbildern und zahlreichen in den Text gedruckten Abbildungen in Holzschnitt nach Zeichnungen von H. Braune, R. Friese, A. Göring, R. Kretschmer, L. Martin jun., E. Schmidt, F. Specht, A. Thieme u. A.

Erster Band. Erste Abtheilung.

Säugethiere.

Bearbeitet von Philipp Leopold Martin.

Mit 19 Separatbildern und 322 in den Text gedruckten Abbildungen in Holzschnitt.



Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1882.

Vorwort.

In keiner Zeit ist das Bestreben, die Naturwissenschaft zum Allgemeingute des Volks zu machen, lebhafter gewesen als gerade jetzt. Der früher so vernachlässigte naturhistorische Unterricht ist durch Anstellung fachwissenschaftlich gebildeter Lehrer außerordentlich gehoben, die Zahl der bestehenden Thier- und Pflanzengärten beträchtlich vermehrt worden und außerdem haben zahlreiche naturwissenschaftliche Vereine durch Vorträge und Ausstellungen das Interesse des großen Publikums auf die Naturwissenschaft hinzulenken gesucht.

Die Früchte dieser vielseitigen Anstrengungen sind nicht ausgeblieben, denn der Kreis der Naturfreunde hat sich in höchst erfreulicher Weise erweitert, sodaß naturwissenschaftliche Kenntnisse ein Erforderniß jedes Gebildeten geworden sind. Aber gerade bei dem allgemein empfundenen Bedürfniß nach Belehrung hat sich als sehr fühlbar der Mangel an wirklich praktischen Handbüchern der Naturwissenschaften herausgestellt, an Werken, die bei aller Wissenschaftlichkeit doch bei dem unbefangenen Laien keine gelehrten fachwissenschaftlichen Kenntnisse voraussetzen. Hierin Abhülfe zu schaffen, den auf das Praktische gerichteten Anforderungen unserer Zeit Rechnung zu tragen, ist der Zweck dieser populären Naturgeschichte, deren von mir bearbeitete, die Säugethiere behandelnde erste Abtheilung hiermit vollendet vorliegt.

Es lag mir besonders daran, ein möglichst vollständiges Bild aller bekannten Säugethiere zu geben, deshalb habe ich die Diagnose sehr ausführlich abgefaßt. Nur bei den tropischen Fledermäusen und kleinen Nagern glaubte ich mich wegen ihrer außerordentlich großen Artenzahl auf das Wichtigste beschränken zu müssen. Hinsichtlich unserer Rassenthiere, die ich mit größter Ausführlichkeit behandelt habe, fuße ich namentlich auf den kritischen Arbeiten von Rüthymeier und Rhode. Infolge der gegenwärtig immer häufiger stattfindenden Einführung lebender Thiere und ihrer Einbürgerung auch in privaten Kreisen hat sich die Nothwendigkeit der Erkennung von Art und Geschlecht nach äußerlich sichtbaren Merkmalen immer dringender ergeben. Deshalb ist die bezügliche Beschreibung nur nach dem Aeußern des lebenden Thieres und höchstens noch nach dessen leicht erkennbarem Zahnbau festgestellt, während von der frühern Art der Charakterisirung nach Schädelnähten,

Zahl der Wirbel u. ſ. w., die nur an todten Thieren unterſucht werden können, als der praktiſchen Thierkunde fremd abgeſehen worden iſt. Die urweltlichen Thierformen habe ich genauer berückſichtigt, weil nur durch ſie die Entſtehung und Entwickelung der heutigen Thierwelt verſtändlich wird.

Es bleibt mir noch übrig, einen Punkt näher zu berühren, der ſehr weſentlich für meine Art der Behandlung der Säugethiere iſt, nämlich die Wahl der Namen.

Das vom Altvater Linné geſchaffene, verhältnißmäßig einfache Syſtem der Naturgeſchichte wurde lange Zeit ganz in deſſen Geiſte weiter ausgebaut, bis durch die neuern Naturforſcher die einzelnen Arten und Familien mit einer großen Anzahl neuer, oft ganz ſynonymer Namen belegt wurden, ſodaß es ſelbſt dem Fachmann ſchwer fällt, ſich aus dieſem Namengewirr herauszufinden. Dem gegenüber iſt es die Aufgabe der praktiſchen und darum populären Naturgeſchichte, nach größter Vereinfachung zu ſtreben, was nur durch Hochhaltung des von Linné aufgeſtellten Syſtems ermöglicht werden kann. Dem Vorgang Giebel's folgend, habe ich daher die Bezeichnungen der ältern Autoren wieder aufgenommen, aber den Anforderungen des großen Publikums gemäß die Namenbezeichnung möglichſt einfach gehandhabt. Demnach iſt z. B. alles das, was wir unter Hund, Katze, Hirſch, Antilope und Schwein verſtehen, nur mit Canis, Felis, Cervus, Antilope und Sus bezeichnet, doch ſind die feinern Unterſcheidungen der Neuern wenigſtens in Parentheſe angegeben.

Da man unter Familie im bürgerlichen Sinn nur diejenigen Glieder verſteht, welche gleichen Geſchlechtsnamen tragen, ſo nahm ich Anſtand, dieſes Wort in weiterer Bedeutung zu gebrauchen, und deshalb habe ich an Stelle der bisherigen Bezeichnung Familie „Gruppe" geſetzt, die „Familie" dagegen dem lateiniſchen Namen angefügt. Den Herren Bearbeitern der übrigen Abtheilungen blieb es überlaſſen, nach ihrem Ermeſſen meinem Beiſpiel zu folgen oder nicht. Dieſelben haben an Stelle der von mir gewählten Bezeichnung „Familie" den Ausdruck „Gattung" vorgezogen, eine Abweichung, die wol keine Irrungen hervorrufen dürfte, zumal ja die ſtrenge Durchführung eines einheitlichen Syſtems nicht möglich iſt, vielmehr bei jeder einzelnen Klaſſe für alle Thierklaſſen entſprechende Abänderungen eintreten müſſen.

Es ſollte mich von Herzen freuen, wenn durch die „Illuſtrirte Naturgeſchichte der Thiere", welche den Anſpruch erhebt, ein wirklich praktiſches Handbuch der populären Naturgeſchichte zu ſein, die Wünſche zahlreicher Kreiſe erfüllt und der Naturwiſſenſchaft neue Anhänger gewonnen würden.

Stuttgart, im October 1881.

Philipp Leopold Martin.

Inhalt.

Seite

Vorwort v

Einleitung xxi

Erste Klasse des Thierreichs.

Säugethiere, Mammalia.

Seite

I. Bau und organische Verrichtung des Säugethierkörpers xxiii
A. Organe des Stoffwechsels xxiv
B. Organe des Kraftwechsels xxxvii
Bewegungsorgane xxxvii
Sinnesorgane xlvi
II. Ernährung li
III. Zur Entwickelungsgeschichte der Säugethiere liii
IV. Bezeichnende Momente aus dem Säugethierleben lv

Systematische Uebersicht.

Erste Ordnung: Quadrumana oder Vierhänder.

Erste Gruppe: Affen, Simiae 1

Affen der Alten Welt.

Erste Familie: Troglodytes. Schimpanse, Tschego, Gorilla 9
Zweite Familie: Simia. Orang-Utang 15
Dritte Familie: Hylobates. Gibbons 18
Vierte Familie: Semnopithecus. Schlankaffen 20
Fünfte Familie: Colobus. Stummelaffen 25
Sechste Familie: Cercopithecus. Meerkatzen 26
Siebente Familie: Macacus. Makako 29
Achte Familie: Cynocephalus. Pavian 33

Seite

Affen der Neuen Welt.

Neunte Familie: Mycetes. Brüllaffe 38
Zehnte Familie: Ateles. Klammeraffen 40
Elfte Familie: Lagothrix. Wollaffe 43
Zwölfte Familie: Cebus. Kapuzineraffen 43
Dreizehnte Familie: Pithecia. Schweif- oder Fuchsaffen 45
Vierzehnte Familie: Brachyurus. Kurzschwanzaffen 47
Funfzehnte Familie: Nictipithecus. Nachtaffen 47
Sechzehnte Familie: Callithrix. Springaffen 48
Siebzehnte Familie: Chrysothrix. Saimiri 49
Achtzehnte Familie: Hapale. Seiden- oder Krallenaffen 51

Zweite Gruppe: Halbaffen, Prosimiae 56
Erste Familie: Lichanotus. Indri 57
Zweite Familie: Propithecus. Schleiermaki 58
Dritte Familie: Lemur. Maki ... 59
Vierte Familie: Lepidilemur, Halbmaki 62
Fünfte Familie: Chirogaleus. Katzenmaki 62
Sechste Familie: Stenops. Lori .. 63
Siebente Familie: Perodicticus. Potto 65
Achte Familie: Arctocebus. Bärenmaki 65

Seite

Neunte Familie: Microcebus. Zwergmaki 65
Zehnte Familie: Otolicnus. Galago 66
Elfte Familie: Tarsius. Koboldmaki 67
Zwölfte Familie: Chiromys. Fingerthier oder Aye-Aye..... 69

Zweite Ordnung: Chiroptera, Handflügler.

Erste Gruppe: Fruchtfressende Fledermäuse, Frugivora 81
Erste Familie: Pteropus. Flughunde 81
Zweite Familie: Harpyia. Harpyie 84

Zweite Gruppe: Insektenfressende Fledermäuse, Entomophaga 85
Vespertilio. Echte Fledermäuse ... 85

Dritte Gruppe: Vampyre oder Blattnasen, Phyllostomata..... 90
Erste Familie: Rhinolophus. Hufeisennasen..... 90
Zweite Familie: Phyllostoma. Vampyre, amerik. Blattnasen 92

Dritte Ordnung: Insectivorae, Insektenfresser.

Erste Gruppe: Pelzflatterer, Galeopithecus..... 96

Zweite Gruppe: Spitzmäuse, Soricidae 98
Erste Familie: Cladobates. Spitzhörnchen..... 98
Zweite Familie: Eupleres. Falanruck 99
Dritte Familie: Rhynchocyon. Rüsselhund..... 99
Vierte Familie: Gymnura. Spitzratte 100
Fünfte Familie: Macroscelides. Spring- oder Rohr-Rüßler.... 100
Sechste Familie: Solenodon. Schlitzrüßler 100
Siebente Familie: Myogale. Bisamspitzmaus 101
Achte Familie: Sorex. Spitzmaus 101

Dritte Gruppe: Igel, Erinacei... 104
Erste Familie: Erinaceus. Eigentliche Igel..... 104
Zweite Familie: Centetes. Borstenigel..... 106

Vierte Gruppe: Maulwürfe, Talpinae 109

Vierte Ordnung: Ferae, Raubthiere.

Erste Gruppe: Hundeartige Raubthiere, Canidae..... 112

Seite

Ausgestorbene Hundearten oder Urhunde 123
Hunderassen der Gegenwart..... 125
Canes aquatici. Woll- und flughaarige oder Wasserhunde..... 125
Canes extrarii. Seidenhaarige Hunde 128
Canes sagaces. Jagdhunde 128
Canes vertagi. Dachshunde..... 133
Canes Molossi. Doggen..... 135
Canes suilli. Rüden oder Hatzrüden 138
Canes graji. Windhunde 139
Canes caraibaei. Nackte Hunde.. 143
Canes domestici. Haus- und Hirtenhunde 145
Canes pomerani. Fuchsartige Hunde oder Spitze 146
Canes Gryphi. Pintscherhunde... 147
Canes lupari. Wolfshunde..... 148
Wilde Hunde. Canis.
Erste Familie: Wölfe und Schakale 153
Zweite Familie: Eigentliche Füchse 164
Dritte Familie: Großohrige Füchse oder Löffelhunde 171
Vierte Familie: Marder- oder Waschbärhund 172
Fünfte Familie: Hyänenhund.... 174

Zweite Gruppe: Hyänen, Hyaenidae 175
Erste Familie: Hyaena. Hyäne.. 177
Zweite Familie: Proteles. Erdwolf 178

Dritte Gruppe: Katzen, Felidae .. 180
Erste Familie: Geparde oder Jagdleoparden 188
Zweite Familie: Großkatzen (Löwen, Tiger, Panther)..... 191
Dritte Familie: Eigentliche Katzen 218
Vierte Familie: Luchse 224
Fünfte Familie: Marderartige Katzen 231
Sechste Familie: Frettkatze..... 232

Vierte Gruppe: Schleichkatzen, Viverrinae..... 234
Erste Familie: Viverra. Zibethkatzen 235
Zweite Familie: Paradoxurus. Rollmarder 237
Dritte Familie: Herpestes. Mangusten oder Ichneumonen..... 239
Vierte Familie: Rhyzaena. Scharrthier 243
Fünfte Familie: Crossarchus. Kusimanse..... 244
Sechste Familie: Galidia. Galidie 244
Siebente Familie: Galidictis. Streifenfrett..... 244
Achte Familie: Cynogale. Mampalon 245

Seite

Fünfte Gruppe: Bären, Ursinae .. 245
Erste Familie: Bassaris. Katzenfrett 245
Zweite Familie: Procyon. Waschbär 246
Dritte Familie: Cercoleptes. Wickelbär 248
Vierte Familie: Arctitis. Marderbär 249
Fünfte Familie: Ailurus. Katzenbär 250
Sechste Familie: Nasua. Nasenbär oder Coati 251
Siebente Familie: Ursus. Bär.. 253

Sechste Gruppe: Dachse, Melinae. 262
Erste Familie: Meles. Eigentliche Dachse 262
Zweite Familie: Mydaus. Stinkdachs 264
Dritte Familie: Ratelus. Honigdachs, Ratel 265
Vierte Familie: Mephitis. Stinkthier 266
Fünfte Familie: Rhabdogale. Bandiltis 267
Sechste Familie: Helictis. Spitzfrett 268

Siebente Gruppe: Marder, Mustelinae 268
Erste Familie: Gulo. Vielfraß .. 268
Zweite Familie: Ictycion. Waldhund 270
Dritte Familie: Galictis. Hyrare und Grison 270
Vierte Familie: Mustela. Marder 272
Fünfte Familie: Lutra. Otter oder Fischmarder 279
Sechste Familie: Enhydris. Meerotter 281

Fünfte Ordnung: Pinnipedia, Flossenfüßer.

Erste Gruppe: Robben, Phocina.. 283
Erste Familie: Otaria. Ohrenrobben 289
Zweite Familie: Cystophora. Blasenrobben 291
Dritte Familie: Leptonix. Kuppenrobben 293
Vierte Familie: Phoca. Seehunde 294
Fünfte Familie: Halichoerus. Kegelrobbe 296

Zweite Gruppe: Walroß, Trichechoidea 296
Einzige Familie und Art: Trichechus. Walroß 296

Sechste Ordnung: Glires, Nagethiere.

Erste Gruppe: Hörnchen, Sciurini.. 299
Erste Familie: Sciurus. Eichhörnchen 299
Zweite Familie: Pteromys. Flughörnchen 303
Dritte Familie: Tamias. Backenhörnchen 305

Zweite Gruppe: Murmelthiere, Arctomina 306
Erste Familie: Arctomys. Murmelthier 307
Zweite Familie: Spermophilus. Ziesel 310

Dritte Gruppe: Schläfer oder Bilche, Myoxini 313
Erste Familie: Myoxus. Schläfer oder Bilche 314
Zweite Familie: Graphiurus, Pinselbilche 315

Vierte Gruppe: Biber, Castorini.. 316
Einzige Familie und Art: Castor. Biber 316

Fünfte Gruppe: Wühlmäuse, Arvicolini 320
Erste Familie: Fiber. Zibethratte 320
Zweite Familie: Myodes. Lemminge 321
Dritte Familie: Arvicola. Wühlmäuse 322

Sechste Gruppe: Mäuse, Murini.. 327
Erste Familie: Mus. Maus 327
Zweite Familie: Cricetomys. Hamstermaus 332
Dritte Familie: Cricetus. Hamster 332
Vierte Familie: Hapalotis. Küllenmaus 334
Fünfte Familie: Hydromys. Schwimmratte 334
Sechste Familie: Hesperomys. Scharrmäuse 334
Siebente Familie: Sminthus. Streifmäuse 335
Achte Familie: Acomys. Stachelmäuse 335

Siebente Gruppe: Rennmäuse, Meriones 336
Erste Familie: Meriones. Typische Rennmäuse 336
Zweite Familie: Mystromys. Löffelmäuse 336
Dritte Familie: Otomys. Elfenmaus 336

Achte Gruppe: Springmäuse, Dipodes 337
Erste Familie: Dipus. Springmaus 338
Zweite Familie: Alactaga. Sandspringer 338
Dritte Familie: Jaculus. Hüpfmaus 339

Seite

Vierte Familie: Dipodomys. Taſchenſpringer 339
Fünfte Familie: Pedetes. Springhaſe 340

Neunte Gruppe: Chinchillen, Chinchillidae 341
Erſte Familie: Lagostomus. Viscacha 341
Zweite Familie: Lagidium. Berg-Viscacha 342
Dritte Familie: Eriomys. Chinchilla 343

Zehnte Gruppe: Blindmolls, Spalacini 345
Erſte Familie: Ellobius. Mollemminge 346
Zweite Familie: Georychus. Erdgräber 346
Dritte Familie: Bathyergus. Sandgräber 346
Vierte Familie: Siphneus. Zokor 347
Fünfte Familie: Spalax. Blindmoll 347
Sechste Familie: Rhizomys. Wurzelmäuſe 348

Elfte Gruppe: Taſchenratten, Geomina 349

Zwölfte Gruppe: Trugratten, Muriformes 350
Erſte Familie: Aulacodus. Borſtenferkel 350
Zweite Familie: Petromys. Felſenratte 351
Dritte Familie: Ctenodactylus. Lemmingratte 352
Vierte Familie: Myopotamus. Schweifbiber 352
Fünfte Familie: Capromys. Ferkelratten 358
Sechste Familie: Echinomys. Stachelratten 353
Siebente Familie: Mesomys 354
Achte Familie: Loncheres. Lanzenratten 354
Neunte Familie: Ctenomys. Kammratten 354
Zehnte Familie: Habrocoma. Seidenmäuſe 355
Elfte Familie: Dactylomys. Fingermäuſe 355
Zwölfte Familie: Cercomys. Ramsratte 356
Dreizehnte Familie: Octodon 356
Vierzehnte Familie: Schizodon .. 356
Funfzehnte Familie: Spalacopus . 356
Sechzehnte Familie: Carterodon . 356

Dreizehnte Gruppe: Stachelſchweine, Hystrices 357
Erſte Familie: Hystrix. Stachelſchweine 358

Seite

Zweite Familie: Atherura. Quaſtenſtachler 359
Dritte Familie: Anomalurus. Stachelflatterer 359
Vierte Familie: Erethizon. Borſtenſtachelſchwein 360
Fünfte Familie: Cercolabes. Greifſchwanzſtachler 362
Sechste Familie: Chaetomys. Rattenſchwänziger Stachler 363

Vierzehnte Gruppe: Halbhufer, Cavini 363
Erſte Familie: Dolichotis. Mara 364
Zweite Familie: Dasyprocta. Aguti 365
Dritte Familie: Coelogenys. Paka 366
Vierte Familie: Hydrochoerus. Waſſerſchwein 367
Fünfte Familie: Cavia. Meerſchweine 369
Sechste Familie: Kerodon. Moko 370

Funfzehnte Gruppe: Haſen, Leporina 370
Erſte Familie: Lepus. Haſe.... 371
Zweite Familie: Lagomys. Pfeifhaſen 377

Siebente Ordnung: Marsupialia, Beutelthiere.

Erſte Gruppe: Raubbeutler, Sarcophaga 380
1. Amerikaniſche Raubbeutler.
Erſte Familie: Didelphys. Beutelratte 380
Zweite Familie: Cheironectes. Schwimmbeutler 382
2. Auſtraliſche Raubbeutler.
Erſte Familie: Thylacinus. Beutelwolf 383
Zweite Familie: Dasyurus. Beutelmarder 384
Dritte Familie: Phasgologale. Beutelbilche 385

Zweite Gruppe: Inſektenfreſſende Beutelthiere, Entomophaga 386
Erſte Familie: Perameles. Beutelbachſe oder Bandikuts 386
Zweite Familie: Choeropus. Stutzbeutler 387
Dritte Familie: Myrmecobius. Ameiſenbeutler 388
Vierte Familie: Tarsipes. Tait. 389

Dritte Gruppe: Fruchtfreſſende Beutler, Carpophaga 389

Seite

Erste Familie: Petaurus. Flatterbeutler 390
Zweite Familie: Phalangista. Phalanger oder Kusus 391
Dritte Familie: Phascolarctos. Beutelbär oder Koala 392

Vierte Gruppe: Grasfressende Beutelthiere, Poephaga 394
Einzige Familie: Macropus. Känguru 394

Fünfte Gruppe: Wurzelfresser, Rhizophaga 400
Einzige Familie: Phascolomys. Wombat 401

Achte Ordnung: Edentata, Zahnlose.

Erste Gruppe: Kletterfaulthiere, Tardigrada 402
Erste Familie: Bradypus. Dreizehige Faulthiere 403
Zweite Familie: Choloepus. Zweizehenfaulthier 406

Zweite Gruppe: Erdfaulthiere, Gravigrada 406

Dritte Gruppe: Grabthiere, Fodientia 407
Erste Familie: Dasypus. Gürtelthiere oder Armadills 408
Zweite Familie: Chlamydophorus. Gürtelmaus 411
Dritte Familie: Orycteropus. Erdferkel 412

Vierte Gruppe: Wurmzüngler, Vermilinguia 414
Erste Familie: Myrmecophaga. Ameisenbären 414
Zweite Familie: Manis. Schuppenthiere 419

Fünfte Gruppe: Kloakenthiere, Monotremata 422
Erste Familie: Echidna. Ameisenigel 423
Zweite Familie: Ornithorhynchus. Schnabelthier 424

Neunte Ordnung: Solidungula, Einhufer.

Einzige Familie: Equidae. Pferde .. 427
Erste Untergattung: Esel 444
Zweite Untergattung: Zebra 448

Seite

Zehnte Ordnung: Ruminantia, (Bisulca), Wiederkäuer.

Erste Gruppe: Schwielensohler, Tilopoda 453
Erste Familie: Camelus. Kamel .. 454
Zweite Familie: Auchenia. Lama 458

Zweite Gruppe: Giraffen, Camelopardalidae 462
Einzige Familie: Camelopardalis. Giraffe 463

Dritte Gruppe: Hirsche, Cervina .. 464
Erste Familie: Cervus. Hirsche .. 467
Zweite Familie: Moschus. Moschushirsche 488

Vierte Gruppe: Hirschantilope, Antilocapra 490
Einzige Familie und Art: Antilocapra 491

Fünfte Gruppe: Hohlhörner, Cavicornia 491
Erste Familie: Antilope. Antilopen 493
Zweite Familie: Capra. Ziegen. 511
Dritte Familie: Ovis. Schafe ... 520
Vierte Familie: Bos. Ochsen 533

Elfte Ordnung: Multungula, Vielhufer.

Erste Gruppe: Rüsselthiere, Proboscidea 559
Erste Familie: Elephas. Elefant. 560
Zweite Familie: Mastodon. Zitzenzähner 566
Dritte Familie: Dinocerata. Schreckhörner 567

Zweite Gruppe: Typische Dickhäuter, Genuina 567
Erste Familie: Tapirus. Tapir . 568
Zweite Familie: Palaeotherium . 570
Dritte Familie: Anchiterium ... 571
Vierte Familie: Lophiodon 571
Fünfte Familie: Anthracotherium 571
Sechste Familie: Rhinoceros. Nashörner 572
Siebente Familie: Hyrax. Klippdachs 578
Achte Familie: Hippopotamus. Flußpferd 580

Dritte Gruppe: Schweine, Suina .. 583
Erste Familie: Sus. Schwein ... 583

Seite

Weitere vorweltliche Dickhäuter. (Systematische Stellung derselben noch unsicher.)
1. Gruppe: Schweineartige Thiere . 594
2. „ Wiederkäuende Schweine 595
3. „ Anoplotheridae..... 595
4. „ Tillodontia..... 596
5. „ Toxodontia 596
6. „ Dinotherium 597

Zwölfte Ordnung: Cetacea, Wale.

A. **Pflanzenfressende Wale**..... 598
Einzige Gruppe: Sirenia 598
Erste Familie: Halicore. Dugong 599
Zweite Familie: Manatus. Lamantin..... 600
Dritte Familie: Rytina. Borkenthier 602
Vierte Familie: Halitherium... 603

Seite

B. **Fleischfressende Wale.** Cetacea 603
Erste Gruppe: Monodonta 607
Einzige Familie und Art: Monodon. Narwal 607
Zweite Gruppe: Delphinodea . 608
Erste Familie: Delphinus 608
Zweite Familie: Inia..... 611
Dritte Familie: Platanista..... 612
Vierte Familie: Phocaena 612
Fünfte Familie: Hyperoodon .. 614
Sechste Familie: Berardius.... 615
Siebente Familie: Ziphius 615
Achte Familie: Delphinapterus. 615
Neunte Familie: Physeter..... 615
Dritte Gruppe: Zeuglodon.... 617
Vierte Gruppe: Balaenodea, Wale. 618
Erste Familie: Balaena 620
Zweite Familie: Balaenoptera . 620

Verzeichniß der Abbildungen.

A. Im Text.

Aguti (Dasyprocta Aguti Desmarest) 365.
Ai oder dreizehiges Faulthier (Bradypus tridactylus Cuvier) 405.
Alpenmurmelthier (Arctomys marmota Linné) 397; Schädel 306.
Alpenspitzmaus (Sorex alpinus Schinz), Schädel 102.
Alpensteinbock (Capra ibex Linné) 512.
Ameisenbär, großer (Myrmecophaga jubata Linné) 415; Schädel 414.
—, kleiner (Myrmecophaga didactyla L.) 418.
Ameisenbeutler (Myrmecobius fasciatus Waterhouse) 388.
Ameisenigel, stacheliger (Echidna hystrix Cuvier) 423.
Ateles marginatus Geoffroy, Kopf 42.
Aye-Aye oder Fingerthier (Chiromys madagascariensis Desm.) 70.

Babirusa, Schädel 592.
Bär, Vorderfuß und Hinterfuß 255; Schädel 257.
Bartfledermaus (Vespertilio mystacinus Kuhl), Kopf 87.
Baummarder (Mustela martes L.) 273.
Berg- oder Felsenkänguru (Petrogale xanthopus Gould) 399.
Berg-Viscacha oder Hasenmaus (Lagidium Cuvieri Wagner) 343.
Beutelbär (Dasyurus ursinus Geoffroy) 384.
Beutelratte, graue (Didelphys cinerea Temminck) 382; Schädel 381.
Beutelwolf, männlicher (Thylacinus cynocephalus Fischer) 383.
Biber (Castor fiber Linné) 317; Schädel 316.
Biberdamm bei Anthring im Salzburgischen 319.
Bisamratte (Fiber zibethicus Cuvier) 320.
Bison, amerikanischer (im Sommerpelz; Bos americanus Gmelin) 543.
Blindmoll (Spalax typhlus Pallas) 348.
Bongoziege 518.
Borstenferkel (Aulacodus Swinderianus Temminck) 351.
Brüllaffe (Mycetes ursinus Kuhl) 39.
—, schwarzer (Mycetes niger Kuhl) 40.

Cap- oder Kafferbüffel (Bos caffer Linné) 537.
Cebus leucogenys Spix, Kopf 44.
— olivaceus Schomburgk, Kopf 44.
Chinchilla, große (Eriomys chinchilla Lichtenstein) 344.
Coaita (Ateles paniscus Geoffroy) 41.
Coandu (Cercolabes prehensilis Brandt) 363.
Coati (Nasua socialis Wied) 262.
Cynocephalus Sphinx, Schädel 33.

Dachs, Schädel 263.
—, europäischer (Meles taxus Pallas) 264.
Damhirsch oder Tannenhirsch (Cervus dama Linné) 475.
Delphin, gemeiner (Delphinus delphis Linné) 609; Schädel 608.
Dingo (Canis Dingo Shaw) 152.
Dinka- oder Schillukschaf 532.
Dinotherium giganteum, Schädel 597.

Dishley-Schaf 529.
Dromedar, Skelet 455.
Dschiggetai, Kiang oder Halbesel (Equus hemionus Pallas) 445.
Dugong (Halicore cetacea Illiger), Schädel 599.

Edelmarder (Mustela martes Linné) 273; Schädel 272.
Eichhorn, gemeines (Sciurus vulgaris Linné) 300; Schädel 301.
Elefant, indischer (Elephas indicus L.) 561; Schädel eines jungen indischen 559.
Elen, centralafrikanisches, Gehörn 492.
Elenantilope (Antilope oreas Pallas) 501.
Elen-Geweihe 473.
Erdferkel (Orycteropus capensis Geoffroy) 413; Schädel 412.
Erdwolf (Proteles Lalandi Geoffr.) 179.
Esel, zahmer (Equus Asinus Linné) 447.

Falbkatze (Felis maniculata Rüppel) 221.
Faulthier, Schädel 402.
—, dreizehiges (Bradypus tridactylus Cuvier) 405.
—, zweizehiges (Choloepus didactylus Illiger) 406.
Feldmaus, Schädel 326.
Fenek (Canis Zerda Zimmermann) 172.
Finnwal nordischer (Balaenoptera boops) 621.
Fischotter, gemeine (Lutra vulgaris Erxleben) 280; Schädel 279.
Fledermaus, Skelet der gemeinen (Vespertilio murinus Linné) 72.
—, Breitflügler (Vespertilio murinus), Flügel 75.
—, Schmalflügler (Vespertilio noctula), Flügel 75.
—, frühfliegende (Vespertilio noctula Daubenton), Kopf 85.
—, großohrige (Vespertilio Bechsteinii Kuhl), Kopf 89.
—, langohrige (Vespertilio auritus Linné); schlafend 89; fliegend 90.
—, weißrandige (Vespertilio Kuhlii Natterer), Kopf 88.
Flußpferd (Hippopotamus amphibius L.) 581; Schädel 580.
Fossa (Cryptoprocta ferox Bennet) 233.
Fuchs, gemeiner (Canis vulpes L.) 168.
Fuchskusu (Phalangista vulpina Desmarest) 392.

Gartenschläfer (Myoxus quercinus L.) 315.
Gazelle (Antilope dorcas Pallas) 494.
Gemse (Antilope rupicapra Erxleb.) 496.
Gibbon, brauner (Hylobates agilis Cuv.) 19.
Ginsterkatze (Viverra Genetta Linné) 235.
Giraffe, Schädel 463.
Gnu (Antilope Gnu Zimmermann) 502.
Gorilla (Troglodytes Gorilla Savage) 13; Schädel des alten und jungen 7; Skelet 8.
Guereza (Colobus guereza Wagner) 25.
Gürtelmaus (Chlamydophorus truncatus Harlan) 412.
Gürtelthier, Schädel 408.

Halbesel 445.
Hamster, gemeiner (Cricetus vulgaris Desmarest) 333.
Hase, gemeiner (Lepus timidus Linné) 371.
Haselmaus, kleine (Myoxus muscardinus Schreber), mit Nest 315.
Hauskatze, Schädel 223.
Hausziege (Capra hircus Linné) 515.
Hermelin (Mustela erminea Linné), im Winterkleid 275.
Hirscheber oder Babirusa, Schädel 592.
Hirschgeweihe 476. 477. 478.
Höhlenbär (Ursus spelaeus Rosenmüller), Schädel 256.
Honigdachs (Ratelus capensis Cuvier) 266.
Hufeisennase, große (Rhinolophus ferrum equinum Schreber), Kopf 91; Schädel 91.
Hum-man (Semnopithecus Entellus Cuv.) 22.
Hund: Affenpintscher, glatthaariger Pintscher 148.
— altdeutscher Hühnerhund, moderner Bluthund, moderner Schweißhund 131.
— Bulldogge, Mastiff, jetziger Mops 136.
— deutsche Dogge, dänische Dogge 137.
— Dingo 152.
— englischer Wachtelhund, Fuchshund, Dachshund, englischer Vorstehhund, (Pointer) 133.
— Eskimohunde 149.

Hund: großer (engliſcher), ruſſiſcher Windhund, italieniſches Windſpiel 141.
— Spitz-, Haus- und Hirtenhund 145.
— Tibet-Dogge, Neufundländer, Bernhardiner, Pudel 126.
— der Bronzezeit (Canis familiaris palustris Rütimeyer), Schädel 124.
— der Steinzeit (Canis matris optimae Jeitteles), Schädel 124.
Hyäne, gefleckte, oder Tigerwolf (Hyaena crocuta Zimmermann) 178; Schädel 176.
Hyänenhund (Canis pictus Desmarest) 173.
Hyrare (Galictis barbara Wagner) 271.

Ichneumon (Herpestes Ichneumon Wagner) 240.
Igel (Erinaceus europaeus Linné) 105; Schädel 105.
Iltis (Mustela putorius Linné), im Jugendkleid 277.
Indri (Lichanodus brevicaudatus Geoff.) 58.
Jagdleopard (Felis jubata Schreber) 190.
Jaguar (Felis Onca Linné) 208.
Jaguarundi (Felis Yaguarundi Desmarest) 231.

Kahau oder Naſenaffe (Semnopithecus nasicus Cuv.) 23.
Kalong (Pteropus edulis Geoffroy) 84.
Kalongs, einen Meeresarm überfliegend 82.
Kamel, Schädel 454.
Känguru, Schädel 394; Skelet eines weiblichen 395.
Kaninchen, wildes (Lepus caniculus Linné) 376.
Kapuzineraffe, brauner (Cebus apella Erxleben) 45.
Katze, marmorirte (Felis marmorata Martin) 215.
Katzenbär (Ailurus fulgens Cuvier) 251.
Katzenfrett (Bassaris astuta Lichtenst.) 246.
Kiang 445.
Klappmütze (Cystophora cristata Nilsson) 293.
Koboldmaki (Tarsius spectrum Geoffr.) 68.
Kolſum (Canis dukhunensis Sykes) 162.
Koala (Phascolarctus cinereus Gray) 393.
Kuſimanſe (Crossarchus obscurus Cuvier) 244.

Lama (Auchenia Lama Brandt) 461.
Lemming, europäiſcher (Myodes lemnus Pallas) 321.
Leopard (Felis pardus Linné) 209; Skelet einer Vorderfußzehe 181.
Lippenbär (Ursus labiatus Blainville) 261.
Lori, Schädel 63; linker Hinterfuß 63.
Löwe, Schädel 191.
Löwin mit ihren Jungen 197.
Luchs, gemeiner europäiſcher (Felis lynx Linné) 229; Schädel 227.

Magot (Macacus Inuus L.) 32.
Mähnenſchaf (Ovis tragelaphus Desmarest) 521.
Mähnenwolf (Canis jubatus Desm.) 159.
Manati, ſüdamerikaniſcher (Manatus americanus Desmarest) 601.
Mandrill (Cynocephalus Mormon Illiger) 36; Schädel des männlichen 36.
Mara (Dolichotis patagonica Wagner) 364.
Marderbär (Arctitis Binturong Temminck) 250.
Maulwurf, gemeiner (Talpa Europaea Linné) 110; Schädel 110; Durchſchnitt der Burg deſſelben 108.
Mauswieſel (Mustela vulgaris Brisson), im Winterkleid 275; im Sommerkleid 276.
Meer- oder Seeotter (Enhydris marina Flemming) 182.
Meerſchweinchen, zahmes (Cavia cobaya Marcgraf) 369.
Milu (Cervus Davidianus Geoffroy) 480.
Momwuziege 519.
Mona (Cercopithecus Mona Erxleben) 27.
Mongoz (Lemur mongoz L.) 61.
Mopsfledermaus (Vespertilio barbastellus Schreber) 87; Schädel 87.
Moſchusochſe (Bos moschatus Gmelin) 535.
Moſchusthier (Moschus moschiferus Linné) 489; Schädel 489.
Mufflon (Ovis Musimon Schreber) 523.
Muntjac (Cervus Muntjac Zimmermann) 488.

Nachtaffe (Nyctipithecus trivirgatus Gray) 47.
Narwal (Monodon monocerus Linné) 607.
Naſenbär oder Coati (Nasua socialis Wied) 252.

Naſenbeuteldachs (Perameles nasuta Geoffroy) 387.
Nashorn, indiſches (Rhinoceros unicornis Linné) 573.
—, kurzköpfiges (Rhinoceros bicornis Linné), Schädel 576.
—, langköpfiges (Rhinocerus tichorhinus Cuvier), Schädel 577.
Nebelparder (Felis macroscelis Temminck) 213.
Nſamma-Waſſerbock (nach Speke Varietät der Antilope ellipsiprymna Ogilby) 505.

Orang-Utang (Simia Satyrus Linné) 17; Skelet 2.

Paka (Coelogenis paca Rengger) 367.
Palmenmarder (Paradoxurus typus Cuvier) 238.
Pekari (Sus torquatus Cuvier) 593.
Pelzflatterer oder Flattermaki (Galeopithecus volans Pallas) 97; Schädel 98.
Pferd, Schädel 435.
— Percheron 442.
— ruſſiſches Steppenpferd 440.
— Shetland-Pony 443.
— Suffolk 442.
— Trakehner 441.
Polarfuchs (Canis lagopus Linné) 169.
Potwal, Schädel 617.
Prairie- oder Heulwolf (Canis latrans Say) 160.

Ramsratte (Cercomys cunicularius Cuvier) 356.
Raſſe (Viverra indica Geoffroy) 236.
Ratte, Backenzähne 329.
Reh (Cervus capreolus Linné) 485.
Rehgeweihe 485. 486.
Rennthier (Cervus tarandus Linné) 467.
Rieſenfaulthier (Mylodon robustus Owen), Skelet 407.
Rieſenhirſch (Cervus euryceros Aldrovandi) aus dem Diluvium 472.
Rieſenkänguru (Macropus giganteus Shaw) 397.
Rinder: Allgäuer Stier und Kuh 554.
— Berner Fleckvieh 551.
— Holländer Stier und Kuh 555. 556.
Rinder: hornloſe ſchottiſche Raſſe 552.
— Podoliſche Raſſe 554.
— Schwyzer Braunvieh 553.
— Shorthornvieh (Durham-Schlag) 556.
Rohr-Rüßler (Macroscelides typicus Smith) 100.

Saguin (Hapale Jachus Illiger) 55.
Saimiri, Todtenköpfchen (Chrysotryx sciurea Wagner) 50.
Satansaffe (Pithecia Satanas Geoffroy) 46.
Savannenhund (Canis cancrivorus Desmarest) 163.
Schaf: Southdownſchaf 528.
— Diſhleyſchaf 529.
— Zackelſchaf 530.
— Dinka- und Schillukſchaf 532.
Schakal (Canis aureus Linné) 161.
Schimpanſe (Troglodytes niger Geoffr.) 10; Schädel des jungen 7.
Schlanklori (Stenops gracilis Kuhl) 64.
Schnabelthier (Ornithorhynchus paradoxus Blumenbach) 425; Schädel ohne den Unterkiefer, von unten geſehen 422.
Schuppenthier, javaniſches (Manis javanica Desmarest) 420.
—, Temminck's (Manis Temmincki Smuts) 421.
Schweifbiber (Myopotamus coypus Geoffr.) 353.
Schweine: Berkſhire-Sau mit Jungen 587.
— Eſſexſchwein (Eber) 587.
— Falten- oder Maskenſchwein 589.
— Pekari 593.
— ſüdliches Warzenſchwein 591.
— ungariſches Landſchwein, Szalontaer Schlag (Eber) 588.
Shetland-Pony 443.
Seebär, ſüdlicher (Otaria falclandica Desmarest) 292.
Seehund, gemeiner (Phoca vitulina Linné) 295; Skelet 285; Schädel 294.
Semnopithecus comatus Desmarest 24.
— melalophus Cuvier 24.
Serval (Felis serval Schreber) 225.
Siebenſchläfer (Myoxus glis Pallas) 315; Schädel (von unten) 314.
Southdown-Schaf 528.
Spießhirſch, rother (Cervus rufus Cuv.) 487.

Spitzmaus, gemeine (Sorex vulgaris Linné) 103.
Springhaſe, capſcher (Pedetes caffer Illiger) 340.
Springmaus, ägyptiſche (Dipus aegyptius Lichtenstein) 339.
Stachelſchwein, gemeines (Hystrix cristata Linné) 357.
Steppenpferd, ruſſiſches 440.
Sternmaulwurf (Talpa macrura Harlan) 110.
Stinkdachs (Mydaus meliceps Cuvier) 265.
Stinkthier (Mephitis chilensis Lichtenstein) 267.
Streifenantilope (Antilope Scripta Pallas) 504.
Suffolk (ſchweres engliſches Pferd) 442.
Surikate (Rhyzaena tetradactyla Illiger) 243.

Taguan, rother (Pteromys nitidus Desmarest) 305.
Tamandua (Myrmecophaga tetradactyla Linné) 417.
Tana (Cladobates tana Wagner) 99.
Tapir, gemeiner (Tapirus americanus Linné) 569; Schädel 568.
Tarpan (aſiatiſches Wildpferd) 433.
Taſchenratte oder Goffer (Geomys bursarius Richardson) 349.
Tatu, ſechsgürteliges (Dasipus sexcinctus Linné) 409.
Thylacotherium Prevosti Owen (linker Unterkiefer) 389.
Tigerkatze, langſchwänzige (Felis macrura Wied) 317.
Trakehner 441.
Tſchita oder Jagdleopard (Felis jubata Schreber) 190.

Unau oder zweizehiges Faulthier (Choloepus didactylus Illiger) 406.
Unze od. Irbis (Felis Uncia Buffon) 212.
Urſon (Erethizon dorsatum Cuvier) 361.

Vampyr (Phyllostoma spectrum Geoffr.), Kopf 95.
Vampyre, einen Piſang plündernd 94.
Vicuña (Auchenia Vicunna Fischer) 460.
Vielfraß (Gulo borealis Nilsson) 269; Schädel 268.

Waldhund (Icticyon venaticus Lund) 270.
Waldmaus (Mus sylvaticus Linné) 330.
Walfiſch, gemeiner (Balaena mysticetus Linné) 619; Schädel 618.
Walroß, junges (Trichechus rosmarus Linné) 297; Schädel 296.
Warzenſchwein, ſüdliches (Sus aethiopicus Pallas) 591.
Waſchbär oder Schupp (Procyon lotor Desmarest) 247.
Waſſerſchwein (Hydrochoerus capybara Erxleben) 368.
Waſſerſpitzmaus (Sorex fodiens Pallas); Schädel 102.
Wickelbär (Cercoleptes caudivolvulus Illiger) 249.
Wiederkäuer, Magen eines ſolchen 451.
Wildkatze (Felis catus Linné) 219; Schädel 219.
Wildſchwein (Sus scrofa Linné) 584.
Wolf (Canis lupus Linné) 157; Schädel 153.
Wollmaus (Eriomys lanigera Benn.) 345.
Wombat (Phascolomys fossor Sewastianof) 401.

Zackelſchaf 530.
Zebra (Equus zebra Linné) 449.
Zebramanguſte (Herpestes fasciatus Desmarest) 241.
Zibethbeutler (Dasyurus viverrinus Geoffroy) 385.
Zibethkatze, afrikaniſche (Viverra Civetta Schreber) 237.
Zieſel, gemeines (Spermophilus citillus Blasius) 312.
Zobel (Mustela zibellina Linné) 274.
Zwergflatterbeutler (Petaurus pygmaeus Desmarest) 390.
Zwergfledermaus (Vespertilio pipistrellus Daubenton), Kopf 86.
Zwergmaus (Mus minutus Pallas), mit Neſt 331.
Zwergſpitzmaus (Sorex pigmaeus Pal.) 103.

B. Separatbilder.

Antilopen: 1) Centralafrikaniſches Hartebeeſt (Antilope caama Cuvier) zu S. 497. — 2) Centralafrikaniſcher Baſtard-Gemsbock (A. leucophaea Pallas) zu S. 499. — 3) Kalabock (A. leucotis Lichtenstein) zu S. 506. — 4) Centralafrikaniſcher Waſſerbock (A. ellipsiprymna Ogilby) zu S. 505. — 5) Hegoleh (A. Madoqua Rüppel) zu S. 509. — 6) Dilubock (A. grimmia Pallas) zu S. 509.
Bär, brauner (Ursus arctos Linné) zu S. 257.
Edelhirſch (Cervus elaphus Linné) zu S. 476.
Eisbär (Ursus maritimus Linné) zu S. 258.
Elch (Cervus alces Linné) zu S. 471.
Elefant, afrikaniſcher (Elephas africanus Blumenbach) zu S. 564.
Giraffe (Camelopardalis giraffa Gmelin) zu S. 463.
Hamadryas (Cynocephalus Hamadryas Desmarest) zu S. 33.
Kamel: Dromedar (Camelus dromedarius Erxleben) zu S. 454. — Trampelthier (Camelus bactrianus Erxleben) zu S. 457.
Löwe und Löwin der Berberei (Felis Leo Linné) zu S. 192. (Titelbild.)
Makak oder Javaner Affe (Macacus cynomolgus Linné) zu S. 30.
Mammuth (Elephas primigenius Blumenbach) zu S. 563.
Ochſen: Yack (Bos grunniens Linné) zu S. 545. — Zebu, afrikaniſcher und indiſcher (Bos indicus Linné) zu S. 546.
Pferd (Equus caballus Linné; engliſches Vollblut und Araber) zu S. 442.
Rüſſelrobbe oder See-Elefant (Cystophora proboscidea Nilsson) zu S. 291.
Schaf (Ovis aries Linné; Negretti, Rambouillets) zu S. 528. 529.
Tiger und Tigerin aus Indien (Felis Tigris Linné) zu S. 200.
Windermere, kleiner (Antilope Spekii) zu S. 504.
Wiſent oder Auerochs (Bos urus Linné, Bos bison Smith u. Wagner) zu S. 541.

auf mehrere Tausende, aber von Millionen konnte nicht die Rede sein. Der daselbst befindliche Guano war sehr angewachsen und wegen seiner Lockerheit oft gefährlich zu betreten, da man leicht in bedeutende Tiefen hätte stürzen können. Merkwürdiger Weise aber war der Geruch in den Fledermaushöhlen niemals so widerlich als an Stellen, wo Guacharos sich aufhielten. Die meisten Eingänge dieser Höhlen sind so mit Gesträuch überwachsen, daß sie nur ganz zufällig zu finden sind und man nicht recht begreift, wie die vielen Bewohner durch das Gewirr von Pflanzen so leicht hindurchkommen.

Die Wichtigkeit der Fledermäuse im Naturhaushalt beginnt man in Deutschland wenigstens hier und da zu erkennen; doch erinnern wir uns ihres großen Dienstes um so weniger, als sie ihre Arbeit beginnen, wenn wir uns schlafen legen, und damit aufhören, bevor wir aufgestanden sind; das mag wol auch der Hauptgrund sein, warum wir ihre wichtigen Leistungen so wenig beachten. In Wahrheit aber sind sie die Schwalben der Nacht, und während diese den Luftkreis von dem Ungeziefer des Tages säubern, jagen sie dem schädlichen Insektenheer der Nacht nach. Nicht ohne Zweck hat die Natur für alle Geschöpfe auch wieder ihre Vertilger geschaffen, und wenn solche teleologischen Ansichten heutigen Tags verspottet werden, so beweist dies eben nur, daß unsere Weisheit bis zur Erkenntniß dieser Thatsachen noch nicht durchgedrungen ist. Wer gegenwärtig mit seinen Erfahrungen etwas ausrichten will, der muß dieselben mit Zahlen belegen, und wenn diese auch nicht immer der Wahrheit entsprechen, so ist damit doch der herrschenden Sucht, für alles statistische Nachweise beizubringen, genügt, und die Anerkennung wird sicher nicht fehlen.

Unzweifelhaft sind die Fledermäuse wegen ihrer ungeheuern Gefräßigkeit geradezu von unschätzbarem Nutzen, denn sie richten unter dem nächtlichen Gesindel der Insekten kolossale Verheerungen an. Wenn, wie oben erwähnt, zur vollständigen Sättigung einer großen Fledermaus 30 Maikäfer noch nicht ausreichen, so wird sie kleinere Insekten, die sie unausgesetzt verfolgt, während einer Nacht nach Tausenden vertilgen. Dies ist sicher nicht zu hoch gegriffen, weil der Nahrungsstoff, den die Insekten bieten, vermöge ihres vielen Wassergehalts kein großer ist, weil ferner die umhüllenden Schalen noch weniger Gehalt besitzen und außerdem diese bei den großen Insekten ja nicht mit gefressen werden. In manchen Alleen der Gärten und Wälder kann man nach einer lauen Sommernacht am folgenden Morgen sich am besten überzeugen, welches Schlachten und Morden dort gewüthet hat, denn es liegen dann Flügel und Beine von Käfern und Schmetterlingen so dicht am Boden, als hätte der Sturm Blüten geschüttelt.

Mit der Ausbildung der Landwirthschaft und Forstcultur wurden die hohlen Bäume allmählich für nutzlos erklärt und fielen unter den Streichen der Axt, denn man hatte immer nur den directen Nutzen im Auge, den weit größern indirecten Nutzen, den hohle Bäume gewähren, kannte man damals, wo die Lehren von der „rationellen Bewirthschaftung“ auftauchten, noch nicht und scheint ihn selbst heute noch nicht zu kennen, obgleich schon der alte Forstmeister von Wildungen im Jahre 1813 sich der Fledermäuse aufs wärmste annahm und ausdrücklich erklärte, daß die Ueberhandnahme der Processionsraupe in den Forsten um Hanau dem muthwilligen Zerstören einiger tausend alter Eichen zuzuschreiben sei. Ein neuerer Autor sagt über diesen Gegenstand wörtlich: „In den forstlichen Zeitschriften finde über sie (die Fledermäuse)

nichts, und die neuen Forstzoologen bekunden in der Behandlungsweise derselben, daß sie mit unbekannten Größen rechnen."

Eine eingehendere Besprechung dieses wichtigen Themas würde zu weit führen, und der Verfasser kann hier nur auf die zweite Hälfte des dritten Theils seiner „Praxis der Naturgeschichte" verweisen. Erwähnt sei noch, daß unser gegenwärtiges Verfahren, überall im Wald und in den Gärten Nistkästen für Vögel aufzuhängen, allerdings sehr löblich ist und aller Befürwortung bedarf. Einen vollständigen Ersatz für natürliche Hohlräume in Bäumen werden dieselben aber niemals bieten, weil gerade die wichtigsten Thiere, wie die Spechte, Eulen und Fledermäuse, von den Nistkästen keinen Gebrauch machen können und mögen. Es bleibt daher kein anderer Ausweg, als wieder die Natur selbst wirken zu lassen und für das Stehenlassen alter hohler Bäume zu sorgen.

Die Berücksichtigung dieser wichtigen Thatsache ist daher allen forst- und landwirthschaftlichen Behörden und Verwaltungen dringend ans Herz zu legen, denn es gibt kein besseres Mittel, den mit jedem Jahr wechselnden Ungezieferschäden entgegenzuwirken, als eben durch die dazu berufenen Thiere. Alle andern künstlichen Gewaltmittel schädigen die Natur nur immer noch mehr und wir führen dadurch Zustände herbei, die zuletzt sogar die Existenz vieler Culturgewächse unmöglich machen werden.

Die Zahl aller bekannten und einigermaßen sicher erkannten Arten beläuft sich auf die für Säugethiere außerordentlich große Ziffer von etwa 300, von denen 25 bis 28 Arten auf Europa kommen. Diese letztern werden alle, von den ausländischen aber nur die wichtigsten näher beschrieben werden. Dabei soll aber die oft ins Lächerliche gehende Zersplitterung der Familien keine Berücksichtigung erfahren, denn wir haben sicher Besseres zu merken, als ein Heer stets hin- und herschwankender Gattungsnamen, die oft nichts weiter als die Eitelkeit der vermeintlichen Entdecker von neuen Arten bekunden.

Erste Gruppe: **Fruchtfressende Fledermäuse,** Frugivora.

Erste Familie: Pteropus *Geoffroy.* **Flughunde.**

Familiencharakter. Den Namen „Flughunde" haben diese Riesen unter den Fledermäusen durch ihre dem Hundekopf ähnliche Physiognomie erhalten, eine Aehnlichkeit, die namentlich durch das schöne große Auge mit seinem verständigen Blick hervorgerufen wird. Gleich den Robben und Schildkröten machen sie durch ihren klugen und gutmüthigen Blick den Eindruck, als wenn eine hochbegabte Seele in einen hülflosen Körper gebannt wäre. In der That ist die Intelligenz dieser Thiere auch nicht gering und sie würden sicher größerer Aeußerungen derselben fähig sein, wenn sie nicht durch die einseitige Ausbildung ihrer Organe daran verhindert würden. Die Flugweite der Flughunde kommt der eines Bussards nahe, wenn auch vielleicht das Körpervolumen dasjenige dieses Raubvogels nicht ganz erreicht. Die Ueppigkeit der Hautbildung beschränkt sich bei ihnen nur auf die Flügel, indem weder die Ohren noch das Gesicht durch jene fratzenhaften Ausschmückungen verunziert werden, die den übrigen Fledermäusen so charakteristisch sind. Bei den größern Arten setzen sich die Flügelhäute nicht, wie bei den kleinern Arten, an den Seiten des Körpers fest, sondern auf dem Rücken, wodurch die Rückenhaut im Ruhezustand sehr schlaff und faltig wird.

von 20 Jahren erreichen. Häufig kreuzt sich der Büffel mit dem Zebu, seltener dagegen mit dem gemeinen Hausrind. Der wildlebende Büffel, in Indien „Bhain" genannt, wird hauptsächlich am Ganges angetroffen, auf dem er sich oft in ziemlich großen Heerden von der Strömung hinabtreiben läßt. Die Indier behaupten, daß er lange Zeit hindurch den Strom nicht verlasse und währenddem seine Nahrung auf dem Grund des Flusses suche, indem er untertauchend sich die dort wachsenden Wasserpflanzen heraufhole. Die Jagd auf den Bhain ist sehr gefährlich und erfordert viel Muth und Ausdauer. Ueber seine sonstige Lebensweise ist wenig bekannt.

3. Bos arni Pallas. **Arni.** Der größte bekannte Büffel. Höhe über 2, Länge 2,5—3 Mt. Hörner 1,3—1,6 Mt. lang, halbmondförmig gekrümmt, nach hinten und mit den Spitzen nach außen gerichtet. Haare schwarz; auf der Stirn ein Büschel röthlicher Haare. Im übrigen stimmt er vollständig mit dem gemeinen Büffel überein.

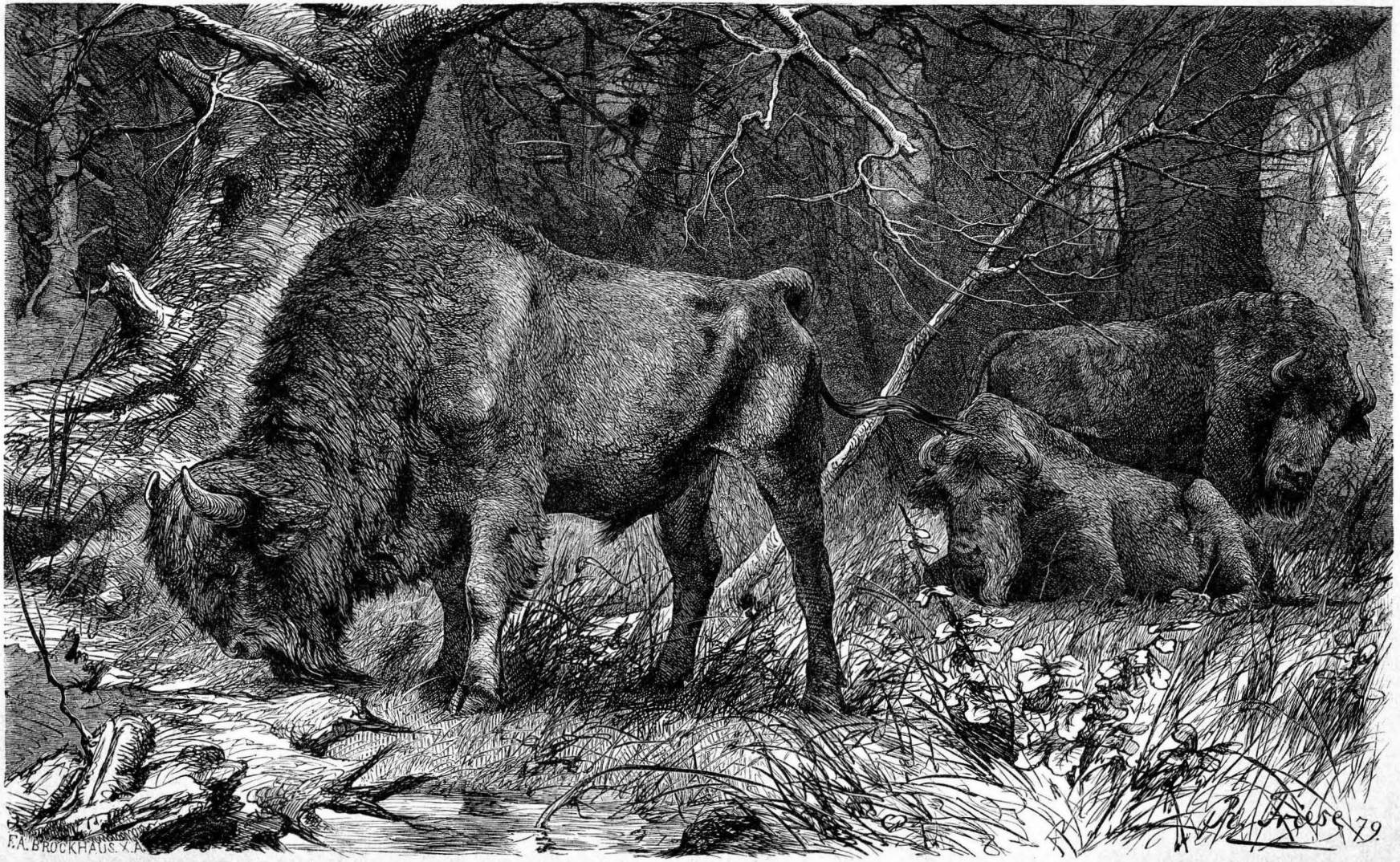
Der Arni ist ein furchtbar wildes Thier, welches die Wälder Ostindiens unsicher macht. — Bewohnt die Provinzen im Osten des Gangesthals, den Abhang des Himalaja, sowie Birma, wo er Prengh heißt. Trotz seiner Wildheit ist er schon gezähmt worden, ja in manchen Gegenden Chinas und Ostindiens erscheint er als Hausthier. Man darf daher wol hoffen, daß dieser Riese des Rindergeschlechts, den wir erst in seinen Gehörnen kennen, auch bald in unsere Thiergärten gelangen wird.

4. Bos Kerabau Gray. **Kerabau.** Dem Arni an Größe und Hornbildung sehr ähnlich, weshalb er vielleicht als eine geographische Rasse desselben anzusehen ist. Das spärliche Haar läßt überall die Haut durchschimmern. Auf dem Scheitel ein röthlicher Haarbusch wie beim Arni. Haut- und Haarfarbe des Körpers bläulich aschgrau, in den Weichen fleischfarben, an den Füßen ganz weiß. — Lebt auf Java, Timor, den Philippinen, Marianen, Sumatra, Borneo und Ceylon, theils wild oder verwildert, theils als Hausthier. Auf Java namentlich ist er bereits sehr zahm und läßt sich von jedem Kinde leiten, dagegen soll er Europäern stets gefährlich werden, wenn diese in seine Nähe kommen. Der berliner Thiergarten besitzt ein schönes Paar Kerabaus. Das Thier hat sich an andern Orten auch bereits fortgepflanzt und sogar mit dem gemeinen Büffel gekreuzt.

B. Bisonten.

Das wesentlichste Merkmal der Bisonten ist die breite gewölbte Stirn, deren Längsachse kürzer ist als die Entfernung zwischen den Augen. Hierdurch treten auch die Hornzapfen weit auseinander und die Augen werden den Hörnern ziemlich nahe gerückt. Die Augenhöhlen stehen röhrenförmig vor und der Schnauzentheil spitzt sich keilförmig, wodurch der Schädel eine umgekehrt kegelförmige Gestalt erhält. Die kurzen Hörner stehen seitlich ab und biegen sich mit ihren Spitzen nach oben und hinten. Im Skeletbau fallen die hohen Dornfortsätze ganz besonders auf, die schon mit dem ersten Rückenwirbel hoch aufsteigen und mit dem dritten und vierten eine Länge haben, wie sie kein Wirbel anderer Thiere erreicht. Schon aus diesen abnormen Formen läßt sich das sehr hohe Alter der Bisonten erkennen.

Als vorweltliche Arten sind bekannt: 1) Bos priscus Bojanus, dessen Reste dieselben Lagerstätten wie Bos primigenius haben und besonders häufig in Sibirien gefunden werden. Derselbe war noch größer als unser heutiger Wisent und hatte stärkere, längere Gehörne. 2) Bos bombifrons Harlan. Die Reste desselben lagern in Nordamerika, besonders am Ohio. In der Form des Schädels und der Stellung der Hörner soll er zwar vom jetztlebenden Bison etwas abweichen, doch findet sich im allgemeinen eine solche Uebereinstimmung der Formen, daß man daraus die Abstammung des Bison vom Bos bombifrons folgern kann. Wir hätten somit den europäischen und den amerikanischen Bison als zwei schon in der Urzeit vorhandene Arten zu betrachten.



Wisent oder Auerochs (Bos urus Linné, Bos bison Smith u. Wagner)

Wie es scheint, waren die Bisonten auch in der Urzeit auf die nördliche Halbkugel beschränkt, während Indien schon damals, wie heute noch, die Bisonrinder als vermittelnde Form aufzuweisen hatte. Physiologisch wichtig ist die große Abneigung zwischen Bisonten und Rindern.

Ueber die Namensverwechselung des europäischen Wisent, wie er in alten Zeiten hieß, mit dem Auerochsen, sei bemerkt, daß man nach dem Aussterben des Ur- oder Auerochsen dessen Namen auf ihn übertrug, sodaß er bis auf den heutigen Tag fälschlich Auerochse genannt wird. Linné nannte ihn in der ersten Ausgabe nach Aristoteles Vorgang Bos Bonasus, in der folgenden Bos Bison und schließlich Bos urus. In neuerer Zeit erst haben die Zoologen diesen Irrthum berichtigt, indem sie die ursprüngliche Bezeichnung Bos bison wieder aufnahmen.

1. Bos bison Smith u. Wagner. **Wisent, europäischer Bison,** polnisch **Zubr.** Länge etwa 2,50, vordere Höhe 1,60 Mt., Schwanz 45 Ctm. In frühern Jahrhunderten waren die Wisents von bedeutenderer Größe. Ein in Preußen 1565 erlegter Wisent soll 13 Fuß Länge und 7 Fuß Höhe bei 950 Kilo Gewicht erreicht haben, wobei allerdings ein kleinerer Maßstab zu Grunde zu liegen scheint. Hörner klein, rund, nach vorn und aufwärts gerichtet. Stirn breit und gewölbt, Haare lang und dicht, braun gefärbt. Brust und das ganze Vordertheil mächtig entwickelt. Der Widerrist bildet einen Höcker, von dem aus der Rücken stark abfällt. Hals wammenlos, das auf ihm stehende Haar kraus und lang, sodaß es mit den Haaren am Kopf und den Vorderbeinen eine Mähne bildet; Behaarung am Hintertheil wollig. Der bis ans Schienbein reichende Schwanz bequastet. Winterhaar lang, dicht und rauh; Sommerhaar kürzer, enger anliegend und heller. Die länger behaarten Stellen schwarzbraun. Kuh kleiner, bedeutend schwächer und feiner gebaut, mit kürzern Hörnern.

Heberstain, welcher den Wisent und den Ur im Jahre 1517 in Litauen antraf, beschreibt ihn folgendermaßen: „Die Bisonten haben eine Mähne, Zotteln auf Rücken und Schultern und einen vom Kinn herabhängenden Bart. Die Haare riechen nach Moschus; der Kopf ist klein, die Augen dagegen sind groß und wild, gleichsam brennend, die Stirn ist breit. Die Hörner sind meist so weit voneinander entfernt und ausgestreckt, daß der Raum zwischen beiden gut drei hineingestellte starkbeleibte Menschen fassen kann. Auf dem Rücken selbst erhebt sich gleichsam ein Höcker, welcher nach vorn und hinten abfällt."

Vorkommen. Sehr viele Ortsnamen in Deutschland sind auf das Vorhandensein des Wisent und des Ur oder Auerochs begründet. Das Nibelungenlied und viele alte Chroniken erwähnen seiner. Der letzte Wisent erlag 1755 in Deutschland in Ostpreußen den Kugeln eines Wilddiebes. Seine letzte Heimstätte in Europa hat er im vorigen Jahrhundert durch Umzäunung des von ihm damals noch bewohnten Gebietes, in dem ungefähr 17 Quadratmeilen großen Walde von Bialowicza in Litauen gefunden, wo der Kaiser von Rußland gegenwärtig noch zwischen 7—800 Stück unter strenger Aufsicht hegen läßt. Nur nach kaiserlicher Erlaubniß dürfen einzelne Stiere erlegt oder eingefangene Kälber an Thiergärten abgegeben werden. Eine kleinere Reservation des Wisent hat der Fürst von Pleß auf seinen großen Gütern in Oberschlesien gegründet, welche ganz erfreuliche Fortschritte macht. Der einzige, vom Menschen noch nicht beeinflußte Aufenthalt des Wisent befindet sich im Kaukasus und zwar am nördlichen Abhang des Elbrus und in den sumpfigen Waldungen des Kulan, sowie im Lande der Abachen, von wo er jährlich Wanderungen nach andern Gegenden unternimmt.

Sein Naturell ist seiner Größe angemessen. Von Natur scheu, vermag er sich, da sein Gehör- und Geruchsinn äußerst ausgebildet sind, vor dem herannahenden Menschen gewöhnlich noch rechtzeitig zurückzuziehen. Wenn er jedoch überrascht wird, so erwacht das Bewußtsein seiner Kraft und trotzig schaut er dem Menschen entgegen, den er mit Wuth und Ingrimm empfängt, doch ruhig vorbeiziehen läßt, wenn dieser seinen Zorn nicht weiter reizt. Wird er dagegen in Zorn gebracht, etwa gar verwundet, so kämpft er, solange nur irgend ein Funken Leben ihn aufrecht erhält. Solchem Kampfesmuth gegenüber ist es erklärlich, daß die Jagd auf den Wisent von jeher zu den ritterlichen Uebungen gehört hat. Diese Jagd wurde zur Zeit Heberstain's in Litauen noch

ohne Feuergewehr ausgeführt. Heberſtain theilt mit, daß man damals die Biſonten noch mit Hunden aus ihrem dunkeln Waldesdickicht heraus in ein mit ſtarken aber einzeln ſtehenden Bäumen beſetztes Gehölz trieb, in welchem die Jäger, mit Lanzen bewaffnet, ſich hinter den Bäumen verſteckt hielten. Wenn nun die Biſonten in ihren Bereich kamen, ſprangen die Jäger hinter den Bäumen hervor und ſtießen den Thieren die Lanze in den Leib. Daß zu einer ſolchen Jagd großer perſönlicher Muth, Kraft und Geiſtesgegenwart gehören, liegt auf der Hand.

Wie bei andern Thieren ſind die zur Einſiedelei verdammten alten Bullen ſehr gefährlich und ein ſolcher kann eine ganze Gegend unſicher machen. Es ſoll ſich öfter ereignen, daß ein alter Bulle die engen Wege im bialowiczer Walde förmlich in Belagerungszuſtand verſetzt, indem er Vorübergehende anfällt.

Die Pferde haben einen großen Abſcheu vor dem Wiſent, ſie zittern ſchon, wenn ſie ihn nur wittern und bei ſeinem Anblick folgen ſie keiner Leitung mehr, ſondern gehen durch.

Die Nahrung des Wiſent beſteht in Gras, Moos, Rinde, Blättern von Laubhölzern. Nadelhölzer rührt er merkwürdigerweiſe nicht an.

Die Brunftzeit fällt gewöhnlich in den Auguſt und dann ſind die Thiere äußerſt aufgeregt; ſie wühlen den Boden auf, reißen kleine Bäume aus, toben, lärmen und bekämpfen ſich wüthend; nicht ſelten findet man daher verendete Thiere im Walde. Im Mai wirft die Kuh gewöhnlich ein Kalb, welches ihr auf Schritt und Tritt folgt. Das Kalb wird mit größter Zärtlichkeit von der Mutter ein volles Jahr lang geſäugt. Es iſt erſt mit dem ſechsten Jahre ausgewachſen und kann ein Alter von 40 Jahren erreichen. Die Kühe erblinden häufig im Alter und ſterben früher als die Stiere. Die Vermehrung iſt eine langſame, da eine Kuh durchſchnittlich nur alle drei Jahre trächtig wird; nur in der Gefangenſchaft vermehren ſie ſich ſtärker.

2. Bos americanus Gmelin. **Amerikaniſcher Biſon** oder **Buffalo.** Er wurde früher für identiſch mit dem Wiſent angeſehen; allein abgeſehen davon, daß er ein paar Rippen mehr als der Wiſent beſitzt, unterſcheidet er ſich noch von dieſem namentlich durch Kürze der Beine und des Schwanzes, durch das Ueberwiegen des Vordertheils über das Hintertheil und durch die bedeutende Länge der Haare. Kopf größer und breiter als beim Wiſent. Hörner nach aus- und aufwärts, mit den Spitzen nach innen gebogen. Vordertheil ſtark behaart und mähnig, ebenſo der vordere Theil der Hinterſchenkel. Schwanz mit einer großen Quaſte verſehen. An Kinn und Kehle ein Bart. Haar wie beim Wiſent im Winter länger als im Sommer und filzig, von graubrauner, an den lang behaarten Stellen von ſchwarzbrauner Farbe, im Sommer heller. Weiße und weißgefleckte Varietäten kommen, wenn auch ſeltener, vor.

Vorkommen. Der Biſon lebte bis vor wenigen Jahren in Heerden bis zu 20000 Stück auf den Prairien Nordamerikas. Dieſe ungeheuern Heerden zerfallen aber in kleinere Geſellſchaften, indem außer der Brunftzeit einerſeits die Kühe mit den Kälbern, anderſeits die Stiere für ſich leben. Nur einzelne Stiere bleiben zur Anführung der Heerden bei den Kühen. Die Brunftzeit dauert von Juli bis Auguſt. Wenn die Zeit der Geburt herannaht, trennt ſich die Kuh vom Stier und ſchließt ſich andern trächtigen Thieren an. Dieſe ſuchen dann ſaftige Weiden auf und bleiben dort auch nach dem Kalben, welches im April vor ſich geht. Das Kalb wird von der Mutter mit großer Liebe gepflegt und ſorgfältig beſchützt. Die Jungen ſind ſehr anmuthige und muntere Thiere. — Der Biſon wandert regelmäßig vom Juli an nach Süden, um im Frühjahr wieder zurückzukehren; auf dieſen Wanderungen kommt ihm ſeine Geſchicklichkeit im Schwimmen und ſeine Ausdauer im Laufen ſehr zu ſtatten. Seinen Zügen folgen Unmaſſen von Wölfen, denen manches Kalb und manches ermattete Thier zum Opfer fällt. Die Wege, die ſie nehmen, ſind alle Jahre ziemlich dieſelben und als „Büffelpfade" bekannt. Zur Brunftzeit finden unter den Stieren große Kämpfe ſtatt, und alle, welche einen ſolchen Kampf mit anſahen, verſichern, es laſſe ſich nichts Großartigeres denken. Eine beſondere Vorliebe hat der Biſon für den Schlamm. Er gräbt ſich zu dieſem Zwecke ein Loch mit den Hörnern und wenn ſich Waſſer in demſelben angeſammelt hat, wälzt er ſich mit dem größten Vergnügen ſolange darin herum, bis er mehr einem wandelnden Erdhaufen als einem lebenden Weſen gleich ſieht.

Geruch und Gehör ſind von den Sinnen am meiſten entwickelt. Der Geſichtsſinn iſt nicht eben ſchwach, wird aber durch den ſtark entwickelten Wollpelz beſchränkt, den das Thier auf dem Kopfe trägt. Die geiſtigen Fähigkeiten ſind nicht weſentlich verſchieden von denen des Wiſent, er iſt jedoch weniger wild und jähzornig als dieſer.

Die Stimme besteht in einem dumpfen Brüllen, welches zu donnerähnlichem Getöse anschwillt, wenn eine ganze Heerde auf einmal ihre Stimmen laut werden läßt.

Die Nahrung besteht im Sommer aus dem Grase der Prairien, im Winter aus Moos und Flechten, welche sie unter dem Schnee hervorscharren. Zu gewissen Zeiten finden sie sich an salzreichen Stellen ein, um ihren Salzhunger zu befriedigen. Wälder meiden sie, und nur wenn sie durch die Verfolgungen des Menschen in fortwährender Angst erhalten werden, ziehen sie sich dorthin als letzte Zufluchtsstätte. Durch jene Verfolgungen wird ihre Zahl in erschreckender Weise vermindert. Mit fast an Wahnsinn grenzendem Unverstand vernichtet man leider gegenwärtig in Nordamerika nicht blos die Wälder, sondern auch das Thierleben.

Franz Birgham schreibt über die Vernichtung der Büffel: „Bei einer zweimaligen Fahrt quer durch den Continent ist mir kein einziger Büffel zu Gesicht gekommen und dies in Gegenden, wo noch vor wenigen Jahren Tausende weideten und man vom Eisenbahnzug aus auf sie schoß. Man kann sagen, daß in den Thälern des Platte, Republicain, Solomon und Arkansas Millionen getödtet worden und zwar nur des Felles wegen, welches für 1½ Dollar verkauft wird. Die Haut liefert ein schlechtes Leder, die Knochen werden an den Stationen in Haufen



Amerikanischer Bison im Sommerpelz (Bos americanus Gmelin).

gesammelt und zum Düngen nach dem Osten gesandt. Nur das Fell der im Winter erlegten Thiere eignet sich zu Pelzen, da nur dann das Haar dicht und fest ist. Im Winter 1876/77 wurden an den Linien der Union- und Kansas-Pacific-Bahnen allein 100000 Büffel getödtet. Auch die Indianer, speciell die Pawnee- und Omaha-Stämme beschäftigen sich mit der Zubereitung der Felle für den Handel. Die Stadt Griffin im Staate Texas ist ein Hauptsammelpunkt für die professionellen Büffeljäger, deren oft 1500 dort zusammenkommen. Wiesen von mehrern Ackern Größe sind dort oft mit Häuten bedeckt, die in der Sonne trocknen, und hohe Haufen derselben stehen zur Versendung bereit, dieselben sind dort 1 Doll. bis 1 Doll. 60 Cts. werth. Diese Leute betreiben die Jagd als Geschäft, sie brauchen das Zündnadelgewehr mit Fernrohr, kaufen ihr Pulver per Faß, ihr Blei in Barren und machen ihre Kugeln und Patronen selbst. Bei jeder Jägerabtheilung gebrauchen nur ein oder zwei die Gewehre und es wird eine Heerde von 30—40 Stück gewöhnlich auf einem zwei Acker großen Platze getödtet. Sobald der erste Büffel gefallen, sammeln sich die andern um den Körper, wittern am Blut und stampfen den Boden, während der Jäger einen nach dem andern niederschießt, solange er verborgen bleibt oder bis der letzte gefallen, denn der Büffel achtet nicht auf den Knall, sondern flieht nur beim Anblick oder bei Witterung seines Feindes. Hierauf begeben sich die Abhäuter an das «Schälen», wobei manche so geschickt sind,

daß sie in fünf Minuten einem ausgewachsenen Bullen das Fell über die Ohren ziehen. Auch das Fleisch wird oft auf den Markt geschickt. General Crook, der Indianerkämpfer, hat gesagt, daß die Abnahme der Büffel so rasch sei, daß die Rothhäute sehr bald nach einem andern Lebensunterhalt greifen müssen. Nach seiner Meinung sind während der letzten zehn Jahre mehr als 100000 Büffel per Jahr getödtet worden, während die natürliche Zunahme viel geringer ist, denn der größte Theil der Getödteten besteht aus Kühen, sodaß ohne baldiges Einschreiten des Congresses, durch Erlassen eines Jagdgesetzes, der amerikanische Bison bald eine so große Seltenheit wie sein Vetter, der europäische Auerochs, sein wird."

In Canada ist vor einigen Jahren ein Büffelschutz erlassen, welcher diese gegen die Massenschlächterei der Halbblutindianer schützen soll. Dieselben werden hauptsächlich dieses Frevels beschuldigt, denn jeden Sommer findet man die Aeser von Büffeln über die Ebenen zerstreut, denen nicht einmal die Haut abgezogen wurde. Die Indianer selbst haben hierüber bittere Klage geführt, um deren Willen dieses Gesetz erlassen wurde. Aus Rache haben nun die Halbblutindianer mehrere Stämme gegen die Regierung aufgehetzt und ihnen vorgespiegelt, man wolle den Indianern die Büffeljagd ganz rauben. Man sieht also auch hier wieder die schlechte Neigung, die sich überall beim Bastardmenschen geltend macht.

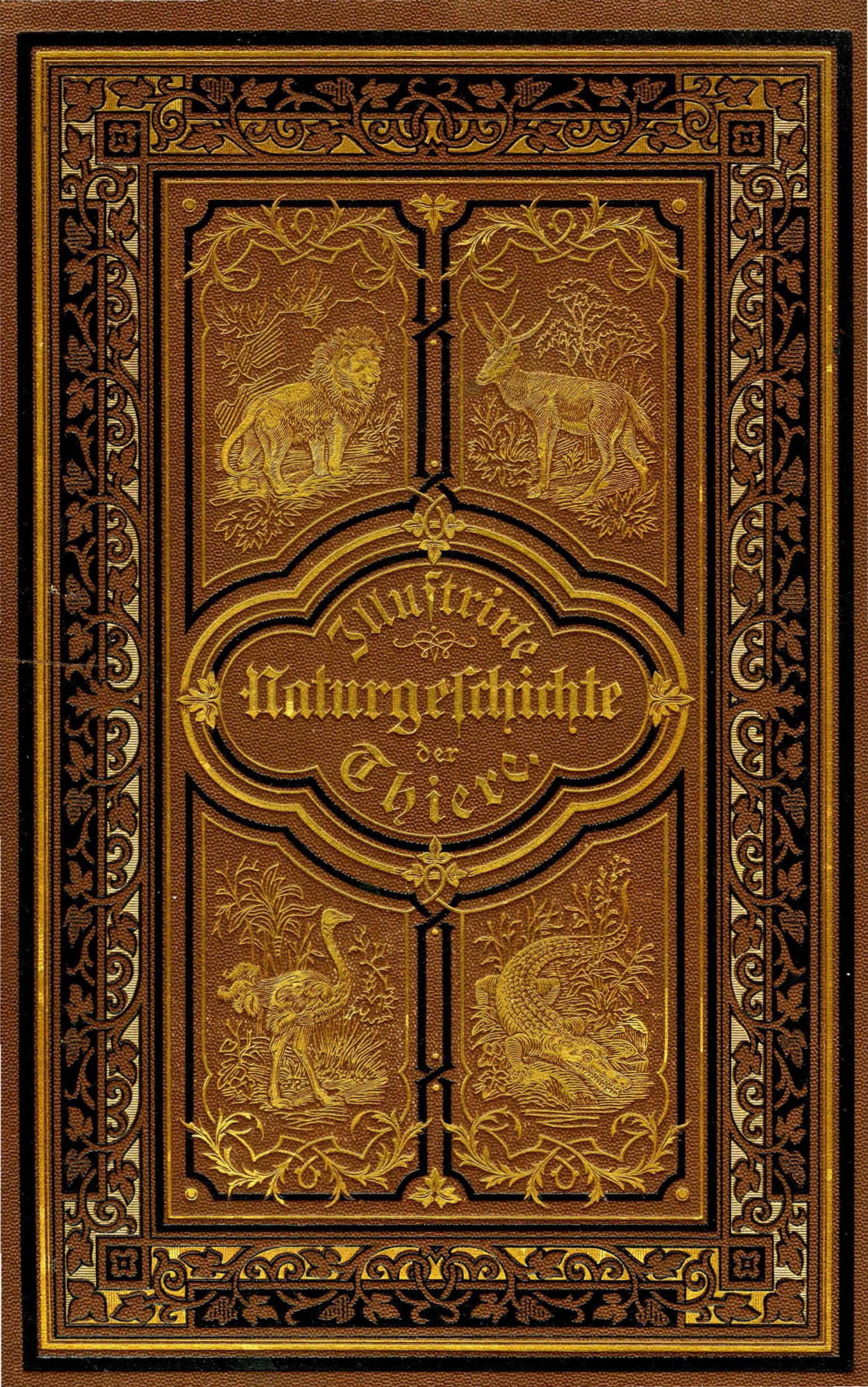
In den nördlichen Gebieten der Prairien, wo die Forts der Pelzhändler liegen, wird schonender mit den Büffeln verfahren, weil man dort das ganze Jahr über von ihrem Fleisch leben muß. Man trocknet das übrige Fleisch oder macht Pemmikan daraus. Derselbe wird aus dem Fleisch der Hintertheile in kleine Streifen geschnitten und gedörrt, alsdann noch feiner zerhackt. Hierauf werden zwei Theile dieser Masse mit einem Theil Fett vermischt und geknetet in einen ledernen Sack, sogenannten „Taureau", gestopft, wo er jahrelang aufbewahrt werden kann.

C. Büffel- oder Bisonrinder.

Schon Hodgson erkannte die Nothwendigkeit einer Trennung dieser Ochsen von den übrigen und nannte sie Bibos (Doppelochs). Durch diese allerdings nicht sehr glückliche Bezeichnung wollte er andeuten, daß diese Thiere eine Zwischenform von Büffel und Bison bilden.

Der Widerrist dieser Thiere ist nicht so hoch als derjenige der Bisonten, dagegen höher als bei den Büffeln. Die Stirnbreite steht zwischen der beider Typen mitten inne. Sie besitzen zumeist einen robusten Knochenbau und vereinigen das Naturell der Büffel und Bisonten, sind wild, schlau und gefährlich, lassen sich aber, in der Jugend gezähmt, leicht behandeln. Aus ihren Reihen hat der Urmensch wol die meisten Zuchtthiere genommen. Die ersten Spuren von ihnen sind in den paläontologisch sehr wichtigen Sivalikhügeln gefunden und von Rütimeyer Leptobos genannt worden. Im pliocänen Alluvium von San-Paolo bei Asti wurde eine europäische Form im Bos etruscus Rütimeyer gefunden, deren Schädel noch Anklänge an Hirsche und Antilopen zeigt.

1. Bos frontalis Delessert. **Gayal.** Länge 2,24 Mt., Schwanz 80 Ctm., Schulterhöhe 1,6 Mt. Der kurze pyramidale Kopf hat eine sehr breite und flache Stirn, welche an die der Bisonten erinnert. Die an ihrer Wurzel sehr dicken Hörner haben kegelförmige Gestalt und biegen sich nur wenig nach außen und hinten. Augen klein und mit dicken Wulsten umgeben; Ohren spitz und aufrecht. Längs der Kinnbacken eine kleine Wamme, die sich aber nicht über den Hals fortsetzt, sondern in dicke Speckhaut übergeht. Schon auf dem Nacken erhebt sich ein ansehnlicher fleischiger Widerrist, der sich bis über den halben Körper hinzieht. Hörner grau und gegen die Spitze hin schwarz. An der dicken Basis ein weißlicher Saum; Stirnhaar grau, das übrige Haar tiefschwarz, mit einiger brauner Schattirung an den Beinen. Kuh kleiner, dagegen ganz ebenso gefärbt. — Die Heimat des Gayal soll Hinterindien sein. Seine Lebensweise ist noch sehr wenig bekannt, und was davon erzählt wird, klingt so märchenhaft, daß man besser auf glaubwürdige Berichte wartet.


Illustrirte
Naturgeschichte
der
Thiere



Arara (Sittace Wagler) und Amazonenpapagai (Chrysotis Swainson).

Illuſtrirte Naturgeſchichte der Thiere.

In Verbindung mit

Dr. Friedrich Heincke, Dr. Friedrich Knauer, Dr. Eugène Rey

herausgegeben von

Philipp Leopold Martin.

Mit Separatbildern und zahlreichen in den Text gedruckten Abbildungen in Holzſchnitt nach Zeichnungen von H. Braune, R. Frieſe, R. Kretſchmer, L. Martin jun., G. Mützel, E. Schmidt, F. Specht, A. Thieme u. A.

Erſter Band. Zweite Abtheilung.

Vögel.

Bearbeitet von Philipp Leopold Martin.

Mit 14 Separatbildern und 218 in den Text gedruckten Abbildungen in Holzſchnitt.



Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1884.

Vorwort.

In der vorliegenden, die Vögel behandelnden zweiten Abtheilung des ersten Bandes der „Illustrirten Naturgeschichte der Thiere“ habe ich meine Erlebnisse und Erfahrungen niedergelegt, die manches Neue und Interessante bieten und vielleicht auch Selbsterlebtes in der Erinnerung des Lesers wieder wach rufen dürften. Bei der umfassenden Aufgabe, die ich mir gestellt: ein anschauliches Bild von allen gefiederten Geschöpfen der Erde wenigstens in den Hauptumrissen zu geben, war es mir natürlich in sehr vielen Fällen nicht möglich, die Schilderung auf eigene Erfahrungen zu gründen, und ich sah mich dann auf die Berichte zahlreicher anderer Beobachter angewiesen. Gleicht ja doch mehr oder weniger der Verfasser eines Werks, wie das vorliegende es ist, einem Baumeister, der die einzelnen Steine nach seinem Ermessen zusammenfügt.

Gerade das fröhliche Volk der Vögel hat durch seine Lebendigkeit, seine Anmuth, seine Farbenpracht und seinen Gesang sich überall eine Menge Freunde erworben, deren jeder nach seiner Weise seine Lieblinge beobachtet und geschildert hat. Neben dem unerschöpflichen biologischen Interesse, das die Vogelwelt darbietet, gehört ihre offenkundige und doch wieder so geheimnißvolle Fortpflanzung zu den ebenso wichtigen als zarten Beziehungen im Erdenleben. Jedes Vogelnest mit seinen Jungen hat seine Geschichte, an das sich eine ganze Reihe wichtiger Beobachtungen und Erfahrungen anknüpfen. Als der scharfblickende Oken zum ersten mal den Unterschied zwischen „Nesthockern“ und „Nestflüchtern“ hervorhob, da ahnte er wol nicht, daß hierin das Fundamentalgesetz der Entwickelungsgeschichte der Vögel enthalten liege; von seinen Zeitgenossen aber wurde er großentheils misverstanden. Nur einzelne nahmen schüchtern die Lehre von den Nesthockern und Nestflüchtern an, und die Grundsätze, nach denen man die Raubvögel in das System einreihte, beweisen, daß man diese Lehre bis zum heutigen Tage kaum halb verstanden hat.

Die leichte Zerbrechlichkeit der Vogelknochen gegenüber denen der Säugethiere, für deren Entwickelungsgeschichte die Paläontologie reichlichen Aufschluß gab, ließ befürchten, daß man auf diesem Gebiete nur wenige Funde zu erwarten habe, bis der Greif von Solenhofen (s. S. 4)

zu Tage gebracht wurde; 15 bis 16 Jahre später fand Marsh in den Niobraraschichten Nordamerikas die Zahnschnäbler (s. S. 6), welche den heutigen Vögeln schon näher stehen als der Archäopteryx von Solenhofen. Mit diesen Entdeckungen war mit einem mal die Urgeschichte der Vögel in ungeahnter Weise aufgehellt.

Auf diesen Thatsachen fußend, habe ich ein Bild der Entwickelungsgeschichte der Vögel zu geben versucht. Meinem schon bei den Säugethieren befolgten Grundsatz getreu, unter Wahrung der Rechte älterer Autoren das System in möglichster Einfachheit aufrecht zu erhalten, habe ich jede eigenmächtige Aufstellung lateinischer Namen vermieden und, wo genauere Unterscheidungen nöthig waren, diese durch deutsche Worte ausgedrückt. Um die vielen Wiederholungen zu vermeiden, die dem Laien unbequem und sogar störend entgegentreten würden, habe ich den lateinischen Namen der Gruppen oder Familien durch den Plural, den der Gattungen durch den Singular ausgedrückt.

Wenn man nicht nur für wissenschaftliche Kreise zu schreiben hat, sondern zugleich auch möglichst allgemein zu wirken bestrebt ist, so erscheint es angemessen, auch die Aufgabe zu besprechen, welche alle Geschöpfe im Haushalt der Natur zu erfüllen haben. Unsere Erziehung geht leider viel zu wenig darauf aus, uns Achtung vor dem Naturhaushalt einzuflößen, und noch zu keiner Zeit sind die Schäden, welche der Fortschritt unserer Cultur für das allgemeine Naturleben mit sich bringt, greifbarer gewesen als gegenwärtig, wo ganze Thiergeschlechter entweder schon erloschen oder dem Erlöschen nahe sind. Vor solchen unbedachten Eingriffen zu warnen, ist die Pflicht eines jeden Naturfreundes, und deshalb habe ich es nicht unterlassen, gegen den unbesonnenen Vernichtungskrieg aufzutreten, der immer allgemeiner zu werden droht. Ein Vogelschutzgesetz ist zwar schon vielfach geplant worden, aber auch dieses würde nur einseitig wirken, solange der Schutz nicht auf das gesammte Naturleben ausgedehnt wird.

Zu besonderm Danke bin ich der Verwaltung des stuttgarter Naturaliencabinets verpflichtet, welche mir die freie Benutzung desselben in der umfassendsten Weise gestattet hat. Bemerkt sei noch, daß mich bei einzelnen Partien dieser Abtheilung meine beiden Söhne Leopold Martin, Conservator in Stuttgart, und Paul Martin, Assistent an der königlichen Thierarzneischule in München, wesentlich unterstützt haben.

Gleichzeitig mit dieser zweiten Abtheilung des ersten ist auch die des zweiten Bandes beendet worden, sodaß nunmehr das ganze Werk vollständig vorliegt.

Stuttgart, im December 1883.

Philipp Leopold Martin.

Inhalt.

Seite

Vorwort V

Zweite Klasse des Thierreichs.

Vögel, Aves.

Seite

Charakteristik der Klasse 3
Vögel der Urwelt 3
Vögel der Gegenwart 7
I. Bau und organische Verrichtung des Vogelkörpers 7
A. Organe des Stoffwechsels . 8
B. Organe des Kraftwechsels . 15
II. Bezeichnende Momente aus dem Vogelleben 24
Stammbaum der Vögel 30

Systematische Uebersicht.

Erster Kreis: Nacktvögel (Nesthocker).

Erste Ordnung und Familie: Psittacidae, Papagaien.

I. Plictolophinae. Kakadus.

Plictolophus. Weißkakadu 34
Calipsittacus. Keilschwanzkakadu 37
Nasiterna. Zwergkakadu 38
Calyptorrhynchus. Langschwanzkakadu 38
Microglossus. Ararakakadu 40

II. Sittacinae. Langschwänzige Papagaien.

Sittace. Arara 41
Henicognathus. Langschnabelsittich .. 44
Conurus. Keilschwanzsittich 45

Seite

Palaeornis. Edelsittich 47
Brotogerys. Schmalschnabelsittich ... 49
Bolborhynchus. Dickschnabelsittich ... 50
Melopsittacus. Singsittich 50
Euphema. Grassittich 52
Platycercus. Plattschwanzsittich 53

III. Psittacinae. Kurzschwänzige eigentliche Papagaien.

Psittacus. Papagai 55
Dasyptilus. Borstenkopfpapagai 56
Eclectus. Edelpapagai 57
Tanygnathus. Großschnabelpapagai .. 58
Pionias. Langflügelpapagai 59
Chrysotis. Amazonenpapagai 61
Psittacula. Zwergpapagai 63
1. Amerikanische Arten 63
2. Afrikanische Arten 64
3. Indische Arten 64
Coryllis. Fledermauspapagai 65

IV. Trichoglossinae. Loris oder Pinselzüngler.

Domicella. Eigentlicher Lori 67
Trichoglossus. Keilschwanzlori 68

V. Stringopinae. Dämmerungs- und Nachtpapagaien.

Nestor. Nestorpapagai 70
Pezoporus. Erd- und Höhlensittich. 72
Stringops. Eulenpapagai 73

Seite

Zweite Ordnung: Coccygomorphae, Kukuksvögel.

Colius. Mausvogel 75
Musophagidae. Pisang- oder Bananenfresser 76
a. Turacus 77
b. Musophaga 77
c. Corythaix 77
d. Schizorhis 78
Rhamphastidae. Großschnäbler 79
Buceros. Nashornvogel 79
Rhynchoceros. Glatthornvogel .. 83
Rhamphastus. Tukan oder Pfefferfresser 83
Pteroglossus. Araſſari 86
Trogonidae. Trogone oder Surukus 87
Amerikaniſche Trogone 89
Calurus. Prachttrogon 89
Afrikaniſcher Trogon 90
Aſiatiſche Trogone 91
Cuculidae. Kukuke 91
A. Oſtweltliche Kukuke.
Indicator. Honiganzeiger 92
Chrysococcyx. Glanzkukuk 93
Cuculinae. Typiſche Kukuke 93
Eudynamis 97
Dasylophus. Schmuckkukuk 98
Centropus. Sporenkukuk 98
B. Weſtweltliche oder amerikaniſche Kukuke.
Coccygus. Ferſenkukuk 99
Geococcyx. Erdkukuk 100
Crotophagae. Madenfreſſer oder Anis 100
Bucconidae. Bartvögel 102
Megalaema (aſiatiſch) 103
Pogonias und Capito (afrikaniſch) 103
Gymnobucco 104
Bucco (amerikaniſch) 104
Großbartvogel (Monasta) 104
Galbulidae. Glanzvögel 105
Alcedinidae. Eisvögel 106
Paralcyon 106
Pelargopsis 107
Entomobia 107
Dacelo 107
Halcyon 108
Ceryle 108
Chloroceryle 108
Alcedo (typiſche Form) 109
Tanysiptera 110
Meropidae. Bienenfreſſer 110
Nictiornis. Schattenſpint 112
Upupidae. Wiedehopfe 113
Irrisor. Schwerthopf 114
Momotidae. Momots, Sägeſchnäbler 115

Seite
Coraciidae. Raken 116
Cornopio und Eurystomus. Roller. 118
Eurylaemidae. Rachenvögel 119
Calyptomena 120
Podarginae. Schwalme 120
Aegotheles. Zwergſchwalme 122

Dritte Ordnung: Macrochires, Langhänder.

Caprimulgidae. Ziegenmelker 122
Fruchtfreſſende Nachtſchwalbe.
Steatornis. Fettſchwalk 123
Inſektenfreſſende Nachtſchwalben.
Nyctibinae. Tagſchläfer 125
Podager. Tagfliegender Ziegenmelker 126
Caprimulgus. Ziegenmelker, Nachtſchwalbe 127
Cypselidae. Segler 132
Cypselus. Segler, Mauerſchwalbe 134
Panyptila. Beutelneſtſegler 136
Chaetura. Stachelſchwanzſegler .. 136
Dendrochelidon. Baumſegler ... 137
Collocalia. Salangane 138
Hirundinidae. Schwalben 141
Chelidon. Rauhfußſchwalbe 145
Cecropis. Bergſchwalbe 146
Cotyle. Minirſchwalbe 146
Progne. Purpurſchwalbe 146
Trochilidae. Kolibris oder Blumenvögel 147
Trochilus. Kolibri 152
I. Seglerflügelige Kolibris 152
a. Dickſchäftige Seglerflügler ... 153
b. Gabelſchwanzkolibris 154
c. Dünn-, Kurz- und Verkehrtſchnäbler 155
d. Helm- und Bartvögel 155
e. Bergkolibris 156
II. Schwalbenflügelige Kolibris ... 156
Behoſte Kolibris 157
III. Klein- oder ſchwirrflügelige Kolibris 157
Typiſche Kolibris 158
Spitzgehaubete Kolibris 159
Geſchmückte Kolibris 160
Kolibris mit verſchiedenartig geſtaltetem Schwanz 160
Zwergkolibris 161

Vierte Ordnung: Picidae, Spechte.

Picus. Specht 166
Groß- oder Schwarzſpechte 166

Seite

Großhaubige Spechte 169
Glattscheitelige oder Buntspechte... 169
Europäische Buntspechte 170
Amerikanische Buntspechte..... 173
Asiatische Buntspechte 174
Dreizehige Spechte (Picoides) 174
Erd-, Ameisen- oder Grünspecht (Gecinus)..... 175
Erdspechte mit gekrümmtem Schnabel (Colaptes) 177
Picumnus. Weichschwanzspecht 179
Jyngidae. Wendehälse..... 180

Fünfte Ordnung: Passerinae, Sperlingsvögel.

Vogelschutz oder allgemeiner Naturschutz 182

I. Oscines, Singvögel.

A. Rhacnemididae. Drosselartige Insektenfresser.

Lusciola. Erdsänger..... 185
Ruticilla. Rothschwänzchen..... 189
Petrocincla. Merle, Felsschmätzer.. 190
Saxicola. Steinschmätzer 191
Pratincola. Wiesenschmätzer..... 193
Turdinae. Drosseln..... 193
Europäische Drosseln..... 195
Asiatische Drosseln..... 198
Amerikanische Drosseln 200
Sylviadae. Sänger 201
I. Grasmücken oder Buschsänger . 201
a. Deutsche oder mitteleuropäische Grasmücken 202
b. Südeuropäische Grasmücken . 204
II. Laubsänger (Phyllopseuste).... 205
a. Große, hochbauende Laubvögel 206
b. Kleine, tiefbauende Laubvögel 207
III. Laubkönige (Phyllobasileus)... 209
IV. Goldhähnchen (Regulus) 209
Calamoherpinae. Rohrsänger 211
Locustella. Heuschreckensänger oder Schwirl 214
Cettia. Bruchrohrsänger 215
Calamodus. Gestreifte Schilfsänger. 215
Aëdon. Isabellrohrsänger 216
Cisticola. Cisten-Schneidervogel ... 216
Orthotomus. Indischer Schneidervogel..... 217
Malurinae. Staffelschwänze 218
Stipiturus. Florschwänzchen 219
Troglodytinae. Schlüpfer 219
Amerikanische Zaunschlüpfer..... 220
Thryothorus 221
Cyphorhinus. Singschlüpfer..... 221
Cinclus. Wasserschwätzer, Wasseramsel 222

Seite

Timalia. Lärmdrossel 224
Afrikanische Lärmdrossel..... 224
Mimus. Spottdrossel..... 225
Accentor. Braunelle, Flüevogel ... 226

Bachstelzen (Motacillinae).

Henicurus. Gabelschwanzstelze..... 227
Motacilla. Bachstelze..... 228
Anthus. Pieper..... 231
Großsporupieper (Macronyx)..... 233
Alaudidae. Lerchen..... 234
Fringillidae. Finken..... 241

B. Emberizinae. Ammerartige Körnerfresser.

Sporenammer (Plectrophanes) ... 242
Echte Ammern..... 242
Passerella. Ammerfink..... 246
Phrygilus. Edelammerfink 247
Pitylinae. Ruder- oder Papagaifinken 248
Habia (Saltator)..... 248
Arremon. Ammerhabia 248
Cissopis. Elsterruderfink..... 249
Cardinalis. Cardinal 250
Grün- oder Ammercardinal (Gubernatrix)..... 251
Dominicanerfink (Calyptrophorus) 251
Hedymeles. Singruderfink..... 252
Spiza. Farbenfink..... 253
Volatinia. Springfink 254
Fringilla. Fink..... 255
Stieglitz (Carduelis)..... 257
Zeisig (Spinus)..... 258
Leinfink (Linaria)..... 259
Citronenfink (Citrinella) 260
Hänfling (Cannabina) 260
Sperling (Passer)..... 261
Girlitz (Serinus)..... 265
Coccothraustes. Kernbeißer..... 266
Pyrrhula. Gimpel..... 268
Bucanetes. Trompetengimpel..... 271
Loxia. Kreuzschnabel..... 271
Ploceidae. Finkenartige Webervögel. 274
Afrikanische Webervögel 277
Asiatische Webervögel 279
Textor. Viehweber 279
Viduanae. Whidahvögel, Witwen... 280
a. Schleppenwhidah (Chera) 281
b. Dachschweifwhidah (Steganura) 281
c. Trauerwhidah (Penthetria).... 282
d. Königswhidah (Tetranura).... 282
Euplectes. Feuerweber..... 282
Spermestinae. Spitzsämler, Halbweber 284
Amadina. Amadine 285
Afrikanische Amadinen 285
Asiatische Amadinen 286
Nonne (Dermophrys)..... 286
Reisknacker (Oryzornis) 287

Seite

Estrilda. Astrild 287
Blutastrild (Lagonosticta) 288
Granatastrild (Uraeginthus) ... 288
Asiatische Astrilden(Sporaeginthus) 289
Australische Astrilden 289
Tanagridae. Tanagras, finkenartige Fruchtfresser 290
Kronentangaren 291
Feuertangaren 291
Schwielentangaren 292
Edeltangaren 292
Schmucktangaren 293
Euphoninae. Organisten 293
Sylvicolinae. Waldsänger 295
Muscicapidae. Fliegenfänger 296
Europäische Fliegenfänger 296
Rothbrust- oder Laubvogel-Fliegenfänger 298
Asiatische Form 298
Sialia. Blau- oder Hüttensänger ... 298
Bombicilla. Seidenschwanz 299
Terpsiphone. Paradiesschnäpper ... 301
Campephagidae. Raupenfresser 302
Laniidae. Würger, Neuntödter 302
Europäische Würger 303
Laniarius. Weichrückenwürger 304
Pachycephala. Dickkopfwürger 305
Paridae. Meisen 305
Sittinae. Spring- oder Spechtmeisen 312
Tichodroma. Alpenmauerläufer ... 314
Certhia. Baumläufer 315
Dacnididae. Zuckervögel oder Pitpits 316
Certhiola. Zuckerpitpit 318
Nectarinidae. Honigsauger 318
Meliphagidae. Honigfresser 319
Blütenvogel (Anthornis) 320
Kragenhalsvogel (Prosthemadera) 321
Zosterops. Brillenvogel 321
Phyllornis. Laubvogel 321
Drepanis. Zier- oder Kleidervogel . 322
Icteridae. Staarartige Webervögel. 322
Cassicus. Kazike 323
Icterus. Gelbvogel, Trupial 325
Agelaeinae. Hordenvögel 325
Sturnella. Lerchenstärling 326
Dolichonyx. Reisstärling 326
Scaphidurinae. Schwarzvögel 327
Molobrus. Kuhvögel 327
Cassidix. Kragenvogel 328
Chalcophanes. Bootschwanz 328
Sturnidae. Staare 329
Hirtenstaar, Maina (Pastor) 331
Dilophus. Huhnstaar 331
Lamprotornithinae. Glanzstaare... 332
Afrikanische Arten 332
Asiatische Arten 334
Graculinae. Atzeln oder Minos ... 334

Seite

Buphaginae. Ochsen- oder Madenhacker 335
Oriolidae. Pirole, auch Golddrosseln 336
Sericulus. Prinzen-Laubenvogel 337
Ptilonorhynchus. Atlas-Laubenvogel 337
Chlamydodera. Kragen-Laubenvogel 338
Paradiseidae. Paradiesvögel 339
Epimachinae. Epimachen 342
Astrapia. Paradieselster 342
Glaucopidae. Lappenvögel 343
Heteralocha. Hopflappenvogel 344
Creadio. Staarlappenvogel 344
Corvidae. Rabenvögel 345
Europäische Raben 346
Steinkrähen (Fregilus) 346
Nußbrecher (Nucifraga) 346
Heher (Garrulus) 347
Elster (Pica) 348
Krähen oder Raben (Corvus) .. 350
Afrikanische Raben 354
Amerikanische Raben 355
Blauraben (Cyanocorax) 355
Asiatische Raben 356
Schweif- oder Baumelster (Dendrocitta) 356
Wüstenheher (Podoces) 357
Australische Raben 357
Flötenkrähe (Gymnorhina) 357

II. Clamatores, Schreivögel.

Menuridae. Leiervögel 358
Pittidae. Pittas 360
Pteroptochidae. Rallenschlüpfer ... 361
Myiotherinae. Ameisenvögel 362
Anabatidae. Steiger 363
Furnarius. Töpfer- oder Ofenvogel 363
Anumbius. Bündelnister 365
Synallaxis. Baumschlüpfer 365
Dendrocolaptes. Baumhacker 366
Thamnophilidae. Buschwürger oder Bataras 367
Tyrannidae. Tyrannen 368
Tyrannus 369
Gabeltyrann (Milvulus) 369
Rubintyrann (Pyrocephalus) 370
Schmucktyrann (Muscivora) 370
Bauchschnabel (Megarhynchus) ... 370
Bentavi (Saurophagus) 371
Todinae. Plattschnäbler 371
Fluvicolinae. Fliegenstelzen 372
Psaridae. Becarden 372
Pipridae. Manakins oder Schnurrenvögel 373
Rupicolinae. Felsen- oder Klipphähne 374
Ampelidae. Schmuckvögel 375
Gymnoderinae. Kropfvögel 376
Gymnocephalus. Kapuzinervogel... 377
Cephalopterus. Schirmträger 377

Seite

Pyroderus. Kropfvogel 378
Chasmorhynchus. Glockenvogel 378
Phytotomidae. Pflanzenmäher 380

Sechste Ordnung: Columbidae, Tauben.

I. Baum- und Höhlentauben (Columbinae).

Columba 383
Ectopistes. Schweiftauben 386
Chamaepelia. Zwergtauben 387
Amerikanische Arten 387
Afrikanische Arten 387
Oestliche Arten 388
Phaps. Spiegeltaube 388

II. Erd- oder Lauftauben (Geotrygonidae).

Megapelia. Kronentaube 389
Caloenas. Kragentaube 389
Geotrygon. Erdtaube 390

III. Fruchttauben (Carpophagidae).

Treron. Papagaitaube 391
Kleine farbenprächtige Tauben Polyniesiens 392
Didunculus. Manumea 392
Didididae. Dronten 393

Zweiter Kreis: Dunenvögel (Nestflüchter und Nesthocker).

Siebente Ordnung: Brevipennes, Kurzflügler.

Ausgestorbene Kurzflügler.

Dinornis (Schreckvogel) 398

Jetztlebende Kurzflügler.

Struthionidae. Strauße 399
Struthio. Strauß 400
Rhea. Nandu 402
Dromaeus. Emu 403
Casuarius. Kasuar 403
Apteryx. Schnepfenstrauß 405

Achte Ordnung: Rasores, Hühner. (Nestflüchter.)

Crypturidae. Strauß- oder Steißhühner 406
Megapodiidae. Großfußhühner, Wallnister 408
Leipoa. Taubenwallnister 409
Cracidae. Hokkohühner 410

Seite

Ourax. Mitu 411
Oreophasis. Berghokko 412
Penelope. Schakuhuhn 412
Opisthocomus. Schopfhuhn 413
Phasianidae. Fasanvögel 414
Meleagris. Truthuhn 414
Pavo. Pfau 416
Polyplectron. Spiegelpfau 417
Lophophorus. Glanzfasan 418
Ceratornis. Hornfasan 419
Lophotetrax. Keilschwanzfasan .. 420
Ithagenes. Blutfasan 420
Argus. Argusfasan 420
Phasianus. Edelfasan 422
Thaumalea 423
Euplocomus. Fasanhuhn 424
Crossoptilon. Ohrfasan 425
Gallus. Kammhuhn 426
Numida. Perlhuhn 427
Tetraonidae. Wald- oder Rauhfußhühner 429
Europäische und asiatische Waldhühner 429
Amerikanische Waldhühner 434
a. Vom Typus der europäischen Waldhühner 434
b. Kragenwaldhühner 434
c. Prairie- oder Cupidohühner 434
Lagopus. Schneehuhn 435
Perdicidae. Feldhühner 437
Megaloperdix. Felsenhuhn 438
Perdix. Feldhuhn 438
Caccabis. Berghuhn, Steinhuhn. 440
Pternistes. Frankolinhühner 441
Perdicula. Frankolinwachtel 442
Coturnix. Wachtel 442
Cryptonix. Straußwachtel 443
Ortyx. Baumhuhn 444
Lophortyx. Hauben- oder Schopfwachtel 445

Neunte Ordnung: Cursores, Erd- und Sumpfläufer. (Nestflüchter.)

Pteroclidae. Flughühner 447
Syrrhaptes. Faufhuhn 448
Turnicidae. Laufhühner 449
Thinochoridae. Sandläufer 450
Otididae. Trappen 450
Charadriidae. Regenpfeifer 453
Oedicnemus. Dickfuß 453
Vanellus. Kibitz 454
Charadrius. Regenpfeifer 456
Cursorius. Wüstenläufer 458
Glareola. Brachschwalbe 459
Strepsilas. Steinwälzer 460
Haematopus. Austernfischer 461
Chionis. Scheidenschnabel 462

Seite

Scolopacidae. Schnepfenvögel 463
Scolopax. Waldschnepfe 463
Gallinago. Sumpfschnepfe 464
Rhynchaea. Rallenschnepfe 466
Numenius. Brachvogel 466
Limosa. Pfuhlschnepfe, Uferschnepfe 468
Philomachus. Kampfläufer 468
Totanus. Wasserläufer 470
Actitis. Uferläufer 472
Tringa. Strandläufer 472
Calidris. Sandläufer 474
Limicola. Sumpfläufer 474
Eurynorhynchus. Löffelschnepfe .. 475
Phalaropus. Wassertreter 475
Himantopus. Strandreiter 475
Recurvirostra. Säbelschnäbler .. 476
Gruidae. Kraniche 477

Palamedeidae. Wehrvögel 480
Palamedea. Hornwehrvogel 480
Chauna. Schopfwehrvogel 481
Psophia. Trompetervogel 481
Rhinochetus. Rallenkranich 482

Rallidae. Rallen 483
Ocydromus. Maoriralle 483
Rallus. Schilfralle 484
Aramus. Riesenralle 484
Crex. Wiesenknarrer, Wachtelkönig 485
Ortygometra. Sumpfhühnchen .. 485
Notornis. Kurzflügelralle 486
Porphyriolinae. Sultanshühner . 487
Stagnicolinae. Teichhühner 488
Fulicinae. Wasserhühner 488
Heliornithidae. Binsenhühner ... 489
Parridae. Blätterrallen 490
Eurypyga. Sonnenralle 491

Die Stellung der Raubvögel im System 492

Zehnte Ordnung: Raptatores, Landraubvögel. (Nesthocker.)

Nachtraubvögel.

Strigidae. Eulen 495
Bubo. Uhu 496
Asio. Ohreule 498
Smilonyx. Fischeule 499

Ululinae Käuze 500
Scotopelia. Nacktfußkauz 500
Ulula. Waldkauz 500
Aegolius. Rauhfußeule 501
Athene. Steinkauz 502
Speotyto. Höhleneule 503
Strix. Schleiereule 503

Tagraubvögel.

Seite

Falconidae. Falken 504
Falco. Falk 504
Hierax. Zwergfalk 510

Aquilinae. Adler 511
Aquila. Rauhfußadler 511
Schreiadler 514
Habichtsadler 515
Haliaëtus. Nacktfuß- oder Seeadler 516
Gypohierax. Geier-Seeadler 518
Pandion. Fischadler 518

Buteonidae. Bussarde 519
Archibuteo. Rauhfußbussard 520
Buteo. Bussard 521
Circaëtus. Schlangenadler 522
Helotarsus. Gaukler 523
Pernis. Wespenweih 523
Elanus. Gleitaar 524
Ictinia. Schwebeweih 525
Nauclerus. Schwalbenweih 525
Milvus. Milan 526

Accipitrinae. Habichte 528
Astur. Habicht 529
Asturina. Singhabicht 531
Herpetotheres. Lachhabicht 532
Morphnus. Würgadler 532
Thrasaëtus. Harpyie 533
Spizaëtus. Haubenadler 533
Circus. Feldweih 534

Polyborinae. Geierfalken 537
Ibycter. Schreibussard 537
Polyborus. Geierfalk 537
Serpentarius. Kranichgeier 538

Vulturidae. Geier 539
Gypaëtus. Geieradler 540

Geier der Neuen Welt.

Sarcorhamphus. Kammgeier 542
Catharista. Hühnergeier 543

Geier der Alten Welt.

Neophron. Aasgeier 543
Gyps. Gänsegeier 545
Vultur. Kuttengeier 545

Elfte Ordnung: Sumpfraubvögel (Ciconidae, Watvögel). (Nesthocker.)

Leptoptilus. Kropfstorch, Marabu . 547
Mycteria. Sattelstorch 548
Ciconia. Storch 548
Anastomus. Klaffschnabel 550
Tantalus. Nimmersatt 550

Ibidae. Ibisse 550
Plegadis. Sichler 551
Ibis. Ibis 551
Platalea. Löffler 552

Seite

Balaeniceps. Walfiſchkopf, Schuhſchnabel 553
Scopus. Schattenvogel, Hammerkopf 554
Dicholophus. Schlangenſtorch, Seriema 555
Ardeidae. Reiher 556
Ardea. Tagreiher 556
Cancroma. Kahnſchnabel 559
Nycticorax. Nachtreiher 559
Botaurus. Rohrdommel 559

III. Natatores. Schwimmvögel.

Zwölfte Ordnung: Waſſerraubvögel I. (Neſthocker.)

Steganopodes. **Ruderfüßer.**

Tachypetes. Fregattvogel 562
Pelecanidae. Pelekane 563
Graculus. Cormoran, Scharbe 566
Sula. Tölpel 568
Phaëthon. Tropikvogel 569
Plotus. Schlangenhalsvogel 570

Dreizehnte Ordnung: Waſſerraubvögel II. (Neſthocker.)

Longipennes. **Langſchwinger.**

Procellariidae. Sturmvögel 571
Diomedea. Albatros 572
Procellaria. Mövenſturmvogel .. 573
Puffinus. Sturmtaucher 574
Thalassidroma. Sturmſchwalbe . 574
Laridae. Möven 575
Larus. Fiſchmöven 577
Möven der nordiſchen Meere ... 577
Keilſchwanzmöve (Rhodostethia) 578
Schwalbenmöve (Xema) 578
Dreizehige oder Stummelmöve (Rissa) 578
Elfenbeinmöve (Pagophila) 578
Möven des Mittelmeeres, des Schwarzen und Kaſpiſchen Meeres und der ſüßen Gewäſſer 579
Lestris. Raubmöven 579

Seite

Sternidae. Seeſchwalben 581
Sterna. Typiſche Seeſchwalbe ... 581
Landſeeſchwalbe (Hydrochelidon) 583
Feenſeeſchwalbe (Gygis) 584
Dumme oder Tölpelſeeſchwalbe (Anous) 584
Rhynchops. Scherenſchnabel 585

Vierzehnte Ordnung: Lamellirostres, Leiſten- oder Bartenſchnäbler. (Neſtflüchter.)

Theils Pflanzen-, theils Thierfreſſer.

Phoenicopteridae. Flamingos 586
Cygnidae. Schwäne 587
Anseridae. Gänſe 589
Anser. Typiſche Gans 591
Bernicla. Meergänſe 593
Chenalopex. Baumgans 594
Plectropterus. Sporengans 594
Cereopsis. Hühnergans 595
Vulpanser. Höhlengans 595
Anatidae. Enten 597
Anas. Typiſche Ente 598
Lampronessa. Schmuckente 601
Somateria. Eiderente 602
Fuligula. Tauchente 604
Erismatura. Ruderente 606
Mergidae. Säger 607
Rhaphipterus. Borſtenſäger 608

Funfzehnte Ordnung: Urinatores, Taucher. (Neſtflüchter und Neſthocker.)

Colymbidae. Lappentaucher, Steißfüße 609
Eudytes. Seetaucher 611
Alcidae. Alken 612
Alca. Alk 613
Uria. Lumme 615
Spheniscidae. Pinguine 616
Spheniscus. Kurzſchwanzpinguin. 617
Aptenodytes. Borſtenpinguin ... 617

Regiſter 619

Verzeichniß der Abbildungen.

A. Im Text.

Adlerſchnabel (Trochilus aquila Bourcier) 153.
Agami (Psophia crepitans Linné) 482.
Albatros (Diomedea exulans Linné) 572.
Alpenmauerläufer (Tichodroma muraria Illiger) 315.
Amſel (Turdus merula Linné) 185.
Ani (Crotophaga Ani Linné) 102.
Aniuma (Palamedea cornuta Linné) 481.
Arara, rothſtirniger (Psittacus militaris Linné) 42.
Archaeopteryx lithographica H. v. Meyer 4.
Argusfaſan (Argus giganteus Temminck) 421.
Auerhahn (Tetrao urogallus Linné) 429.
Auerhenne (Tetrao urogallus Linné) 430.
Auſternfiſcher (Haematopus ostralegus Linné) 461.

Bachſtelze, weiße (Motacilla alba Linné) 229.
Bankivahahn (Gallus ferrugineus Gmelin) 426.
Bartgeier (Gypaëtus barbatus Linné) 540; Skelet 18.
Bartvogel, roth- und gelbkehliger (Bucco flavigula Boddaert) 103.
Beutelmeiſe (Parus pendulinus Linné), noch unvollendetes Neſt 312.
Bienenfreſſer, europäiſcher (Merops apiaster Linné) 111.
Birkhahn, balzender (Tetrao tetrix Linné) 431.
Blauköpfchen (Psittacus galgulus Linné) 66.
Bootſchwanz (Chalcophanes quiscalus Wagler) 328.
Brachſchwalbe (Glareola pratincola Linné) 459.
Brachvogel, großer (Numenius arquatus Linné) 467.
Brandgans (Vulpanser tadorna Linné) 596.
Brautente (Anas sponsa Linné) 601.
Brillenalk (Alca impennis Linné) 614.
Buntſpecht, großer (Picus major Linné), Weibchen 170.

Cardinal (Cardinalis virginianus Bonaparte) 250.
Colonieweber (Ploceus Patersoni Lesson), Neſter 274.
Condor (Sarcorhamphus cryphus Linné) 542.
Cormoran (Graculus carbo Linné) 567.

Diademheher (Cyanocorax diadematus Sclater) 355.
Diademtyrann (Tyrannus regius Gmelin) 370.
Dodo (Didus ineptus Linné) 394.
Dorndreher, kleiner (Lanius collurio Linné) 304.
Dorngrasmücke (Sylvia cinera Bechstein) 203.
Dronte (Didus ineptus Linné) 394.

Eichelheher (Corvus glandarius Linné) 347.
Eiderente (Somateria mollissima Linnéa 603.
Eisente (Fuligula glacialis Linné) 605.
Eisſturmvogel (Procellaria glacialis Linné) 573.
Eisvogel, europäiſcher (Alcedo ispida) Linné) 109.

Die Vögel.

Bearbeitet

von

Philipp Leopold Martin.

der vielgestaltigen Kegelform des Schnabels liegt der Hauptcharakter der Sperlingsvögel in dem mehr gleichartigen Bau des langen und dünnen, mit hornigen Tafeln bedeckten oder gestiefelten Tarsus der Füße, deren Zehen- und Phalangenzahl bereits eine constante geworden ist und den Vogelfuß in seiner reinsten Form, mit drei Zehen nach vorn und einer nach hinten, darstellt. Die Befiederung des Unterschenkels reicht bis zum Fersengelenk und die zumeist aus 10 Federn bestehenden Handschwingen werden mit den folgenden Armschwingen nur durch kurze überliegende Federn gedeckt. Ein bemerkenswerther Unterschied liegt im Bau des untern Kehlkopfes. Bei einem Theile der Sperlingsvögel nämlich, den Singvögeln, finden sich fünf bis sechs Paar feine Muskelbänder, die ihnen das Vermögen zu singen verleihen; den andern aber, die diese Einrichtung nicht besitzen, ist dieses Vermögen auch mehr oder minder versagt und deshalb werden sie als Schreivögel bezeichnet. Dieser Unterschied tritt jedoch in der Natur nicht immer consequent und augenfällig hervor denn viele Vögel mit sehr hoch entwickeltem Singmuskelapparat leisten in der Kunst des Gesanges oft nur sehr Mittelmäßiges, während andere mit wenig entwickeltem Apparat eine viel klangvollere Stimme haben. So haben wir unter den Papagaien recht fleißige und sogar angenehme Sänger kennen gelernt, während wieder bei den Schwalben der Singapparat zwar schon entschieden zum Vorschein kommt, dagegen ihre Gesangskunst noch vieles zu wünschen übrigläßt. Trotzdem hat man, der bloßen Consequenz wegen, die vielfachen Verwandtschaftsbeziehungen der Schwalben zu den Langhändern übersehen und sie gewaltsam zu den Singvögeln gestellt, unter welchen sie sich recht wunderlich und fremdartig ausnehmen, weshalb ich auch hiervon abgegangen bin (s. S. 141). Eine noch weitere große Schwierigkeit einer consequenten Trennung der Singvögel von den übrigen bot sich durch die Entdeckung von fünf Arten von Singhabichten dar, die man doch unmöglich zu den Singvögeln stellen kann. Wir werden daher schließlich die Ueberzeugung gewinnen, daß die Natur doch unendlich vielseitiger ist, als es für eine genaue Systematisirung wünschenswerth erscheint, und daraus die Lehre nehmen, nicht Arten gewaltsam in ein bestimmtes System zu pressen, in das sie nicht gehören. Allen diesen gewiß nicht zu unterschätzenden Einwänden gegenüber müssen wir trotzdem an der gewonnenen Unterscheidung „Singvögel" und „Schreivögel" in modificirter Anwendung festhalten, weil dies zu einer klarern Anschauung verhilft. Dem schon oben ausgesprochenen Plan gemäß stellen wir die Singvögel an die Spitze, weil sie vermöge ihrer größern Intelligenz diesen Vorzug verdienen. Bevor wir jedoch an die Besprechung dieses speciellen Theils gehen, haben wir noch einige wichtige und brennende Zeitfragen zu erörtern.

Vogelschutz oder allgemeiner Naturschutz.

Daß mit der fortschreitenden Vermehrung des Menschengeschlechts das freie Naturleben immer mehr an Umfang verlieren muß, ist eine bekannte Erfahrungssache, die nicht erst bewiesen zu werden braucht. Die Schnelligkeit aber, mit der dieser Proceß vor sich geht, ist eine Erscheinung, die nicht nur scharfblickende Naturfreunde, sondern auch solche schon beschäftigt hat, welchen die Entwickelung der Menschheit näher liegt als die der Natur. Die in höchst auffälliger Weise zu Tage tretende Verarmung des Vogellebens und die daraus resultirenden Uebel, wie die überhandnehmenden Ungezieferschäden, machten sich

zuerst geltend. Unter den Männern, die nachdrücklich auf diese Gefahr hinwiesen, verdient der verstorbene Gloger besonders hervorgehoben zu werden. Aber wie so häufig geschieht, suchte man anstatt vor der eigenen Thür die Ursache außerhalb, stellte den allerdings höchst verwerflichen, aber schon seit uralter Zeit bestehenden Vogelfang im südlichen Europa als den alleinigen Grund dieses Uebels hin und verlangt von den Regierungen, energische Maßregeln dagegen zu ergreifen, was bei der Unmöglichkeit, andern Staaten Gesetze vorzuschreiben, zumal hier alte Volksleidenschaften gegenüberstehen, sich als unzuträglich erwiesen hat. Wenn auch nicht blos einseitiger Vogelschutz, sondern überhaupt allgemeiner Naturschutz anzustreben ist, so kann an dieser Stelle doch vorwiegend nur der erstere ins Auge gefaßt werden, und zwar speciell in Rücksicht auf die Singvögel. Bekanntlich birgt jeder ältere, durch natürliche Besamung entstandene Wald zwischen seinen hohen Bäumen auch ein mehr oder minder dichtstehendes Unterholz, das wieder durch eine dichte Moosdecke den Boden vor dem Austrocknen schützt; zwischen diesem Unterholz haben sich mit der Zeit, zufällig oder auch durch Uebertragung der Vögel, verschiedene Beerensträucher eingefunden, die diesen zur Herbstzeit wieder Nahrung geben. Das Unterholz dient nun einer Menge freinistender Vögel, aber auch dem übrigen Gethier zum Aufenthalt. Trotz der Abschaffung der Streuberechtigung haben aber die Wälder doch noch keine Ruhe gefunden, denn an der Stelle der Streuhacke entblößt jetzt in vielen Wäldern der Holzhauer auf des Försters Geheiß den Waldboden und legt dadurch denselben trocken, sodaß die Quellen versiegen und Waldbrände um so leichter entstehen können, während das Wild und die nützlichen Waldvögel ihre Heimstätten verlieren. Dem Forstmann ahmt der gläubige Landwirth willig nach, zerstört seine alten Feldhecken, vernichtet die uralten Feldbäume und Kopfweiden und schafft so nach seinem schulgerechten Begriff mit dem Mann im grünen Rock eine neue künstliche Weltordnung, wo bis auf die Wühlmaus und das Unkraut der Felder alles in Hülle und Fülle vorhanden ist — nur das Wild und die Singvögel sind weggeblieben. Ich muß daher diese Art der Forst- und Landwirthschaft als die hauptsächlichste Ursache unserer gegenwärtigen Verödung in Feld und Wald bezeichnen und suche den Grund der mit jedem Jahre fühlbarer werdenden Vogelarmuth zunächst nur hier und nicht in dem Vogelfang in Italien. Damit dies jedoch nicht als bloße Theorie erscheint, will ich, gestützt auf eine thatsächliche Beobachtung, die Folgen nachweisen, die dieses System bereits gebracht hat. Noch vor 22 Jahren schlugen in den königlichen Anlagen zu Stuttgart eine Menge Nachtigallen, und ich selbst konnte mich allnächtlich von meinen Fenstern aus ihres reizenden Schlages erfreuen; einige Jahre darauf erschien ein berühmter fürstlicher Horticulteur, auf dessen Anrathen der größte Theil des Unterholzes entfernt und durch Säuberung des Bodens von allem Laub, Moos und Gras ein gärtnerisches Eden hergestellt wurde. Fast von der Stunde ab waren aber auch alle Nachtigallen und Grasmücken verschwunden, und seit dieser Zeit werden nur in einigen versteckten Winkeln bisweilen einzelne Nachtigallen gehört, gewöhnlich aber alsbald von lauernden Vogelfängern weggefangen. Der größte Uebelstand dabei ist, daß umgehauenes Unterholz nur sehr langsam sich wieder ersetzt, weshalb die Wiedereinbürgerung der Nachtigallen wol noch lange ein frommer Wunsch bleiben wird. Wie hier, machten gärtnerische Weisheitslehrer in vielen Gartenanlagen Deutschlands ihre Doctrin geltend; vielfach wurde die in Würzburg als Sündenbock menschlicher Thorheiten hin-

gestellte Amsel auch des Nachtigallenmordes beschuldigt. Wenn Lessing behauptet: „daß die einfachsten Wahrheiten oft am schwersten erkannt werden", so trifft das auch hier zu. Die Doctrin der Schule stellt locale Erscheinungen leicht irrig als Gesetz auf, die Schüler in ihrem Eifer überbieten den Meister, und so entstehen die Misverhältnisse zwischen Menschenwollen und Naturkraft, die die Natur schließlich nicht mehr auszugleichen vermag. Wie im politischen und socialen Leben treten auch auf dem wirthschaftlichen Gebiete die Mahnungen zur Umkehr immer ernster an uns heran. Beachten wir jetzt die kleinern Fingerzeige der Natur nicht, so werden wir durch die hereinbrechenden elementaren Einflüsse bald genug dazu gezwungen werden, und dies wird die traurige Lehre sein, die der Mensch aus dem Kampfe mit den Naturkräften gewinnt. (Siehe Martin, „Naturstudien" [Weimar 1882], II, 1—52.)

I. Oscines, Singvögel.

Eine allgemeine vergleichende Zusammenstellung der Singvögel, wie sie gegenwärtig so beliebt ist, hat wenig praktischen Werth, weil man, wie z. B. bei Zusammenstellung der mittlern Jahrestemperatur, nur das Mittel, nie aber die wichtigsten extremsten Erscheinungen kennen lernt; so hier, wo es sich um den Vergleich einer riesigen Gruppe von nahezu 6000 Arten handelt, sodaß trotz der größten Mühe und Anstrengung doch nur ein nach allen Seiten unvollständiges und verzerrtes Bild zum Vorschein kommen würde. Um die Schwierigkeit einer solchen Zusammenstellung zu beweisen, beziehe ich mich nur auf die parallelen Formen der verschiedensten Ordnungen, welche sich in so interessanter Weise hier wiederholen. So finden wir die Papagaien durch die Kreuzschnäbel, die Strandläufer durch die Bachstelzen, die Hühner durch die Lerchen, die Raubvögel durch die Würger, die Geier durch die Raben, die Spechte durch die Baumläufer, die Taucher endlich durch die Wasserschmätzer vertreten. Vermehrt wird diese Mannichfaltigkeit noch durch den Umstand, daß ein großer Theil aus Insektenfressern, ein anderer aus Körnerfressern und ein dritter aus Allesfressern besteht. Wir sehen somit, daß wir gut thun statt eines nach allen Seiten hin verschiebbaren und unklaren Gesammtbildes lieber eine genauere Specialbeschreibung der einzelnen Familien zu geben. Als einzige durchgängig auftretende Merkmale seien hier nur hervorgehoben, daß von den zehn Handschwingen die erste kurz, oft sehr kurz oder ganz verkümmert und die zweite oder dritte die längste ist, daß der Lauf vorn gestiefelt, mit verschmolzenen großen Platten bedeckt und auf der Seite mit einer ungetheilten Schiene versehen ist. Die Singvögel bewohnen alle Zonen der Erde und finden sich oft in erstaunlicher Anzahl. Der überaus große Reichthum der Arten macht eine gewisse Einschränkung nothwendig, weshalb von den europäischen Arten zwar alle, von den exotischen Arten jedoch nur die wichtigsten Berücksichtigung finden werden.

A. Rhacnemididae *Cabanis*. Drosselartige Insektenfresser.

Der Schnabel ist mäßig lang, spitz pfriemenartig zulaufend, das Auge groß und lebhaft, meist dunkelbraun, die erste Schwungfeder sehr verkürzt, die dritte die längste, das übrige Gefieder reich und weich. Die Vögel dieser

Schwanz und Flügel dunkelbraun. — Heimat: Beide Inseln Neuseelands. Wie seine Verwandten, sucht er durch weites Springen die Kürze seiner Flügel auszugleichen und klettert sehr geschickt. Zur Brutzeit soll er einen überaus angenehmen Gesang hören lassen; sein kunstloses Nest befindet sich in hohlen Bäumen, ist innerlich mit feiner Rinde ausgelegt und enthält drei bis vier Eier, welche auf weißem Grunde mit purpurbraunen Flecken geziert sind.

Corvidae *Linné.* Rabenvögel.

Den Schluß der Singvögel bilden die größten derselben, die Raben, welche weit über 100 Arten umfassen. Obgleich man ihnen gewöhnlich kein besonderes musikalisches Talent zutraut, so lassen doch die meisten während des Nestbaues, wie manche Heher und Elstern, wirklich wohlklingende Stimmlaute hören; ja einige, wie die Flötenvögel Australiens, zählen zu den begabtesten und tonreichsten Singvögeln. Infolge ihrer vielseitigen Geschmacksrichtung haben die Rabenarten eine gewisse sanitäre und ökonomische Bedeutung im Naturhaushalt erlangt, die namentlich bei der gegenwärtigen nivellirenden Zeitrichtung häufig verkannt wird. Ihr feiner Geruchsinn hat sie von jeher gleich den Geiern und Störchen südlicher Länder überall dahin geleitet, wo der Tod seine Ernte gehalten, und wegen ihrer unbezwinglichen Freßgier sind sie ganz dazu geeignet, das Amt der natürlichen Todtenbestattung in gründlicher Weise auszuüben; es heißt daher schon in der Bibel: „Wo ein Aas ist, da sammeln sich die Raben". Während sie aber früher unter dem Galgen und auf den Schindangern ihrer Nahrung nachgehen konnten, hat ihnen jetzt unser verfeinertes Culturleben, ebenso wie den Raubvögeln, Füchsen u. s. w., diese wichtige Nahrungsquelle entzogen, und wir dürfen uns daher nicht wundern, wenn sie sich jetzt mehr als sonst, namentlich bei hohem Schnee, an lebenden Thieren schadlos zu halten suchen, wodurch sie natürlich unsern ohnehin geschwächten Wildstand wesentlich schädigen. Hierdurch steigert sich der menschliche Haß gegen alles „Raubzeug", welches schonungslos vernichtet wird, und die Folge davon ist wieder die unbegrenzte Vermehrung der Mäuse, Engerlinge und sonstigen Ungeziefers. Diese gedankenlose Verfolgung des nützlichen Raubzeugs wird sich immer fühlbarer machen, und es ist nur zu hoffen, daß durch eine entsprechende Gesetzgebung dagegen eingeschritten wird. Die Raben sind nun einmal die von der Natur berufene schwarze Polizei in Feld und Wald, die wir weder durch das abscheuliche Giftlegen noch durch Tausende von Fallen u. dgl. zu ersetzen vermögen. Seit der Aufhebung der Schindanger habe ich die Nothwendigkeit der Fütterung des „Raubzeugs" im Winter durch zerstücktes, gefallenes Vieh nachgewiesen. Unsere Zeitrichtung, die den Naturhaushalt oft mehr zu schädigen als zu erhalten weiß, will von solcher Fürsorge nichts wissen und versetzt die Raben daher lieber auf die „Anklagebank". Die Raben sind Kosmopoliten, denn sie bewohnen von Pol zu Pol alle Breiten und Höhen und zwar in der Weise, daß sie nach dem Aequator zu an Häufigkeit der Arten wie an Farbenschönheit zunehmen. Allerdings ist die schwarze Farbe die vorherrschende, sogar in den nördlichen Breiten, wo bei den meisten Thieren gegen den Winter hin eine hellere oder selbst weiße Farbe aufzutreten pflegt, während der Leucismus als Schwächezustand des Individuums öfter zu bemerken ist. Die meisten Arten nisten frei auf Bäumen oder in Felsspalten, nur wenige in hohlen Bäumen oder in überdeckten Nestern. Das Gelege besteht aus fünf bis sechs buntfarbigen Eiern, welche mit gleicher Liebe wie bei andern Vögeln ausgebrütet werden,

sodaß sprichwörtliche Ausdrücke wie Rabenvater, Rabenältern, Rabenherz jedes thatsächlichen Hintergrundes entbehren. Nicht so verhält es sich dagegen mit den sog. Rabenschlachten, die wirklich bisweilen von zwei sich begegnenden Wanderzügen geliefert werden.

Europäische Raben.

Steinkrähen (Fregilus Cuvier).

Der schlanke, abwärts gebogene Schnabel der Steinkrähen erinnert an den der Lappenvögel und den ähnlichen der bogenschnäbeligen Paradiesvögel, weshalb sie hier den passendsten Anschluß finden.

1. Corvus graculus Linné. **Alpenkrähe, Eremit.** Länge 40, Schwanz 15 Ctm. Iris dunkelbraun, Schnabel lang, schlank gebogen und wie die Füße schön korallenroth gefärbt, Gefieder glänzend grün- oder blauschwarz. Weibchen vom Männchen nicht zu unterscheiden; bei den Jungen Gefieder glanzlos, Schnabel und Füße schwärzlich.

Heimat: Alle Hochgebirge Europas, ferner Sibirien, Persien und Nordafrika. Die Alpenkrähe bewohnt die Gebirge weit über den Holzwuchs hinaus und ist auch schon auf den höchsten Gipfeln angetroffen worden. Im Winter zieht sie sich nach der Sommerseite der Gebirge, kommt auch den Tag über in die hohen Thäler herab, die Nacht bringt sie jedoch immer in den Bergen zu; sie nistet in unzugänglichen Felsspalten und das Nest ist aus Stengeln, Halmen und Heu aufgebaut. Die Eier, gewöhnlich vier an Zahl, sind auf grünweißem Grunde mit hellbraunen Flecken und Punkten gezeichnet; meist finden zwei Bruten im Jahre statt. Die Alpenkrähe ist ein lebhafter, geselliger, im Flug und auf dem Boden sehr gewandter Vogel, der in seinem Wesen sehr an die Dohle erinnert; die Nahrung besteht fast ausschließlich aus Kerbthieren, namentlich Heuschrecken, Spinnen, Skorpionen u. dgl., und sie weiß bei deren Fang einen sehr geschickten Gebrauch von ihrem Schnabel zu machen. Während der Brutzeit der kleinen Vögel dienen auch die Jungen dieser Kerbthiere hier und da als Nahrung und im Nothfall wird selbst Aas nicht verschmäht. Die Stimme ist derjenigen der Dohle sehr ähnlich.

2. Corvus pyrrhocorax Linné. **Alpendohle, Schneeamsel.** In Größe, Lebensweise und Betragen der Alpenkrähe gleich, von der sie sich durch stärkern, gelb gefärbten Schnabel und amselartiges Gefieder unterscheidet; Füße gelb, bei den Jungen roth.

Heimat: Die ganze nördliche Hälfte der Alten Welt, in den Alpen sehr gemein. Sie frißt wie die andern Raben alles Genießbare aus dem Pflanzen- und Thierreich, begnügt sich in futterarmer Zeit oft mit Fichtennadeln und Baumknospen, erquickt sich aber auch nicht selten an den Früchten der Beerensträucher und Kirschbäume. Bei Witterungswechsel ist sie unruhiger als sonst, und so zeigt sie den Alpenbewohnern, wie uns die Saatkrähe, das kommende Wetter an.

Nußbrecher (Nucifraga Vieillot).

Schnabel gerade und lang.

3. Corvus caryocatactes Vieillot. **Nußknacker** oder **Tannenheher.** Länge 36, Schwanz 12 Ctm. Iris dunkel nußbraun, Schnabel lang, stark, spitz, glänzend schwarz, Füße schwarz, Gestalt gestreckt, Hals lang, Kopf groß und etwas glatt, Flügel nicht sehr lang, abgestumpft, die vierte Schwinge die längste, Schwanz abgerundet. Kopf, Nacken und Bürzel dunkelbraun, das übrige Gefieder ebenso mit großen weißen, tropfenartigen, birnförmigen Schaftflecken, obere Schwanzdecken schwarz, untere weiß, Schwingen und Schwanzfedern glänzend schwarz, letztere mit weißen Enden, kleine Flügeldeckfedern mit kleinen weißen Spitzenfleckchen, die an den großen undeutlich sind, sechste bis zwölfte Schwinge mit kleinen weißen Spitzchen versehen; Weibchen lichter gefärbt.

Heimat: Nördliches Asien, viele Gegenden Nordamerikas und ganz Europa. Die ausgedehnten Wälder der nordischen Ebenen sowie unsere Gebirgswaldungen bewohnend, sucht sich der Tannenheher in deren Innerm Lichtungen besonders gern in der Nähe von Wasser auf. Mit großer Vorliebe wählt er Gegenden, wo die Zirbelkiefer vorkommt, deren Nüsse ihm als Nahrung dienen. In den nordischen Ländern ist er Zugvogel,

der Jungen Schaden; und hierin ist der Grund zu suchen, warum man bisweilen so ungewöhnlich zwerghafte Raubvögel findet, wie umgekehrt reichliche Nahrung auch riesenhafte Thiere erzeugen kann. Gegenüber andern Vögeln mausern alle Raubvögel außerordentlich langsam und ein vollständiger Kleiderwechsel kann bei den großen Arten volle drei Jahre dauern, was sich an fast jedem Balg nachweisen läßt. Der Grund hierfür liegt in der Ernährung des Individuums, das untergehen müßte, wenn bei ihm die Mauser so schnell wie bei andern Vögeln erfolgen würde. Hieraus erklärt sich auch die lange Zeit der Ausfärbung ins Alterskleid, welche bei manchen Adlern erst im achten Jahre und später vor sich geht. Wegen dieser langsamen Entwickelung kann man auch Paare bei der Brut treffen, von denen der eine Vogel bereits im Alterskleid, der andere noch im zwei- oder dreijährigen Kleid ist. Für Geselligkeit hat der selbstsüchtige Räuber keinen Sinn und selbst die eigenen Jungen behält er nur so lange um sich, bis sie sich selbständig ernähren können. Höchstens massenhaftes Vorkommen von einzelnen Thierarten, wie z. B. von Heuschreckenschwärmen, Mäusen, Lemmingen, kann größere Ansammlungen der Raubvögel bewirken; dann treibt aber auch nur jeder einzelne neben dem andern sein Wesen und es kommt zu keiner wirklichen Vereinigung. Erst weiter abwärts, bei den Reihern, Störchen, Pelekanen und Möven, zeigt sich der Geselligkeitstrieb, und sie vereinigen sich sogar zu gemeinsamen Jagdzügen. Die Ordnung der Landraubvögel umfaßt nahezu 500 Arten, welche sich über die ganze Erde vertheilen. Ich beginne mit denjenigen, bei welchen die edelsten Sinne, das Gesicht und Gehör, zur höchsten Entwickelung gelangt sind.

Nachtraubvögel.

Strigidae *Linné*. Eulen.

Der Leib ist gedrungen, der Kopf sehr groß, der Scheitel breit, die Knochen der Schädelhöhle sind sehr maschig. Die sehr großen, nach vorn gerichteten Augen sind in einer hornigen Kapsel in den Augenhöhlen festgewachsen, weshalb die Augen unbeweglich sind und durch eine Bewegung des Kopfes in das Gesichtsfeld gerückt werden müssen. An das Auge schließt sich unmittelbar das Ohr an, dessen weite Oeffnung häufig noch durch eine Hautfalte zu einer Art Ohrmuschel umgebildet ist, welche sich äußerlich in dem „Schleier" des breiten Gesichts fortsetzt. Ein weiteres Merkmal ist die Wendbarkeit der äußern Zehe, welche beim Sitzen auf einem Ast sich zur Hinterzehe stellt, sodaß man, wie bei den Paarzehern, zwei Zehen vorn und zwei hinten sieht. Diese Wendbarkeit ist beim Flußadler vollkommen und bei vielen andern Räubern theilweise vorhanden. Die Flügel sind gestreckt, in den Handschwingen breit, säbelartig gebogen und an den Kanten mit kleinen Häkchen befranst, welche einen so dichten Schluß der Federn unter sich ermöglichen, daß der Flug vollkommen geräuschlos wird. Auch das übrige Gefieder ist weich und elastisch und erstreckt sich in den meisten Fällen sogar über Fänge und Zehen; ein Kropf fehlt den Eulen. Sie nähren sich vorzugsweise von kleinen Säugethieren, die sie nach Katzenart belauern und überfallen, wobei Ohr und Auge eine große Rolle spielen; die kleinen Arten fangen auch vielfach Insekten. Zum Vogelfang ist ihr langsamer Flug nicht geeignet und sie können höchstens schlafende und Nestvögel überfallen. Als träumerische Einsiedler sitzen die Eulen am

Tage in ihren Baumhöhlen, Felsspalten, Mauerlöchern und sonstigen dunkeln Verstecken, meist senkrecht aufgerichtet und die Füße von dem weichen Federpelz verdeckt, den kurzen Schwanz lothrecht hängend, wobei die großen Augen noch fest geschlossen sind. Glaubt die Eule aber Gefahr in der Nähe, so legt sie das Gefieder fest an den Körper an, rückt dicht an den Stamm, blinzelt mit den Augen und rührt sich nicht, in welcher Stellung sie leicht übersehen werden kann; wird sie aber erkannt und geängstigt, so knappt sie laut mit dem Schnabel. Eine Eigenthümlichkeit der Eulen ist, an ihren Schlupfwinkeln die mit Schleim überzogenen „Gewölle" massenhaft abzusetzen, woraus man den ökonomischen Werth der Eulen ziemlich genau ermitteln kann. Altum hat gefunden, daß die Schleiereule sehr viele Spitzmäuse, der große Waldkauz und die Ohreule großentheils Ackermäuse in beträchtlicher Zahl verzehren, während Vogelreste außerordentlich selten zu finden waren; in Maikäferjahren bestanden die Gewölle zum größten Theil aus Maikäfern. Weichere Insekten waren in der Regel nicht mehr zu erkennen, wogegen ich aus meiner frühern Praxis nachweisen kann, daß ich einem im Juli erlegten weiblichen Waldkauz 75 Stück Raupen von Sphynx pinastri ausgeschnitten habe. Selbst der nach der allgemeinen Ansicht für die Jagd schädliche Uhu scheint eine mildere Beurtheilung zu verdienen; wenigstens habe ich im December 1880 einem solchen 16 Feldmäuse und den vollständigen Schädel eines kleinen Wiesels entnommen. Diese Ausführungen werden zur Genüge die große Nützlichkeit der Eulen klarlegen, und es erscheint daher um so bedauerlicher, wenn der Mensch aus Unverstand ihre Brut zerstört und ihre Leiber an die Scheunenthore nagelt. Die Schonung der Eulen ist zwar, dank den verschiedensten Einsprachen, gegenwärtig anerkannt; was nützt dies aber, wenn speculative Fabrikanten auf allen Jagd- und Fischerei-Ausstellungen Tellereisen für Habichte ausstellen dürfen, in denen sich niemals ein Habicht, wol aber Hunderte von Eulen fangen. Dem gedankenlosen Umhauen aller hohlen Bäume ist man allerdings entgegengetreten und hat die Schonung der sog. „Eulenbäume" dringend empfohlen; allein auch diese genügen nicht vollständig, wie ich auf S. 384 gelegentlich der Besprechung der Hohltaube auseinandergesetzt habe. Man kennt etwa 150 Arten von Eulen, welche alle Klimate vom Pol bis zum Aequator bewohnen und von denen nur die polaren Arten zu den Tageulen zu rechnen sind. Die Eier sämmtlicher Arten sind weiß und von rundlicher Form. Daß selbst tropische Eulen das directe Sonnenlicht aufsuchen, habe ich in Südamerika oft gesehen, wodurch die Ansicht widerlegt wird, als ob sie bei Tage blind wären. Ueberall, wo sie sich zeigen, werden sie aber von kleinern Vögeln und selbst von Raubvögeln heftig verfolgt, worauf sich der Vogelfang mit dem Käuzchen und das Schießen auf der Uhuhütte gründet.

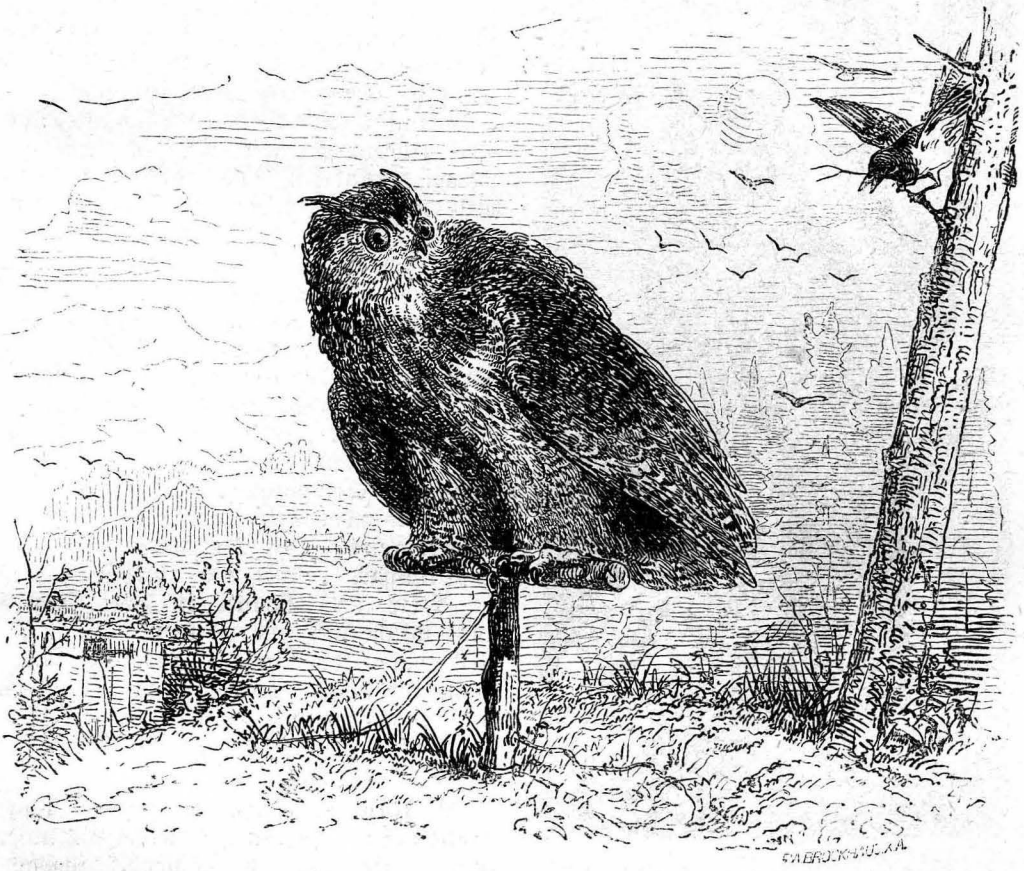
Bubo *Cuvier*. **Uhu.**

Die Uhus sind die größten und stärksten aller Eulen. Die langen Federbüschel über dem Gesicht haben sie mit den folgenden Arten gemein, mit denen sie die Gruppe der Ohreulen bilden. Der Gesichtsschleier ist deutlich, die großen Augen sind meist feuriggelb, der Schnabel ist schwarz oder hornbraun; die kräftigen Fänge sind bis zu den Krallen befiedert, die zweite bis vierte Schwungfeder die längsten. Man kennt 17 Arten.

1. Bubo maximus Sibbald. **Uhu** (s. Abb. S. 497). Länge 65—77 Ctm., Breite 1,50—1,75 Mt., Schwanz 25 Ctm. Iris feuriggelb, Schnabel horngrau bis schwarz, Ober-

seite auf braunem Grunde mit schwärzlichen Flecken und Strichen geziert, Gesichtsschleier gegen die Augen zu hell, am Rande dunkler, Kehle weiß, jedoch beim lebenden Vogel wenig sichtbar, Brust gelblichbraun mit dunkeln Längsflecken. Weiter abwärts kommen noch kreuzförmige Zeichnungen dazu und zeigen das schwer zu beschreibende Eulengefieder, während die Fänge einfarbig gelbbraun, die Hosen wieder schön verwässert sind. In dieser Färbung erscheinen so ziemlich alle Uhus des centralen Europa; weiter nach Norden und Osten wird das Colorit heller und die Vögel nehmen an Größe merkbar zu. In Sibirien findet man die größten und hellsten Uhus, welche Evermann Bubo turcomannus genannt hat.

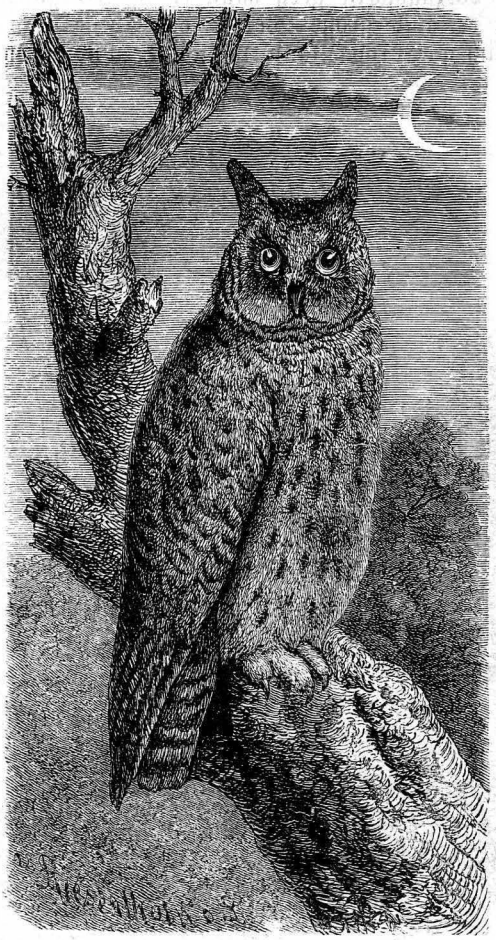
Die Heimat des Uhu ist ganz Europa; vorzugsweise gern haust er in gebirgigen und höhlenreichen Gegenden, doch verschmäht er auch große Wälder der Ebene nicht, wo er auf hohen Bäumen horstet. Im östlichen Europa kann man ihn auch mitten



Uhu (Bubo maximus Sibbald).

in einem Sumpf oder Rohrwald am Boden horstend finden, jedoch immer nur in einzelnen Paaren. Der Horst selbst wird aus Knitteln, Reisern und trockenem Laub zusammengetragen und enthält zwischen Ende März und Mitte April 2—3 rundliche weiße Eier, deren Bebrütung 28 Tage erfordert. Die Jungen sind anfangs weißlichgrau und werden dann dunkler, mit feinen Wellenzeichnungen; sie vertheidigen sich durch ein fauchendes Zischen. Wie alle Raubvögel ihre Jungen reichlich mit Nahrung versorgen, so tragen auch die Uhus den ihrigen nach Kräften zu; und es sind so ziemlich alle Wildsorten bei ihnen vertreten. Bei leicht zugänglichen Horsten benutzt der Mensch oft diese Gelegenheit und bestiehlt den gefiederten Räuber täglich wieder um seinen Raub. Die Stimme des Uhu ist unheimlich und besteht in einem gedämpften „Puhu", welches er gewöhnlich mehrmals hintereinander und namentlich zur Paarungszeit hören läßt; in gesteigertem Affect hört man ein höheres „Hu, Hu", welches sich derart verstärken kann, daß es alle möglichen Stimmen und Töne, wie Hundegebell, Wiehern

der Pferde, Jauchzen und Wehklagen von Menschen u. a. m., zu enthalten scheint. In frühern Zeiten, wo die Uhus noch ungleich viel häufiger waren als gegenwärtig, hat diese unheimliche Musik dem Aberglauben reichliche Nahrung gegeben und die Sage vom wilden Jäger, wüthenden Heer u. s. w. veranlaßt. Was den schon berührten Haß anderer Vögel gegen die Eulen betrifft, so hat namentlich der Uhu von dem Rabengeschlecht zu leiden; wo er ausgekundschaftet wird, erhebt sich bald ein Höllenlärm, der alle Krähen der Umgegend herbeilockt. In Galizien sah ich einmal, wie wenigstens 300 Krähen gegen einen einzigen Uhu zu Felde zogen. Diesen Umstand benutzt der Jäger, um vor dem Uhu Krähen und Raubvögel auf der Krähenhütte zu schießen, wobei leider unsere nützlichsten Raubvögel, die Bussarde, durch ihre Einfalt zahlreich zu Grunde gehen. Das Schicksal eines derart gefangen gehaltenen Uhu ist in den meisten Fällen ein wahrhaft bejammernswerthes. Sehr viele Jäger nämlich sperren den Uhu in einen recht erbärmlichen Stall ein, wo sich in kurzer Zeit Ungeziefer aller Art in reichlicher Menge einfindet. Bald bekommt der Uhu viel, bald gar nichts zu fressen; hierzu kommt noch das aus alter Zeit herstammende Vorurtheil, daß er Wasser zu saufen nicht nöthig habe, während gerade für ihn reichliches und täglich frisches Wasser zum Trinken und zum Baden Bedürfniß ist. Der Uhu und die Taube im Habichtskorb sind, wie ich aus eigener Erfahrung leider weiß, noch in vielen Fasanerien gedankenloser Quälerei ausgesetzt. Fälle der Fortpflanzung in der Gefangenschaft sind zwar selten, doch schon mehrfach vorgekommen. Im Thiergarten von Nill in Stuttgart brütete vor einigen Jahren ein Paar zwei Bruten in zwei Jahren aus, welche sehr gut gediehen. In kurzer Zeit waren die Jungen von den Alten nicht mehr zu unterscheiden, wodurch eine Verwechselung zwischen der Mutter und den Jungen hervorgerufen und somit die Brut aufgehoben wurde.



Waldohreule (Asio otus Linné).

2. Bubo ascalaphus Savigny. **Pharaonenuhu.** Beträchtlich kleiner als unser Uhu. Iris goldgelb, Schnabel schwarz, Oberseite gelblichbraun, mit dunklern und weißlichen Streifen und Flecken, Kinn und Brust weiß, Kropf mit breiter dunkelbrauner Längs- und schmaler Querzeichnung auf bräunlichgelbem Grunde, Brust und Bauch ebenso grundirt, fein röthlich gesperbert, Hosen gelblichbraun, Schwingen und Schwanz breit, braun quer gebändert.

Asio *Brisson.* Ohreule.

Die Kennzeichen sind die der vorigen, nur sind sie bedeutend kleiner als die Uhus.

1. Asio otus Linné. **Waldohreule.** Länge 34—35, Breite 91—98, Flügel 29, Schwanz 15 Ctm. Iris hochgelb, Schnabel dunkel, Gefieder dem des Uhu sehr ähnlich gefärbt, nur viel heller.

Heimat: Fast ganz Europa und Mittelasien bis nach Japan; Nordafrika und Südasien dürfte sie nur auf dem Zuge berühren. Im Gegensatz zu dem größern



Zeitschrift

über Vogelschutz, Züchtung von ausländischen Sing- und Schmuckvögeln, und über Geflügelzucht, mit der Monatsbeilage „Der süddeutsche Kanarienzüchter".

Bestellungen durch die Expedition, oder die Post. Preis bei frankierter Zusendung jährlich 3 Mark. Am 1. und 15. jeden Monats erscheint eine Nummer.

Central-Organ des Landesverbandes der Vereine der Vogelfreunde in Württemberg.

Herausgegeben von Carl Rittert.

Anzeigen werden mit 10 Pfg. die 3spaltige Petitzeile berechnet und in der Expedition entgegengenommen.

Nr. 7. Heilbronn, 1. April 1885. VII. Jahrgang.

Die Ungezieferschäden und deren Abhilfe oder der Selbstschutz der Natur durch die nützlichen Thiere.

Von L. Martin in Stuttgart.

Wohl hundertmal im Leben haben wir die Frage gehört, warum doch dies oder jenes Wesen erschaffen worden sei, da es dem menschlichen Bedürfnis keinen sichtbaren Nutzen zu gewähren scheine. Blicken wir aber tiefer in die Gesamtheit der Schöpfung, so finden wir bald, daß jedes einzelne Wesen von dem Vorhandensein anderer abhängt und daß zuletzt eine ganze Kette von Geschöpfen ihr Dasein immer wieder andern zu verdanken hat. Auf diese weise Einrichtung der Natur gründet sich ihre Selbsterhaltung, indem sie allemal da, wo einzelne Pflanzen- oder Thierfamilien in allzugroßer Anzahl auftreten, auch deren Feinde versammelt, welche berufen sind, solcher schädlichen Vermehrung entgegenzutreten. Diese Erscheinung nennen wir den Haushalt oder den Selbstschutz der Natur, den wir stets da antreffen, wo deren Walten durch den Einfluß der Menschen noch nicht gestört worden ist. Ueberall da aber, wo der Mensch diesem Selbstschutz der Natur aus Eigennutz oder Unkenntniß entgegentritt, finden wir denselben gestört und es treten alsdann Erscheinungen auf, die wir mit Ungezieferschäden zu bezeichnen pflegen. Je weiter wir daher in der Kultur fortschreiten, desto genauer haben wir auf diesen Haushalt der Natur zu achten und diejenigen Geschöpfe zu schonen, die unseren Zwecken förderlich werden.

Fragen wir sofort, was auf den einzelnen Gebieten zu thun ist, so haben wir, was die Forstkultur betrifft, folgendes ins Auge zu fassen: Möglichste Schonung alter hohler Bäume, Anpflanzung verschiedener Beerensträucher und -Bäume als: Eberesche oder Vogelbeere, Wachholderbeere u. a. innerhalb der Wälder und an deren Ränder, wodurch die Drosseln und viele andere Vögel ihre winterliche Nahrung finden. Glücklicherweise ist das Laub- und Streurechen nunmehr abgeschafft, wodurch den Wäldern ihre so notwendige Humusdecke geraubt, die Ansammlung von Feuchtigkeit verhindert, bei starken Regengüssen Ueberschwemmungen begünstigt und anderseits große Trockenheit und Regenmangel im Sommer veranlaßt worden sind. Aber die Schäden, welche die Streuberechtigung mit sich führte, liegen auch in dem Umstand, daß das Streu- und Laubrechen in den Monaten April, Mai oder Juni stattfand; dadurch wurden nicht nur eine Menge nützlicher Sträucher und Waldpflanzen in ihrem Wachstum gestört oder gänzlich ausgerottet, sondern da zu dieser Zeit die Vögel entweder Eier oder Junge haben, wurde auch eine ungeheure Menge Bruten vernichtet.

Hinsichtlich der Landwirtschaft wäre hervorzuheben, daß der Landwirt sehr übel beraten ist, wenn er glaubt, mit dem Weghauen aller freistehenden Bäume auf den Feldern, mit dem Wegrasieren alles wilden Gesträuches, aller Hecken u. s. w. seinen Erntesegen bedeutend zu erhöhen. Allerdings wächst unter

dem Schatten alter Bäume nicht jede Frucht und manche Dornengesträuche sind sehr oft im Wege. Aber diese unbequemen Gäste beherbergten eine Menge Mäuse- und Insektenvertilger, die jetzt ganz fehlen. Waren solche Bäume hohl, so wurden sie von Feldsperlingen und Fledermäusen und vielen anderen Vögeln bewohnt; hatten sie dürre Aeste, so fanden bei Tag die äußerst nützlichen Bussarde und bei Nacht die Eulen Wachstellen auf ihnen. Wo sollen diese dem Landmann so unentbehrlichen Mäusefänger jetzt ihre Umschau halten, wenn das Feld keine erhöhten Punkte mehr bietet? — In dem Dornengestrüpp am Feldrain fand der Igel sein Winterquartier, die Spitzmaus ihr Versteck und das Mauswiesel wohnte auch darin; die Goldammer baute dort ihr niedrigstehendes Nest und der Dorndreher oder Würger spießte ebenfalls dort seine Frösche, Heuschrecken und Maikäfer auf. Jetzt ist dies alles verschwunden und wir — wir wundern uns heut und klagen laut über das Zunehmen der Mäuse- und Maikäferplage und anderer Uebel mehr! Früher standen alte Kopfweiden dem Bach entlang, auf welchen weiße und gelbe Bachstelzen in Menge, Laubsänger, Spechte und Wiedehopfe ihr Wesen trieben und die Umgegend von Ungeziefer säuberten. Jetzt sind diese natürlichen Nistkästen verschwunden und schlanke Erlen sind angepflanzt worden, oder — es steht gar nichts mehr da. Nun, wo nichts ist, da hat der Kaiser das Recht verloren, aber die armen Vögel auch und diese sind deshalb verschwunden.

Leider muß auch für die jetzige Art und Weise des Gartenbaues dieselbe Klage erhoben werden. Wo ein hohler Ast sich zeigt, wird derselbe entweder schulgerecht amputirt, oder, wenn das nicht angeht, das Loch verklebt oder vernagelt, kurz alles Erdenkliche gethan, damit nur ja keine Meise, kein Specht und sonstiger Höhlenbrüter ein Unterkommen finde; der Gärtner sagt wohl: das Abraupen der Bäume will ich schon selbst besorgen, aber ob er dazu kommt, ist wieder eine andere Frage. Nicht anders geht es in den Gehölzen der Vergnügungsgärten oder Parks her, wo man Gesang der Vögel eigentlich liebt. In vielen solchen Gärten haben einst Nachtigallen geschlagen und zahlreich gebrütet, sind aber seit einiger Zeit ganz verschwunden. Man zerbricht sich den Kopf, was die Ursache sei; sie liegt ganz einfach darin, daß man das dichte Unterholz der Gebüsche herausgehauen und diesen Vögeln dadurch ihren Aufenthaltsort zerstört hat. Jeder Versuch, die Nachtigallen wieder künstlich einzuführen, wird so lange scheitern, bis das zu ihrem Leben notwendige Unterholz wieder heraufgewachsen sein wird. Mit dem Aufhängen möglichst vieler Nistkästen aus Holz wird zwar einiger Ersatz für die Hohlenbrüter geschaffen, während Spechte dieselben stets meiden, aber für die edlen Sänger, welche nur freie Nester bauen, kann nur durch dichtes Gebüsch gesorgt werden.

(Schluß folgt.)

Wie viele Hennen braucht ein Hahn?

Täglich sollen wir die Frage beantworten: Wie viele Hennen braucht ein Hahn, und wir sind in großer Verlegenheit um eine Antwort, wenn die Frage nicht von einer Menge verschiedener Angaben begleitet ist. Es giebt hiefür keine Regel, kein absolutes Princip, und hundert verschiedene Umstände können zur Wahl einer anderen Zahl veranlassen; es ist Sache des Züchters nach den Verhältnissen, die er vor Augen hat, die Sache abzuwägen und eine Entscheidung zu treffen.

Er wird vor Allem dem Raum, über den er verfügt, Rechnung tragen, der Bodenbeschaffenheit, den natürlichen, oder gegen den Wind und Regen künstlich errichteten Zufluchtsstätten, der Gesammtmenge des an einem Punkte vereinigten Geflügels und an letzter Stelle dem Alter der Hähne, ihrer Raçe und dem Maaße ihrer Kraft. Wie bei allen Thieren im Allgemeinen, die Menschen nicht ausgenommen, hat allzu große Anhäufung Blutarmuth im Gefolge, und schwächt folglich die Zeugungskraft, vorzüglich bei den Männchen. Man darf daher, vorzüglich dort, wo eine große Menge Geflügels auf einem beschränkten Raume vereinigt ist, jedem Hahne nur sehr wenige Hennen zutheilen, — in Folge dieses Fundamental-Prinzips liefert die Mehrzahl der Zuchtanstalten, sogenannte Musteranstalten, trotz der enormen Preise, nur unbefruchtete Eier.

Man baut hübsche, kleine, gedielte Fußböden von 6 oder 8 Meter Oberfläche, recht zierlich, mit Blumen und Grünem geschmückt, und sperrt daselbst den traditionellen Stamm von 6 Hennen und einem Hahn ein. — Man errichtet auch, eines neben dem anderen, 20 oder 30 kleine Gärtchen, und annoncirt, mit der Ueberzeugung des vollendeten Liebhabers sorgsam separirte Zuchteier. — Die Enttäuschung kommt erst am Schlusse des Jahres, wenn alle Bruten mit einander Nichts geliefert haben. Man schreibt den Mißerfolg allen denkbaren Ursachen, nur nicht der einzig wahren zu: Die Stämme waren durch ein Gitter wohl geschieden, nichtsdestoweniger hatte man aber eine Menge von Hennen auf einem sehr beschränkten Raume gewaltsam zusammengepfercht, denen freie Bewegung, Grünfutter, Insekten und alle Haupt-Elemente der Freiheit fehlten. — In diesem Falle genügte ein Hahn für 6 Hennen nicht. Man hätte ihm höchstens 3 Hennen zuweisen dürfen, und hätte noch immer eine beträchtliche Anzahl unbefruchteter Eier gehabt, denn, aller Sorgfalt zum Trotze, macht sich der Einfluß der Zusammenpferchung und des Mangels an freier Bewegung immer fühlbar.

Ganz ein anderes Verfahren muß man einschlagen, wenn es sich um einen individuenreichen Geflügelhof handelt, der freien Auslauf auf die Felder oder die umliegenden Wiesen gestattet. — Hier braucht man im Verhältnisse um so weniger Hähne, je größer die Anzahl der Hennen ist. — Wenn die Hähne nicht älter als 2 Jahre sind und einer kräftigen Raçe angehören, genügen sie vollkommen 12 oder 13 Hennen, und alle Eier werden befruchtet sein.



Zeitschrift

über Vogelschutz, Züchtung von ausländischen Sing- und Schmuckvögeln, und über Geflügelzucht, mit der Monatsbeilage „Der süddeutsche Kanarienzüchter".

Bestellungen durch die Expedition, oder die Post. Preis bei frankierter Zusendung jährlich 3 Mark. Am 1. und 15. jeden Monats erscheint eine Nummer.

Central-Organ des Landesverbandes der Vereine der Vogelfreunde in Württemberg.

Herausgegeben von Carl Ritsert.

Anzeigen werden mit 10 Pfg. die 5spaltige Petitzeile berechnet und in der Expedition entgegengenommen.

Nr. 8. Heilbronn, 15. April 1885. VII. Jahrgang.

Die Ungezieferschäden und deren Abhilfe oder der Selbstschutz der Natur durch die nützlichen Tiere.

Von L. Martin in Stuttgart.

(Schluß.)

Jagd. Auf diesem Gebiete wird aus althergebrachter irriger Ansicht, der Landwirtschaft zum Trotz, ungeheurer Schaden durch die Verfolgung zahlloser nützlicher Raubvögel verübt. Der Jäger hält nun einmal alles, was krumme Schnäbel und Krallen hat, der Niederjagd gefahrdrohend und da er selten guter Kenner ist und niemals die erlegten Raubvögel zu untersuchen sich die Mühe gibt, so wird natürlich alles ohne Pardon niedergeknallt; er erhält ja obendrein noch sein Schußgeld für jedes Paar eingelieferte Fänge. In meiner langen Praxis habe ich ungefähr 1000 Stück Bussarde in die Hände bekommen und diese nach ihrem Fraß untersucht. Unter dieser großen Zahl habe ich nur einen einzigen getroffen, welcher die Reste eines Rebhuhns gekröpft hatte, welches höchst wahrscheinlich ein krankes oder geschossenes gewesen war. Die allermeisten hatten, je nach der Jahreszeit, z. B. im Winter, 6, 8, 12 und noch mehr Mäuse im Kropf und Magen, viele derselben aber auch Aas; im Sommer dagegen weniger Mäuse und ziemlich viele Insekten, Würmer und bisweilen auch einige Frösche. Aus dieser großen Zahl der Mäusereste wird Jedermann im Stande sein, sich ein Bild von der großen Nützlichkeit der Bussarde zu machen. Ganz das Gleiche, mit alleiniger Ausnahme des Uhus, ist von allen Eulen zu sagen, und es ist geradezu eine Frevel, diese nützlichen Vögel zu verfolgen, was ihres sonderbaren Aussehens halber doch so oft geschieht. Vornehmlich sollte der Landmann die in Dörfern hausenden Gold- oder Schleiereulen über alles wert halten und deren Verfolgung strengstens unterlassen. Namentlich wäre ihr Zuflug auf den Kornböden von großem Wert, da sie ebensoviel Mäuse fangen als die beste Katze und nicht wie diese das Korn verunreinigen. Der große Baumkauz, die Ohreule und die kleinen Käuze vertilgen neben sehr vielen Mäusen auch viele Insekten; ich erhielt einen Baumkauz im Juni, welcher einige siebzig Raupen des Fichtenschwärmers im Kropf hatte. Andere Forscher, wie Professor Altum und Pfarrer Jaekel, haben sich die große Mühe gegeben, die ausgeworfenen Gewölle der Raubvögel und namentlich diejenigen der Schleiereule nach tausenden zu untersuchen und dieselben haben gleichfalls das große Übergewicht der Nützlichkeit dieser Vögel daraus festgestellt.

Als eine bemerkenswerte Thatsache ist zu erwähnen, daß das Vorhandensein vieler Mäuse in einer Gegend eine Menge Bussarde, Eulen, Wiesel, Marder und Füchse aus weiter Ferne herbeizieht und daß durch die längere und reichlichere Nahrung sofort eine gesteigerte Vermehrung dieser Tiere eintritt. Nehmen aber die Mäuse ab, so ziehen die meisten Raubvögel wieder nach besser besetzten Revieren; oder aber tritt

durch große Nässe veranlaßt eine plötzliche Krankheit unter der Mäuseschaar ein, so sterben viele der zurückgebliebenen Füchse, Marder, Wiesel u. a. vor Hunger, wie im Winter 67 auf 68 an vielen Orten zu bemerken war.

Unter den der Jagd und den kleinen Vögeln oft verderblich werdenden Raben, von welchen einzelne Individuen sich im Frühjahr darauf verlegen, die Gärten nach Vogelnestern täglich zu durchstöbern, wobei es häufig vorkommt, daß sie ganze Nester mit den schreienden Jungen davontragen, und unter denen die Elster die gefährlichste ist, gibt es aber auch äußerst nützliche. Dies sind die Dohle und die Saatkrähe, welch' erstere die Maikäfer häufig von den Bäumen abschüttelt und massenhaft verzehrt, während der letzteren Geschäft darin besteht, die Maikäferlarve, den Engerling, aus dem Boden zu hacken, welches Geschäft sie mit unermüdlicher Geduld durch den ganzen Winter und Frühling emsig betreibt. Wie dem Arbeiter die Schwielen seiner Hände zur Ehre gereichen, so verliert die Saatkrähe die Borsten und kleinen Federn des Gesichtes durch ihre Arbeit ganz und erhält dadurch eine Art Geier-Aussehen. Wo diese Krähe, wie besonders in Getreideländern, häufig vorkommt, wird der Schaden durch Engerlinge und Maikäfer immer ein sehr geringer sein, wo sie aber fehlt, wie da, wo wenig Getreide gebaut wird, wächst die Maikäferplage oft zu erschreckender Höhe an. Ihre Eigentümlichkeit, in größeren Kolonien zu nisten, wo oft mehrere Nester auf einem Baume stehen, reizt das zornige Jägerblut, welches keinen Unterschied zu machen weiß, und es werden solche Kolonien durch allerhand schießlustige Sonntagsjäger in der unbarmherzigsten und selbst grausamsten Weise abgeschossen. Der große Schaden aber, der durch ein so unwürdiges Blutbad der Landwirtschaft zugefügt wird, ist ungeheuer, und ich fordere alle Landwirte auf, ihre nachdrückliche Einsprache dagegen zu erheben; wogegen freilich der Jäger wieder allen Ernstes verlangen kann, daß die Zahl der Storchnester auf den Firsten der Landhäuser nach Möglichkeit vermindert werde, weil eben der Storch der Niederjagd aber auch der Bienenwirtschaft äußerst gefährlich ist.

Der Vogelfang, welcher zwar gegenwärtig kaum noch ein Schatten gegen ehemals genannt werden kann, ist mit unseren heutigen Zuständen vollständig unverträglich. Während der Lerchenfang in Sachsen und Thüringen, der Dohnenstrich in den Wäldern des nördlichen Deutschland und der Meisenfang in Böhmen noch zu denjenigen Vorrechten gehören, die unserer Zeit zur Schande gereichen, beschränkt sich der übrige Vogelfang bei uns fast nur auf Vögel für das Käfig. Allein auch dieser letztere wird schließlich sein Ende erreichen müssen, weil die vielen Opfer, welche das Einsperren mit sich bringt, gegenüber der gewaltigen Abnahme aller Singvögel im Freien nicht mehr zu rechtfertigen sind und jetzt schon die besseren Sänger, wie Nachtigallen u. s. w. im Freien höchst selten mehr anzutreffen sind.

Ein Vorschlag zur Verbesserung der Hühnerzucht auf dem Lande.

(Schluß.)

Der Bauer wird nämlich meiner Erfahrung nach so lange die Hühner behalten, als er von seiner Ernte noch nichts verkauft hat; tritt aber dieser Moment ein, dann wird er nur so viel behalten wollen, als er wie auch sonst ohne viel mehr Aufwand von Futter halten kann. Besonders wird er alle überzähligen Hähne gern abgeben. Es lassen sich nun sehr leicht Leute finden, welche die überzähligen Tiere gern entweder zum Zweck des Handels oder für eigenen Konsum kaufen und auch dem wirklichen Werte nach bezahlen. Ist es so gelungen, in einem Orte eine Anzahl guter Stämme unterzubringen, so müssen dann die Leute von dem betreffenden Vereine im Auge behalten werden, damit man denselben mit Rat an die Hand gehen kann, und es wäre dann von großem Vorteil, wenn man denjenigen, welche sich durch sorgsame Pflege und durch gute Resultate auszeichnen, kleine Prämien als Aufmunterung zukommen lassen könnte. Dies kann natürlich nicht durch Ausstellungen geschehen, denn man darf dem Bauer nicht zumuten, seine Hühner an einen bestimmten Ort hinzubringen; es werden dies gewiß die wenigsten thun! Man kann aber durch sachverständige Vereinsmitglieder die aufgezeichneten Züchter besuchen und ihre Hühner auf dem Hofe mustern lassen, um dann diejenigen zu bezeichnen, welche eine Auszeichnung verdienen. Die betreffenden landwirtschaftlichen Vereine würden gewiß gerne bereit sein, hierfür, wenn sie sich überzeugt haben, daß die Bemühungen Aussicht auf Erfolg versprechen, eine bestimmte Geldsumme dem betreffenden Geflügelzüchterverein zuzuweisen, wenn letzterer nicht in der Lage sein sollte, eigene Geldmittel dafür zu verwenden. Man muß es den Landleuten so bequem und angenehm als nur möglich machen, dann wird man auch ein gutes Resultat erzielen können. — Sämtliche Namen der so gewonnenen Züchter und besonders noch derjenigen, welche Prämien erhalten haben, sollten in einem Lokalblatte oder der betreffenden Geflügelzeitung bekannt gemacht werden. Ueber die Zeit der Abgabe der Eier wäre noch zuzufügen, daß diese nur bis zu einem gewissen Datum umgetauscht werden dürfen, um keine Spätbruten, die immer ein schlechtes Resultat gaben, zu erzielen.

Was nun die Auswahl der Hühnerrassen angeht, so ist von unserem Landhuhne abzusehen. Dasselbe hat zwar die vorzügliche Eigenschaft, den Witterungseinflüssen wenig ausgesetzt zu sein, dagegen ist es zu klein und legt zu wenig. Als Brüterin ist es allen Ansprüchen genügend. Es sind also die schlechten Eigenschaften zu verbessern und daher nur solche Rassen oder Kreuzungen zu nehmen, welche, als Ersatz des Landhuhnes dienend, nur gute Eigenschaften in sich vereinigen. Dazu könnte ich nun fast keine der seitherigen reinen Rassen empfehlen, wohl aber Kreuzungen, welche diesem Zwecke ganz vorzüglich entsprechen. Vor allen anderen stehen hier in erster Linie Produkte von Italiener-Hahn und Brahma- oder Cochinhenne. Die

Die

Praxis der Naturgeschichte.

Ein vollständiges Lehrbuch

über

das Sammeln lebender und toter Naturkörper; deren Beobachtung, Erhaltung und Pflege im freien und gefangenen Zustande; Konservation, Präparation und Aufstellung in Sammlungen.

Nach den neuesten Erfahrungen bearbeitet

von

Philipp Leopold Martin.

Erster Teil: Taxidermie.

Dritte Auflage.

Weimar, 1886.
Bernhard Friedrich Voigt.

VII
154



Taxidermie

oder

die Lehre vom Präparieren, Konservieren und Ausstopfen der Tiere und ihrer Teile; vom Naturaliensammeln auf Reisen und dem Naturalienhandel.

Herausgegeben

von

Philipp Leopold Martin.

Dritte verbesserte Auflage

revidiert von **Leopold** und **Paul Martin** unter Mitwirkung von Konservator **Hodek.**

Mit Ph. L. Martins Bildnis

und

einem Atlas, enthaltend 10 Tafeln nach Zeichnungen von L. Martin.

Weimar, 1886.

Bernhard Friedrich Voigt.

Vorwort

zur dritten Auflage.

Der Verfasser, welcher dieses Werk geschaffen, der mit so grosser Liebe allezeit eintrat, wo es galt, dem Ganzen des Naturschutzes und der Wissenschaft zu nützen, hat seine Aufgabe vollendet; er ruht.

Am 7. März d. J. starb

Philipp Leopold Martin,

nachdem lange Leiden ihn an das Krankenlager gefesselt und den immer Thätigen gezwungen hatten, von seinem Schaffen abzulassen.

Martin war geboren den 5. Nov. 1815 zu Gnadenberg in Schlesien. Die Neigung zu der von ihm zu solcher Meisterschaft gebrachten Kunst erwachte schon im Knaben. Nur äusserst spärliche Hilfsmittel waren ihm zu jener Zeit geboten. Brauchbare litterarische Anleitungen fehlten fast gänzlich und die plastischen Wiedergaben des Tierreiches waren damals eher im stande, von einem Studium derselben abzuschrecken, als zur Nachahmung anzufeuern. Aus dem Quell unmittelbarer Beobachtung schöpfend, fand Martin aber bald den richtigen Pfad und liess sich durch nichts abhalten, denselben weiter zu verfolgen. Die ihm mangelnde akademische Bildung ersetzte er durch gewissenhaftes Selbststudium naturgeschichtlicher Werke und fast möchte es scheinen, als ob dadurch der freieren Entfaltung seiner künstlerischen Begabung Vorschub geleistet worden sei. Er war Autodidakt im besten Sinne des Wortes.

Durch die Schilderungen der Reisenden aus den Tropen wurde in ihm der Wunsch rege, jene Gegenden aus eigener Anschauung kennen zu lernen und so sehen wir ihn Ende der vierziger Jahre in Venezuela eifrig dem Sammeln obliegen. Hier reifte in ihm die lebendige Naturanschauung, welche uns in seinen Werken überall entgegentritt.

Nach seiner Rückkehr aus Südamerika wusste ihn der kunstsinnige und naturliebende Graf Wodzicky als Begleiter auf seinen Sammel-

reisen zu gewinnen und die dadurch gebotene Gelegenheit neue Beobachtungen zu sammeln und Studien zu machen, trug reife Früchte; manche veröffentlichte Schilderung aus dem Tierleben Osteuropas stammt von ihm. — Im Jahre 1852 wurde er an das zoologische Museum in Berlin berufen, wo er 7 Jahre lang die glücklichste und fruchtbarste Thätigkeit entfalten konnte. Der leider so früh verstorbene Lichtenstein erkannte seine Bedeutung und verstand sie zu würdigen. Mit Stolz und freudiger Anerkennung sprach er sich bei jeder Gelegenheit über die Leistungen Martins aus und liess es nicht an Beweisen seiner persönlichen Zuneigung fehlen. Ein geselliger Freundeskreis umgab Martin hier; mit Alexander von Humboldt kam er in öftere Berührung und machte ihm dieser die Freude, ihm sein Bild mit eigenhändiger Widmung zu überreichen. Dieses geistig rege Zusammenleben mit Künstlern und Gelehrten, wurde in jäher Weise durch den Tod des geliebten und verehrten Vorgesetzten zerrissen. Lichtensteins Nachfolger, Peters, war nicht der Mann, mit welchem Martin zusammenarbeiten konnte, er nahm daher gerne einen Ruf an das Naturalienkabinett zu Stuttgart an.

Was Martin als ausführender Künstler geleistet, braucht wohl hier nicht erst erörtert zu werden. Die Vorzüge seiner Leistungen sind bekannt. Seine scharfe Beobachtungsgabe ermöglichte es ihm, dem Tierleben eine Menge von Situationen abzugewinnen, dieselben festzuhalten und in ausdrucksvoller, naturgetreuer Weise wiederzugeben. Er war ein ebenso grosser Feind pedantischer Aufstellungsweise, wie er jedes blosse Haschen nach Effekt vermied und geisselte, wo er konnte. Alle seine plastischen Schöpfungen sind von echtem künstlerischem Geiste durchlebt, nichts Schablonenhaftes, nichts Unwahres. Lebendig und frisch wie die Auffassung ist auch die Wiedergabe. Aber nicht allein in der Darstellung der jetztlebenden Tiere leistete er Vorzügliches. Auf Grund eifrigen Studiums wusste er auch die vorweltlichen Tiere, die grossen Saurier der Keuper- und Jurazeit, die Höhlenbewohner des Tertiärs, des Mammut u. a. m. vor Augen zu führen. Vollständige Beherrschung des Gegenstandes und ungezwungene Verarbeitung desselben sprechen uns auch aus diesen Werken entgegen.

Die litterarische Thätigkeit Martins begann mit der Veröffentlichung kleinerer Abhandlungen in verschiedenen wissenschaftlichen Zeitschriften. Im Jahre 1869 machte er sich daran, seine Erfahrungen in der „Praxis der Naturgeschichte" niederzulegen. Der Grundplan des ersten Teiles dieses Werkes war, dem Naturforscher und Naturliebhaber eine Anleitung an die Hand zu geben, sich in das praktische Studium des Naturlebens einzuarbeiten. Den Hauptwert legte er dabei seiner eigenen

Durchbildung entsprechend auf das Sammeln und Beobachten von Tieren, sowie auf die richtige Behandlung, dieselben für die Dauer zu konservieren und naturgetreu aufzustellen. Im zweiten Teile der „Dermoplastik und Museologie", bei welchem er für einzelne Kapitel Mitarbeiter beizog, wird die ganze Museumskunde und das Ausstopfen der Tiere abgehandelt. Immer weitere Umrisse annehmend, schliesst das Werk im dritten Teile, „den Naturstudien" die Akklimatisation, Pflege und Beobachtung gefangener Tiere in sich ein. Die zoologischen und botanischen Gärten werden eingehend besprochen, ihre Vorzüge und Nachteile abgewogen und Vorschläge zu neuen Instituten, den Centralgärten für Naturkunde gemacht. In diesen letzteren werden uns auf praktischer Basis aufgebaut, die idealen Ziele vorgeführt, welche eine allseitig umfassende naturwissenschaftliche Heranbildung des Sachverständigen sowohl, wie des Laien bezwecken. Im Centralgarten soll der Beschauer nicht nur den Anblick des Tierlebens, oder der Flora für sich geniessen, sondern der ganze Charakter einer Zone, einer Gegend soll ihm hier lebendig entgegentreten, er soll sich hineinleben können in das was vor ihm ist und zu diesem Zweck soll alles zusammenwirken, um ein möglichst getreues Bild zu geben. Neben den Tieren sollen die Pflanzen zur Anschauung kommen. Die Behältnisse der Tiere geben Gelegenheit, durch Architektonik die historischen Erinnerungen vorzuführen, und in der ethnologischen Sammlung spiegelt sich das Völkerleben wieder. Es ist ein Ganzes, was uns hier geboten wird, und dadurch gewinnen seine einzelnen Teile erhöhten Wert; nicht nur zum Beschauen, sondern auch zum Nachdenken wird dadurch angeregt. Und in welcher Weise werden diese Vorschläge dargelegt? Mit gewissenhafter Berücksichtigung aller Nebenumstände wird ein Gegenstand nach dem andern erörtert. Immer das grosse Ziel im Auge werden wir in die Einzelheiten des Planes eingeweiht; mit Liebe und umfassender Sachkenntnis ist jeder Gegenstand behandelt.

Was in der ersten Hälfte des dritten Teiles vorbereitet ist, wird in der zweiten ausgearbeitet. Neben allgemeinen Regeln der Tierpflege erfährt jede einzelne Gruppe ihre Besprechung. Schon da und dort ahnten wir in den vorhergehenden Teilen, welch tiefes Weh die Verwüstungen des Menschen in der Natur, dem in dem Umgang mit derselben Aufgewachsenen verursacht; und nun kann er nicht mehr zurückhalten; er muss diesen Frevel geisseln, und leider mit so unendlich viel Recht. Es sind nicht Worte des Hasses, mit welchen er dies thut; eine heisse glühende Liebe zur Natur, die in ihrer Begeisterung keine Rücksichten kennt, spricht uns aus denselben entgegen. Die grosse Frage der Nützlichkeit und Schädlichkeit der Tiere und Pflan-

zen wird erörtert und damit ein Gebiet berührt, welches für die Volkswirtschaft von so grosser Bedeutung ist.

Zwei andere Werke entsprangen ebenfalls der Feder Martins. „Das Leben der Hauskatze" und das „Vogelhaus."

Ersteres behandelt eine Menge feiner Beobachtungen in sich schliessend, die Hauskatze und ihre Rassen in ihrem ganzen Sein und Treiben. Die Vorzüge derselben sind mit liebevoller Hand dargestellt, die Schattenseiten mit Humor gegeisselt. So mancher gemütsreiche Zug, welcher wiedergegeben ist, lässt über den Gegenstand hinaus, auf den Verfasser des Buches blicken.

Das „Vogelhaus", ursprünglich das Werk des alten Brehm, wurde von Martin gänzlich umgearbeitet. In kurzer bündiger Weise ist hier das, für den Vogelliebhaber über die Pflege seiner Lieblinge, Wissenswerte niedergelegt. Wo es am Platze ist, flicht er Bemerkungen über den Naturhaushalt und Naturschutz ein; uns aus dem begrenzten Rahmen des besprochenen Gegenstandes freie Ausblicke nach allen Richtungen gewährend.

Das letzte Werk Martins, die „Illustrierte Naturgeschichte der Tiere" bildet den Schlussstein seines geistigen Wirkens. War vorher hauptsächlich die Methodik des Sammelns und Beobachtens der Gegenstand der Bearbeitung, so ist hier der reiche Schatz des letzteren selbst niedergelegt; klar und übersichtlich ist das Ganze gestaltet, bezeichnend die Ausdrucksweise. Ein freier, durchaus praktischer Standpunkt ist innegehalten, wie es dem Zweck des Buches: ein Ratgeber und Leiter bei naturwissenschaftlichen Studien zu sein, entspricht.

Noch einen Aufsatz schrieb Martin im zoologischen Garten 1884, Heft 8, 9, 10 über die „wissenschaftlichen und praktischen Aufgaben bei der Aufstellung unserer Naturaliensammlungen". Es ist dies ein Rückblick auf die bisherige Thätigkeit, und gleichzeitig ist dabei so vieles Neue geboten, dass man weitere Ausblicke in noch zu bearbeitende Gebiete gewinnt. —

Es liegt uns noch ob, darzulegen, in welcher Weise wir uns für befähigt halten, in die Fussstapfen unseres Vaters zu treten.

Sein grösstes Vergnügen war es immer, im Familienkreise an seinen Werken zu arbeiten und die Seinen an allem teilnehmen zu lassen, was er schuf. So wurden wir mit der Zeit vollständig in seinen Schaffenskreis und seine Denkungsweise eingeweiht und mit wachsender Freude sah er uns daran immer lebhafteren Anteil nehmen. Dem Leser der übrigen Bände der Praxis, sowie der illustrierten Naturgeschichte dürfte nicht unbekannt sein, dass wir daran schon thätig mitgewirkt und er wird uns um so lieber glauben, dass es unseres Vaters höch-

ster Wunsch war, seine Werke möchten einst durch uns fortgesetzt werden. So durch ihn selbst herangezogen, glauben wir es wagen zu dürfen, vor den alten Leserkreis zu treten und hoffen, dass unser redliches Bestreben uns unseres Vaters würdig zu zeigen, nicht erfolglos gewesen ist.

Es möge uns gestattet sein, hier die hauptsächlichsten Gesichtspunkte, welche uns bei der Bearbeitung dieser Auflage geleitet haben, darzulegen. Viele Anfragen über Details der Präparation, sowie die Erwägung, dass dieselbe auch für Laien immer grössere Bedeutung gewinnt, mit den wachsenden Beziehungen, welche wir uns zu fernen Ländern verschaffen, haben uns veranlasst, dieses Kapitel besonders ausführlich zu behandeln.

Es wird zwar von manchen Seiten behauptet, dass speziell das Abbalgen etc. wohl am besten durch persönlichen Unterricht von darin Geübten zu erlernen sei und ist dies allerdings richtig. Allein die wenigsten werden soviel Zeit darauf verwenden können, um es so vollkommen zu erlernen, dass sie nicht später in vielen Fällen noch eines schriftlichen Ratgebers bedürften; abgesehen davon, dass nicht überall hierzu Gelegenheit geboten ist, nicht überall die besten Präparationsmethoden gepflegt werden und nicht jeder Konservator sich mit dieser zeitraubenden Aufgabe befassen kann. Wir haben deshalb dieses Thema so behandelt, dass wir hoffen dürfen, jeder werde auch ohne persönliche Anleitung hiernach Gutes zu liefern vermögen. Wenn auch die ersten Versuche missglücken, so möge man sich dadurch nicht am Weiterprobieren abhalten lassen, denn ohne das geht es überhaupt anfangs nie ab, wie wir aus vieler Erfahrung wissen.

Auch von Laien gesammeltes Material wird schon deshalb sehr willkommen sein, da von festen Stationen aus das Sammeln sich meist viel gründlicher und ausführlicher im Einzelnen bewerkstelligen lässt, als auf forcierten Forschungsreisen und bis jetzt nur sehr wenig, also Gesammeltes vorhanden ist, das auch andern als bloss systematischen Ansprüchen genügt. Besonders da unsere Kolonien zum Teil in noch wenig erforschten Gebieten liegen, wir erinnern hier an das wildreiche Ostafrika und an Neuguinea mit seinen herrlichen Paradiesvögeln.

Wir haben deshalb, um zuerst ein klares Bild der Präparation und des damit Zusammenhängenden zu geben, diese, wie sie unter normalen Verhältnissen stattfinden soll, zuerst behandelt und dann erst die aussergewöhnlichen der Reise beschrieben. In Kapitel II. haben wir das Notwendigste, was unter allen Verhältnissen vor der Präparation zu beachten ist, zusammengefasst und möchten wir auf dieses Kapitel auch Jäger und sonstige Tierfreunde aufmerksam machen. Es sind einige

neue Kapitel hinzugefügt, um Sammlern Gelegenheit zu geben, alles ihnen in die Hände kommende Material zu Gunsten der Wissenschaft ausnützen zu können.

Dem geneigten Leser wird vielleicht manchmal auffallen, dass wir mit der gegenwärtigen Aufstellungsweise unserer Museen nicht immer ganz einverstanden sind. Trotzdem eine weitere Auseinandersetzung darüber im II. Teil erfolgen wird, möchten wir doch unsere Ansicht kurz schon hier aussprechen. Wie der Leser finden wird, sind es die rein systematischen Sammlungen, mit denen wir uns nicht befreunden können. Wir haben vor allem immer die zoologischen im Auge. Sie sind nun zwar für die Wissenschaft unentbehrlich, allein nur die ganz grossen, denn der Wert der kleinen, sofern sie nicht Spezialsammlungen sind, ist ihrer Lückenhaftigkeit wegen sehr gering und es sollte daher in dieser Beziehung weit mehr Zentralisation herrschen.

Ueber die Aufstellungsweise dieser grossen Sammlungen möchten wir nicht viel sagen. Es ist zwar schon vielfach auch von Seiten der Gelehrten darauf hingewiesen worden, dass, statt die Tiere auszustopfen, eine Ausstellung derselben aus ästhetischen wie ökonomischen Gründen in Bälgen und Häuten weit zweckmässiger wäre, allein wir müssen es den Gelehrten natürlich ganz überlassen, wie sie ihre Sammlungen aufstellen wollen und heute ist noch die Mehrzahl gegen letzteres. Dass sie in ihrer Aufstellungsweise Fortschritte machen, ist nicht zu leugnen und dass sie darin manchmal zu denselben Ansichten kommen wie wir, können wir zu unserer Freude konstatieren, indem bei dem Neubau des Berliner zoologischen Museums das Arrangement, wie wir es für die Schrankstellung im II. Teil angegeben, mit einigen Modifikationen zum erstenmal zur Ausführung kommt*). Vielleicht werden auch die steifen glatten Bretter und Ständer in kürzerer oder längerer Zeit einmal verbannt. Vielmehr können jedoch diese Sammlungen den Wünschen und Bedürfnissen der Laien nie entgegenkommen, weil der Raum in ihnen stets zu knapp zugemessen sein wird, als dass darin die Pracht und Mannigfaltigkeit der äussern Erscheinung der Tierwelt zur Geltung gebracht werden könnte und doch kann diese nirgends so klar zur Anschauung kommen, als wie in einem Museum. Wie viel anziehender auch die lebenden Tiere im Einzelnen in einem zoologischen Garten sein mögen, in dieser Beziehung können sie eine nach unsern Grundsätzen aufgestellte Sammlung nicht ersetzen. Manche zeigen auch nicht mehr Leben wie ausgestopfte. Deshalb sollten alle kleineren Sammlungen, welche nicht Spezial- oder Fachsammlungen sind, so aufgestellt und zu populären Sammlungen, wie wir sie nennen wollen, gemacht werden.

*) Leipzig, Illustrierte Zeitung, 17. Januar 1885, S. 64.

Die Wissenschaft selbst wird dabei auch nicht am schlechtesten fahren und darin mehr Brauchbares finden, als in den kleinen Nachäffungen der grossen systematischen Sammlungen. Auch die Schulsammlungen würden, abgesehen von einigem Demonstrationsmaterial und guten Abbildungen, an solchen Orten durch die populären Sammlungen vollständig ersetzt werden. Für unsere Kunst aber würde eine Zeit neuer Blüte und grossen Aufschwungs daraus erstehen, und das wäre dringend zu wünschen, denn wie die Verhältnisse heute liegen, möchten wir niemand veranlassen, seine Existenz ganz auf sie zu gründen; denn die wenigen Plätze in der Privatpraxis, welche die auf ihr gründliches Studium zu verwendende Mühe, Talent und Opfer noch einigermassen belohnen, sind mehr als zur Genüge gedeckt. Einige solcher Sammlungen existieren schon und haben wir vielfach für solche zu arbeiten, doch sind das viel zu wenige, als dass sie dem Bedürfnisse des wissbegierigen Publikums genügen können. Es wäre daher eine sehr dankenswerte Aufgabe für naturhistorische Gesellschaften, sowie reiche opferwillige Naturliebhaber, sich der Gründung solcher Sammlungen anzunehmen, zumal das Material dazu mit unsern wachsenden Beziehungen zu fernen Ländern immer leichter zu beschaffen sein wird. Alle diese Punkte werden im II. Teil noch ausführlich erörtert werden, doch wollten wir, bei der Wichtigkeit der Sache nicht verfehlen, schon jetzt darauf aufmerksam zu machen.

Dem Zwecke des Ganzen fanden wir es entsprechend, einzelne Kapitel aus dem II. Bande herüberzuziehen und zu ergänzen, so das Kapitel über Konservierflüssigkeiten, sowie das Sammeln und Präparieren von mikroskopischen Gegenständen, da diese doch für den Sammler von grösster Wichtigkeit sind. Die Kapitel über Sammeln von Embryonen und die Konservation des Gehirnes sind ganz neu, die übrigen, anatomische Untersuchung betreffenden, ergänzt.

Der Atlas wurde im wesentlichen in seiner früheren Form dem Werke wieder beigegeben, besonders auch bezüglich der Vogelstellungen. Es kann zwar nicht unsere Aufgabe sein, für alle Fälle genügende Vorbilder zu liefern, denn jeder Künstler muss sich selbst sein Gestaltungsvermögen, durch Studium der Natur, sowie guter Nachbildungen derselben erwerben; jedoch wird dem Anfänger eine kleine Auswahl charakteristischer Typen gewiss willkommen sein; besonders da sich letztere bei den Vögeln weit weniger nach dem innern anatomischen Bau herausfinden lassen, als dies bei Säugetieren der Fall ist.

Wir fühlen uns noch verpflichtet, den Herren Dr. G. Jäger und Konservator Hodek hier unsern besten Dank auszusprechen für die gütige Ueberlassung ihrer so gediegenen Arbeiten. Mögen die Beobach-

tungen über die Augen recht viele Nachahmer finden, damit über diesen noch wenig kultivierten Zweig der Zoologie mehr Licht verbreitet werde. Zu unserm grossen Bedauern konnten wir nicht die ganzen, die europäischen Tagraubvögel betreffenden Beobachtungen, welche Herr Hodek uns gütigst zur Verfügung gestellt hat, wiedergeben, so interessant dies gewesen wäre, da uns der Raum knapp zugemessen ist.

Weitere nützliche Anschauung über diesen Punkt wird sich der Leser aus dem trefflichen photographischen Werke des Herrn Hodek, das von ihm meisterhaft ausgestopfte Raubvögel zur Darstellung bringt, bilden können (s. Litteratur).

Noch drängt es uns dem geehrten Herrn Verleger unsern wärmsten Dank auszusprechen für die Opferfreudigkeit, mit welcher er uns entgegen kam, indem er in pietätvoller Weise das Andenken unsers teuren Vaters durch Beigabe dessen Bildes zu seinen Werken ehrte.

So übergeben wir das Buch dem Leser und wünschen, dass dasselbe seinen Erwartungen entsprechen, das Andenken an den ersten Schöpfer desselben erhalten und reiche Früchte tragen möge.

Stuttgart, München, im Frühjahr 1886.

Leopold Martin,
Konservator.

Paul Martin,
I. klin. Assistent an der Königl. Central-Tierarzneischule München.

Inhaltsverzeichnis.

Seite

I. Die Lehre von der Konservation.

Die zerstörenden Einflüsse 1
Kälte 2
Hitze 3
Licht 3
Feuchtigkeit 3
Verschimmelung und Vermoderung 4
Fettsäure 4
Fäulnis 4
Das zerstörende Insektenheer 5
Staub und Rauch 5
Die Haut und ihre Konservation 5
Die Zusammensetzung der Haut 6
Der Prozess der Gerbung 8
Die flüssige Konservation 9
Einhüllende Konserviermittel 9
Wasserentziehende Konserviermittel 9
Alkohol und Spiritus 10
Spirituosen und deren Behandlung 11
Glycerin 12
Alaun und Kochsalz 13
Karbolsäure 14
Chromsäure 15
Doppeltchromsaures Kali; Müllersche Flüssigkeit . . . 16
Goodbys Liquor 16
Farrants Liquor 16
Osmiumsäure 16
Pikrinsäure 17
Salpetersäure 17

Seite

Die trockene Konservation 17
Entfettende Konserviermittel 18
Natron, Benzin, Aether, Naphthalin 18
Sublimat 18
Arsenik 19
Arsenikseife von Becouer 19
Arsenigsaures Natron 19
Arsenigsaurer Thon 20
Das Einstäuben mit Arseniklösung 20
Prüfung auf Arsenik 20
Der Arsenik in gesundheitsschädlicher Beziehung . . . 21
Sonstige gesundheitsschädliche Einflüsse beim Präparieren . 21
Vermeintliche Konserviermittel 22
Kampfer, Insektenpulver, Vitriol, Kalk, Dörren etc. . . . 22
Das Balsamieren 22
Wickersheimersche Flüssigkeit 23

II. Die Beobachtung und Jagd der höheren Tiere.

Beobachten und Töten der Tiere 24
Das Notieren und Skizzieren der vergänglichsten Formen und Farben 24
Erste Behandlung der erbeuteten Tiere 25
Das Abschneiden von Köpfen und Geweihen 26
Behandlung bei Versendung auf kürzern Strecken . . . 26
Zeichnen und Malen 27
Photographieren 29

III. Das Präparieren der Tiere.

Grosse Säugetiere 31
Der Aufschnitt 31
Das Abziehen und Reinigen der Haut 32
Kleinere Säugetiere 34
Das Einlegen in Spiritus 36
Das Trocknen, Balgmachen und Rohpräparieren 37
Das Einlegen des Haares in Salzlösung 37
Das Trocknen und Läutern 38
Das Einstreuen mit Salz 38
Präparieren, Konservieren und Aufmachen von Bastgeweihen . 38
Haar- und schuppenlose Tiere 39
Behandlung der Knochen für das Ausstopfen 40
Das Messen der Säugetiere 41
Der grossen Säuger 41
Der mittleren und kleinen Säuger, Strausse, Reptilien und Fische 46
Das Präparieren der Vögel 48
Das Messen der Vögel 48
Der Aufschnitt 50

Seite

Das Abbalgen und Vergiften 51
Das Waschen der Vögel 57
Das Balgmachen 58
Das Präparieren der Kriechtiere, Lurche und Fische . . 61
Das Abbalgen 61
Das Einsetzen in Flüssigkeiten 62
Insektensammeln 63
Das Präparieren der Asseln, Spinnen und Kruster . . . 65
Das Präparieren der niedern Tiere 66
Sammeln und Präparieren mikroskopischer Gegenstände 66
Meeresorganismen der Oberfläche 66
Meeresorganismen des Grundes 67
Süsswasserorganismen 68
Mikrogeologische Sammlungen 68
Bodenproben 69
Lufttrübungen 69
Schmarotzer 69
Aufbewahrung mikroskopischer Gegenstände und zur mikroskopischen Bearbeitung bestimmter Tierteile 70
Das Sammeln anatomischer Gegenstände 73
Die Bereitung von Rohskeletten 73
Untersuchung einzelner Organe 74
Untersuchung des Geschlechts 74
Untersuchung der Backentaschen, des Kropfes und Magens bezüglich der Nahrung 74
Untersuchung des Darmes, der Nasenhöhle, Luftröhre, Lungen und Gehirns bezüglich Parasiten 75
Sammlung von Embryonen höherer Tiere 75
Herausnahme und Konservation des Gehirnes . . . 78
Muskelpräparieren und Abformen 80
Das Abformen von Muskeln etc. 80
Das Abformen nach der Natur 81
Das Abformen von Gehirn 84
Das Abformen von abgehäuteten Köpfen zum Ausstopfen . . 84
Das Abformen von Reptilien und Fischen etc. 85
Das Abnehmen der Leimform 85
Das Malen der Abgüsse 87
Produkte des Tierreiches 87
Eiersammeln 87
Nester und Gespinste 89
Tierfährten und Spuren 90

IV. Pflanzensammeln.

Das Herbarium 92
Pflanzensammeln auf flüssigem Wege 95
Sammeln von Staffagematerial 96

Seite

V. Mineralien- und Petrefaktensammeln.

Geognostische Stücke 97
Petrefakten, das Leimtränken von Knochen 99
Einiges über das Präparieren von ethnographischen Gegenständen 100

VI. Naturaliensammeln auf Reisen.

Zweck und Methode des Beobachtens und Sammelns . 102
Vorbereitungen für die Reise 102
Jäger, Sammler und Naturforscher 104
Auswahl der Objekte 106
Buchführung und Etikettierung 108
Weitere wissenschaftliche Notizen 110
Art der Ausrüstung 116

VII. Zooplastik oder das Ausstopfen der Tiere.

Methoden des Ausstopfens 122
Das Ausstopfen der Säugetiere 124
Die Behandlung der Haut vor dem Ausstopfen und das Fertigpräparieren 124
Das Ausstopfen kleiner Säugetiere 126
Das Ausstopfen mittlerer Säugetiere 129
Das Aufstellen kleiner und mittlerer Säugetiere 130
Das Ausstopfen grosser Tiere 131
Hautmasse und Gestell 131
Das Ueberziehen und Stopfen 133
Vollendung ausgestopfter Tiere 135
Das Ausstopfen der Vögel 136
Das Aufweichen der Bälge 137
Das Ausstopfen 139
Das Aufstellen 143
Vollenden ausgestopfter Vögel 147
Ausstopfen der Bälge 149
Ausstopfen junger Vögel 151
Ausstopfen der Strausse und ihre Behandlung für Skelett und Balg 151
Restauration alter Vögel 152
Das Ausstopfen der Reptilien und Fische 153

VIII. Naturalienhandel und Allgemeines.

Vertrieb von Naturalien 155
Winke für den Ankauf 156
Das Reinigen ausgestopfter Tiere 157
Werkzeuge und Materialien für das Ausstopfen . . 157
Das Vogelauge von E. Hodek 161
Litteratur 172
Erklärung der Tafeln 177

I. Die Lehre von der Konservation.

Die zerstörenden Einflüsse.

Es ist dies ein Kapitel, welches mancher meiner Leser gewiss gerne überschlagen möchte, weil es ihm überflüssig erscheint, während andere in ihm das ABC der ganzen Naturalienpräparation erkennen werden. Letztere haben das Recht auf ihrer Seite und da der Gegenstand für unsere Zwecke noch nirgends in gleicher Weise und gleichem Umfange behandelt worden ist, so wird er um so mehr verdienen, mit einiger Aufmerksamkeit gelesen zu werden.

Alle unsere Bestrebungen, tote Naturalien für die Dauer zu erhalten, müssen auf einer genauen Kenntnis der zerstörenden Einflüsse aufgebaut sein, wenn nicht unsere ganze Mühe vergeblich gewesen sein soll.

Wer, wie ich, mehrere Dezennien hindurch an grossen naturhistorischen Anstalten zu arbeiten Gelegenheit hatte, wird zu der Ueberzeugung gelangt sein, dass ein ganz grosser Teil der oft sehr kostspieligen überseeischen Naturaliensendungen in höchst verdorbenem und oft gänzlich unbrauchbarem Zustande ankommt. Und fragen wir nach den Ursachen dieses Uebelstandes, so finden wir auf der einen Seite die unersättliche Sammelwut unserer meisten Sammlungsvorstände, auf der andern ein geringes Verständnis für praktische Arbeiten, und mangelnde Geduld und Sorgfalt bei den zur Konservation nötigen Vorbereitungen, selbst bei sonst ganz ausgezeichneten und befähigten Leuten.

Hat ein junger naturwissenschaftlich gebildeter Mann sich zu einer überseeischen Reise entschlossen, so hat er gewöhnlich noch so viele Lokal- und Spezialstudien zu absolvieren, dass er vielleicht erst einige Wochen vor der Abreise daran denkt, sich noch praktisch für sein Vorhaben vorzubereiten. Aber die praktischen Manipulationen sind ja meist Dinge, „die sich von selbst verstehen", mit ein paar Stunden abgethan sind und fort geht die Reise. — Nach dieser Schablone ist ein grosser Teil unserer gelehrten Reisenden praktisch ausgebildet

C.

Nr. 542.

Stuttgart am 9ten Maerz 1885.

Vor dem unterzeichneten Standesbeamten erschien heute, der Persönlichkeit nach auf Grund vorgelegten Militär-Passes de dato Ludwigsburg 15. August 1882 anerkannt, der Thierarzt Paul Martin,

wohnhaft zu München,

und zeigte an, daß sein Vater, der Präparator Leopold Martin,

69 Jahre alt evangelischer Religion,

wohnhaft zu Berg, Werderstraße 9.

geboren zu Gnadenberg in Schlesien, verheirathet gewesen mit der noch lebenden Valesca, geborne Beck in Berg

Sohn der verstorbenen Feinbäckers-Eheleute - Vornamen des Vaters unbekannt - Martin und Sofie geborne Zwicken Gnadenberg

zu Berg Werderstraße 9.

am sieben ten Maerz

des Jahres tausend acht hundert achtzig und fünf

Abends um zehn Uhr

verstorben sei.

Vorgelesen, genehmigt und unterschrieben

Paul Martin

Der Standesbeamte.

In Vertretung: Häge

Die Uebereinstimmung mit dem Hauptregister beglaubigt.

Stuttgart am 9 ten Maerz 1885.

Der Standesbeamte.

In Vertretung: Häge

Die Post erscheint wochentäglich
in erster Ausgabe (für die städtischen Abonnenten und diejenigen der näheren Umgebung Berlins, sowie der Vorortmeierschen Zug) um 4½ Uhr Morgens,
in zweiter Ausgabe mit Nachtrag aller bis dahin noch eingetroffenen Nachrichten (für diejenigen Abonnenten, deren Exemplare mit den nach 7 Uhr Abends abgehenden Eisenbahnzügen befördert werden) um 6½ Uhr Abends.
Sonntag Nachmittags nur in einer Ausgabe um 4½ Uhr.

Nr. 280. — 2. Ausgabe.

Die Post.

Abonnementspreis für Berlin frei ins Haus vierteljährlich 6 R.-M., monatlich 2 R.-M. Für ganz Deutschland und Oesterreich bei freier Postlieferung 6 R.-M. Für außerhalb nehmen Bestellungen alle Postanstalten des In- und Auslandes an. Für Berlin und Charlottenburg die Expedition S.W. Zimmerstr. 44, sowie sämmtliche Zeitungs-Spediteure. Für Potsdam: „Allg. Preußische Post“ Friedrichstraße, Ecke 19. Für Brandenburg: H. Gotzeber, Neue Str.

Insertionspreis: Für die fünfspaltige Petit-Zeile oder deren Raum 40 Pf., an bevorzugter Stelle 1—3 R.-M.

Unverlangte Manuscripte werden nicht zurückgesandt.

III. Jahrgang. Druck und Verlag der Post, Stuffer & Co. Donnerstag, den 10. Oktober 1878. Redakteur: Dr. Stuffer. Nr. 280.

Telegraphische Korrespondenzen.

Heute eingetroffene Depeschen.

Sprechsaal.

Zur Konservirung der Baudenkmäler.

Wir erhalten von geschätzter Hand folgende Zuschrift: In einer der letzten Nummern der Post fand ich unter der Rubrik „Sprechsaal“ einen trefflichen kleinen Artikel, der die Frage aufwirft, ob nicht den Zerstörungen mittelalterlicher Bauwerke, wie sie in Augsburg und Nürnberg und neuerdings in Straßburg wirklich zur Schmach des deutschen Namens vorgekommen sind durch Eingreifen des Reichstages gesteuert werden könne. Diese Worte regen in mir einen Gedanken aufs Neue an, der mich schon oft beschäftigt hat und den ich Ihnen zu weiterer Verwerthung aussprechen möchte: ob es thunlich wäre, einen Verein zu gründen mit der Ausdehnung über ganz Deutschland, der es sich zur Aufgabe machte, den Verwüstungen, die seit Jahrzehnten an alterthümlichen Baudenkmälern und ebenso an landschaftlichen Schönheiten verübt werden und zum großen Theil staatlich sanktionirt sind, wirksam entgegenzutreten. Ich denke hier nicht nur an das geradezu unerhörte Vorgehen in Nürnberg, sondern z. B. auch an die schmähliche Art, wie die Ruine Lahneck, der gegenüber Göthe's „Geistesgruß“ bekanntlich entstand, von einem Engländer erworben und im Stil eines Kartenhauses ausgebaut worden, wie man die Ebernburg bei Münster am Stein zu einer Restauration umgeschaffen hat, wie man überhaupt an allen möglichen Stellen Wirthshäuser für das große Publikum anlegt, wo diese den poetischen Eindruck, den die Umgebung ohne sie machen würde, geradezu zerstören. Das Beispiel dafür, daß die Natur unter der Firma, sie den Besuchern zugänglich zu machen, alles dessen entkleidet wird, was sie für einen feineren Sinn recht eigentlich des Besuchens werth macht, ist ja Lezion, wie alle die Gegenden beweisen, die als Reiseziele in der Mode sind. Aber auch die vorgebliche Rücksicht auf praktischen Vortheil zerstört ebenso planmäßig, wie in Wahrheit ohne damit irgend welchen Nutzen zu schaffen, die landschaftliche Schönheit und Eigenthümlichkeit mancher Gegenden. Ein schlagendes Beispiel hierfür bietet die Handhabung der Verkoppelungsvorschriften im Braunschweigischen. So wenig man gegen die Idee des Zusammenlegens der Ländereien zum Zweck besserer Bewirthschaftung, gegen die Anlage von Entwässerungszügen und dergl. unter gewissen Verhältnissen wird einwenden können, so aberwitzig und barbarisch ist der Terrorismus der geraden Linie, dem das Verfahren in praxi hierbei unterworfen ist. Nicht allein, daß die anmuthigste Landschaft durch die absolute Geradlinigkeit der Forstgrenzen, der Koppelwege, der rektifizirten Bäche geradezu verstümmelt und in eine häßliche verwandelt wird, es wird gutes Land verschwendet, statt schlechtes zu einem Fahrwege zu benutzen, nur um die gerade Linie herzustellen, man führt die Bäche durch Terrains, wo sie bei dem ersten Winteranschwellen Alles mit sich fortreißen müssen, nur um ihnen ihre natürliche Krümmung nicht zu lassen, man läßt lieber Getreide auf steinigen Vorsprüngen sich kümmerlich durchquälen, als daß man dem Wald erlaubte, mit einer Zunge über vorschriftsmäßige gerade Grenzen hinauszureichen. Und das Alles im Wesentlichen nur der Bequemlichkeit im Rechnen zu Liebe für die Herren Geometer! Ebenso ist das Ausroden der Hecken und einzelner Bäume in den Feldmarken, das die Gemeinheitstheilungen zur Folge haben, im höchsten Grade zu beklagen, nicht allein um der Kahlheit willen, so weit sie den landschaftlichen Eindruck schädigt, sondern auch deshalb, weil damit den Singvögeln ihre Nist- und Winterzufluchtsstätten entzogen werden. In allen diesen Fällen könnte eingegriffen werden, ohne damit dem praktischen Gesichtspunkt im Geringsten zu nahe zu treten; aber der Einzelne ist freilich zu schwach, wie Schreiber dieses aus Erfahrung weiß, um auch nur an einer einzelnen Stelle dem Ueberfluthen des rücksichtslosen Nivellirungssystems mit vollem Erfolg entgegenwirken zu können. Auf der anderen Seite ist doch kaum anzunehmen, daß nicht in dem gesammten deutschen Ländergebiet noch eine beträchtliche Anzahl solcher Menschen — auch einflußreiche Persönlichkeiten — sich finden sollten, die ein solches Treiben von Herzen verabscheuen. Sollte es nicht möglich sein, sie zu sammeln, und mit vereinten Kräften Besserung anzustreben?

---

gezogen, und sich wohl gar als die einer ungerechten Verfolgungswuth

Bestrebungen der Sozialdemokratie gegen das Gesetz, dessen Grenzen er nicht

Ueber das Verhältniß des modernen Lebens zur Natur.

Seit einiger Zeit durchläuft die öffentlichen Blätter eine Notiz des Inhalts: es sei der Plan gefaßt worden, auf den Drachenfels, den berühmtesten Punkt des rheinischen Siebengebirges, eine Eisenbahn nach dem Muster der Rigibahn zu bauen; das Project nähere sich jetzt seiner Verwirklichung, die Vorarbeiten seien bereits begonnen und die obrigkeitliche Concession werde dem Unternehmen hoffentlich nicht fehlen. Dies Alles natürlich, ohne daß bis heute irgendwo nur eine leiseste Andeutung darüber laut geworden wäre, daß das angepriesene Unternehmen auch eine Kehrseite haben könnte.

Mit der Natur und den Denkmälern der Geschichte, die in gewissem Sinne, so weit sie malerisch und poetisch wirken, als ein Stück Natur gelten können, wird heutzutage ein eigenthümliches Doppelspiel getrieben. Auf der einen Seite ignorirt man ihre Reize und tritt sie in grausamer Rücksichtslosigkeit um des materiellen Vortheils willen mit Füßen. Im Plauenschen Grund bei Dresden, dessen Lieblichkeit einst Wilhelm Müller zu seinen reizenden Frühlingsgedichten begeisterte, ist im Lauf der Jahre ein Wald von Fabrikschornsteinen aus dem Boden emporgewachsen, die mit ihrem Qualm allen Duft der Poesie längst hinweggeräuchert haben, deren garstige, himmelhoch hinausgereckte Geradlinigkeit allem Malerischen Hohn spricht. Durch jedes noch so schöne, stille Gebirgsthal läßt man die Lokomotive sausen und pfeifen, um eine möglichst abgekürzte Route zwischen zwei entfernten Punkten zu haben; oder man legt den Schienenstrang so, daß er, wie an der „Loreley", die herrlichsten Felsenprofile durchbricht.

Kaum eine einzige kleinere oder mittelgroße deutsche Stadt ferner, deren behaglichem Charakter nicht geradezu ins Gesicht geschlagen würde durch die Plattheit, mit der sich allerlei moderne Bauspeculation mitten zwischen die gemüthvolle Architektur der alten Zeit drängt. Die alten Umwallungen werden planirt; ja selbst in Nürnberg, das vor allen übrigen

bisher den Charakter des Mittelalterlichen bewahrt hatte, dessen Name deshalb in ganz Deutschland mit Ehrfurcht und Stolz genannt werden durfte, reißt man die mächtigen Stadtmauern mit ihren Thoren und Thürmen nieder, angeblich um dem Luftzug freieren Zutritt zur inneren Stadt zu verschaffen (was mit ein paar Durchbrechungen erreicht sein würde), in Wahrheit um Baustellen zu gewinnen, deren Verkauf bedeutende Summen Geldes einbringt.

Das Malerische und Poetische der Landschaft entsteht, wo ihre Elemente zu zwangloser Mischung verbunden sind, wie die Natur und das langsame Walten der Geschichte sie hat werden lassen. Je plötzlicher und gewaltsamer eine abstracte Theorie diesem Gewordenen aufgezwängt wird, je mathematischer sie verfährt, je radicaler sie die Scheidung jener Elemente in einzelne Kategorien vollzieht, die einem bestimmten praktischen Zweck dienen, um so sicherer vernichtet sie auch alle Physiognomie, allen Reiz individuellen Lebens. In Nord- und Mitteldeutschland ist man in diesem Sinn bemüht, gelegentlich der Verkoppelungen*) und Gemeinheitstheilungen das bunte, anmuthige Land zu einem möglichst kahlen, glatt geschorenen, regelmäßig geviertheilten Landkartenschema umzuarbeiten. Jede vorspringende Waldspitze wird dem Gedanken der bequemen geraden Linie zu Liebe rasirt, jede Wiese, die sich in das Gehölz hineinzieht, vollgepflanzt, auch im Inneren der Forsten keine Lichtung, keine Waldwiese, auf die das Wild heraustreten könnte, mehr geduldet. Die Bäche, die die Unart haben, in gewundenem Lauf sich dahinzuschlängeln, müssen sich bequemen, in Gräben geradeaus zu fließen. Der Begriff des Feldweges, als eines Fußpfades, der sich in ungekünstelter Linie bald zwischen wogenden Aehren, bald über ein Stück Wiese dahinzieht, wie ihn im Laufe der Jahrzehnte und Jahrhunderte das Bedürfniß hat werden lassen, hört für die Wirklichkeit auf zu existiren. Herrman und Dorothea treffen einander zukünftig auf dem „Koppelweg", d. h. einem endlos in schnurgerader Richtung das ebene oder unebene Terrain durchschneidenden Ackerfuhrweg von 10—20 Meter Breite, dem sein alter ego, der „Koppelgraben", das moderne Substitut für den ehemaligen Wiesenbach, getreulich zur Seite läuft. Bei der rechtwinkligen Eintheilung der Grundstücke fallen dann auch alle Hecken und einzelnen Bäume oder Büsche, die ehedem auf den Feldmarken standen, der Axt zum Opfer. Daß die Heerde und der Hirt verschwinden, ist die unmittelbare Folge der Gemeinheitstheilungen. Damit fällt das Bedürfniß nach schützender Einfriedigung der Wiesen und

*) Zusammenlegungen der bäuerlichen Grundstücke zum Zweck bequemerer Bewirthschaftung.

Aecker, die Nöthigung, neue Hecken anzupflanzen, fort und so ist dafür gesorgt, daß weder der Wanderer oder Arbeiter einen hübschen, schattigen Platz findet um auszuruhen, noch der Singvogel eine Stelle, an der er nisten mag.

In dem Allen offenbart sich ein schonungsloser Realismus, der da, wo das Aufopfern der ästhetischen Rücksicht mit nur einigem Verständniß und ebenso viel gutem Willen zu vermeiden gewesen wäre, Barbarei genannt zu werden verdient, dessen Berechtigung aber in vielen anderen Fällen, wo eine dringende praktische Forderung dem Anspruch des Gemüths gegenüber steht, kaum wird angezweifelt werden können.

In scheinbarem Gegensatz hierzu steht es, wenn auf der anderen Seite zugestanden werden muß, daß vom Naturgenuß, vom Reisen in jeder Form und nach jedem erdenklichen Ziel noch niemals in der Welt so viel die Rede gewesen ist, als in unseren Tagen. Der Begriff des „Touristen" ist ein durchaus moderner. Aber, daß man einen solchen Begriff hat, daß man einen Sammelnamen erfindet für eine Gattung von Leuten, deren gemeinsames charakteristisches Merkmal in nichts Anderem besteht als darin, daß sie alle möglichen Schönheiten und Merkwürdigkeiten der Welt zu ihrem Amüsement aufsuchen und absuchen: dieser fatale Beigeschmack der Geschäftsmäßigkeit im Genießen, der dem Ausdruck anhaftet, deutet schon zur Genüge an, was von jener vermeintlichen größeren Verbreitung und Steigerung des ästhetischen Sinnes zu halten ist. Freilich man bietet die Romantik in jeder Zeitung, in hunderttausenden von rotheingebundenen Büchern aus, aber man vergißt, daß die Schönheit, die auf öffentlicher Gasse feilgeboten wird, bereits ihren wahren Werth verloren hat. Man feiert die Natur, aber man feiert sie, indem man sie prostituirt.

Ein vielgenannter, für seine Virtuosität im Reclamemachen übelberüchtigter Impresario drang wiederholt in einen unserer vornehmsten Künstler, sich einmal seinem Unternehmen anzuschließen. Als dieser ihn endlich damit abfertigen wollte, daß er ihm geradezu seinen Widerwillen gegen alles marktschreierische Anpreisen bekannte, suchte Jener ihn damit zu beschwichtigen, daß er ihm versicherte, er verfahre mit Jedem ganz nach seiner Individualität: von ihm werde er in den Ankündigungen nur sprechen als „von dem Edlen, dem Bescheidenen, dem Zurückhaltenden". Ganz auf dasselbe läuft es hinaus, wenn man für das „Idyllische" oder „Romantische" Reclame macht.

Eine wahre Manie hat die Welt ergriffen, die Natur in ihrem eigensten Wesen zu zerstören unter dem Vorgeben, daß man sie dem Genuß zugänglich machen will: eine Manie, ähnlich der Thorheit der

Kinder, die die rechte Freude an ihrem Spielwerk darin suchen, daß sie es zerbrechen.

Damit die Romantik der Heidelberger Schloßruine vollends zu jeder Tages- und Nachtzeit bequem gewürdigt werden könne, errichtet man zu allen bereits vorhandenen Restaurationslokalen noch ein Riesenhotel unmittelbar im Angesicht dieser Herrlichkeit. Nicht genug, daß ein Hotel durch sein Dasein überhaupt die Stätte schändet: das in Rede stehende Exemplar theilt zugleich mit den meisten seines Geschlechts die ausgesuchteste Nüchternheit, die hohlste Renommisterei des Styls. Niemals, auch dann nicht, wenn es selbst zur Ruine geworden ist, wird es einen erträglichen Anblick bieten; dafür sorgt die Magerkeit und Eintönigkeit seiner Grundformen, die Unsolidität des Materials. So bleibt also nur die eine Gewißheit, daß es sich in seiner Abgeschmacktheit allezeit breit genug machen wird, um nicht übersehen werden zu können.

Die wilde Einsamkeit des Bodethals im Harz soll „genossen" werden, und man baut zu besserer Erreichung dieses Zwecks colossale Gasthäuser oben und unten, macht aus dem alten, steilen, steinigen Fußpfad, der ehedem durch das Geröll zur Thalsohle führte, einen mit gelbem Kies bestreuten säuberlichen Promenadenzickzackweg, auf dem Jeder bequem auf- und abschlendern kann, führt über den schmalen reißenden Bach anstatt der ehemaligen schwanken Stege schwere, massige, hochgeländrige, mit hellbraunem Oelanstrich weithin leuchtende Brücken, deren Solidität auch von dem furchtsamsten Mädchen nicht mehr angezweifelt werden kann, und hat dann die Genugthuung, daß, so lange es gutes Wetter giebt, in billigen Extrazügen die Magdeburger, Leipziger und Berliner u. s. w. zu hunderten, oft tausenden herangeschwemmt werden, um sich wie ein zweiter Strom das enge Thal hinaufzuwälzen.

In dieselbe Kategorie des Naturkultus gehört auch der Plan, für den man, wie Eingangs berichtet worden ist, gerade augenblicklich Propaganda macht. Man will den Drachenfels, den man bereits zu Fuß, zu Pferde, zu Esel und zu Wagen in kurzer Zeit bequem ersteigen kann, auch noch mit einer Eisenbahn beschenken, damit unter dem allgemeinen Getümmel endlich auch der letzte Rest der Poesie, die Berg und Ruine ehedem umfloß, erstickt werde und verstumme.

Es ist offenbar: die beiden scheinbar entgegengesetzten Tendenzen der Zeit, hier das völlig gleichgültige Hinopfern der Schönheit im Drange praktischer Bestrebungen, dort das Ausbeutungs- und Abnutzungssystem des Touristenwesens berühren sich ebenso sehr im Resultat, als sie der nämlichen Wurzel entstammen, einer mehr und mehr ausschließlichen Herrschaft realistischer Lebensauffassung, deren natürliches Gegenbild zu-

nehmende Grobsinnigkeit und Stumpfsinnigkeit auf idealem Gebiet sein muß.

Der Kellner auf dem Rigi fragt: „Wie befehlen Sie? Zuerst Souper und dann Sonnenuntergang, oder in umgekehrter Reihenfolge? Für beide Eventualitäten ist gesorgt." Der Sonnenuntergang rangirt neben Hummersalat und Champagner, Billardspiel und Conversation als einer der verschiedenen Artikel, die dazu bestimmt sind, dem Menschen auf amüsante Weise die Zeit todtschlagen zu helfen. Das erhabene Bild der Alpenkette hat den Rahmen für das elegante Treiben herzuleihen; es wird zur Decoration herabgewürdigt. Schließlich kommt kaum mehr allzuviel darauf an, ob der Effect von der Natur producirt oder mit Hülfe von Pappe, Farbentöpfen und allerhand Beleuchtungsapparaten künstlich hergestellt ist.

Die Schweiz ist das Musterland für den geschäftsmäßigen Betrieb des Naturgenießens. Sie steht nicht nur in Beziehung auf die Menge und Großartigkeit der Hotels, das Raffinement ihrer inneren Einrichtung, die Ausbeutung jeder irgendwie auffallenden einzelnen Natur-Erscheinung zum Zweck des Gelderwerbes obenan, sie hat ebenso im ausgedehntesten Maße und mit der geschicktesten Berechnung für das prompte Ineinandergreifen aller Beförderungen von einem Ort zum andern, für das Auskaufen und Sparen der Minuten gesorgt, so daß ihr denn auch der Ruhm zufällt, die erste Eisenbahn gebaut zu haben, die mit Hülfe einer besonders hierfür erfundenen Construction gerades Weges einen hohen Berg hinanführt. Der Rigi ist durch die Bahn, die im Sommer tagtäglich ganze Schwärme von Touristen jeder Nationalität, jedes Standes, Geschlechts und Alters den Berg heraufschleppt, noch mehr, als er es bereits war, zu einem Rendezvous-Platz der europäischen Gesellschaft geworden. Wenn Abends nicht ein Blick aus den Fenstern darüber belehrte, welche Höhe man erstiegen hat, so könnte man ebensogut meinen, man befände sich in einem der großen Hotels von Berlin, Paris oder welcher anderen Großstadt. Mag man sich freuen, daß es vermittelst dieser Eisenbahn Schwachen, Alten und Kranken ermöglicht worden ist, einmal Hochalpenluft zu trinken (wenn auch in unmittelbarer Nachbarschaft von Salonparfüm und Locomotivendampf); mag man ferner zugestehen, daß ein besonders ausgehungertes Gemüth auch unter so erschwerenden Umständen immer noch ein Plätzchen, einen Augenblick finden wird, wo es sich dem gewaltigen Eindruck des Panoramas ungestört hinzugeben vermag: im Großen und Ganzen bleibt es doch wahr, daß man den Rigi zu *vermeiden* hat, wenn man Natur haben will. Es ist hier wirklich gelungen, vor lauter Zurüstungen für den Naturgenuß so

gut wie gar keine Gelegenheit übrig zu lassen, um im wahren Sinne des Wortes „Natur" zu genießen.

Doch die Schweiz ist groß und wenn es auch an den meisten ihrer weltberühmten Punkte in Interlaken, am Gießbach, auf der Wengernalp, im Chamounix-Thal u. s. w. um Nichts besser steht, die Dimensionen der Alpen sind so ungeheure, die Frische ihrer Hochgebirgsnatur ist eine so tiefgrundige, daß es schwer halten möchte, sie in der That zu erschöpfen. Schlimmer sind unsere kleinen mitteldeutschen Gebirge daran. Hier ist das Verderben, wo es einmal Platz greift, radikaler und fühlbarer, weil das Einzelne näher zusammenrückt, weil man nicht, wie in den Alpen, rechts und links ausweichen kann. So sind gewisse hervorragende Partieen des Harzes, der sächsischen Schweiz, des Thüringer Waldes, der Rheingegenden zum Besten der Touristen und Sommerfrischler schon längst total verdorben; ihre Ursprünglichkeit ist bis auf die Neige vernichtet; der Rest aber dessen, was noch einigermaßen verschont geblieben, wird von Jahr zu Jahr kleiner.

Und was kommt für die Menschheit im Allgemeinen bei dieser Praxis heraus? — Sind wir poetischer, idealer geworden, seit das Reisen en masse in die Mode gekommen ist? Man müßte blind sein oder der Wahrheit geflissentlich den Rücken kehren, wenn man nicht zugeben wollte, daß gerade das Gegentheil der Fall ist. Die Majorität aus allen Schichten der Gesellschaft ist und bleibt trivial. Wenn diese Leute auf Reisen gehen, so wollen sie im Grunde nichts als einmal eine Veränderung des Lokals, um dann draußen dasselbe Treiben fortzusetzen, das sie zu Hause verlassen haben. Wer das nicht glauben will, der beobachte das Publikum, das die Fest- und Sonntagsextrazüge z. B. in den Harz transportiren. Wohl werden sich Ausnahmen finden. Bei den Meisten aber handelt es sich nur um eine Kneiperei in veränderter Form, höchstens zugleich um eine Befriedigung der Neugier. Hier wie dort dieselben Nichtigkeiten im Kopf und auf der Zunge, derselbe Plunder von Eitelkeit, Leichtfertigkeit, Albernheit, rein äußerlicher Vergnügungssucht; das Alles ist mit auf die Reise gegangen, und macht sich in freier Luft nur um so widerlicher breit. Ist es schön und richtig, daß zum Besten dieser Leute, für die ein brillanter Kaffeegarten vor der Stadt mit bunten Lampions, guter Küche, gutem Getränk und Tanzmusik der ganz entsprechende Aufenthalt wäre, eine Stelle wie das Roßtrappenthal banalisirt wird? Alle die Zurüstungen, die gemacht werden müssen, um solchem Publikum gefällig zu sein, alle die Spuren, die es zurückläßt, verwischen den ursprünglichen Charakter einer Gegend so vollständig, drücken ihr so deutlich das Gepräge des Entweihten, Verbrauchten auf, daß es einem

feineren Sinn kaum gelingen wird, unter dem Bann dieser Eindrücke noch einigermaßen Empfänglichkeit für das zu bewahren, was nicht zerstört werden konnte. — Eine andere Gattung wiederum schwätzt und thut entzückt über das Idyllische einfacher, ländlicher Verhältnisse, und ist doch so wenig fähig, sich der erfrischenden Gesundheit solcher Eindrücke in Wahrheit hinzugeben, daß sie, statt der eigenen Verwöhnung Zwang anzuthun, für sich selbst den Anspruch erhebt, von all dem Apparat umgeben zu bleiben, den die Befriedigung verfeinerter Lebensbedürfnisse fordert, bis sie es glücklich soweit gebracht hat, daß Dank der ganzen importirten Wirthschaft die ursprüngliche Einfalt entweder völlig vernichtet ist oder halb erheuchelt fortbesteht.

Gewiß, ein Lehrling ehedem, der auf die Wanderschaft ging, ein Student, der zu Fuß die Welt durchstreifte, soweit Ferienzeit und Geldbeutel ihn kommen ließen, erfuhr mehr von Land und Leuten als ein heutiger Tourist, der sich auf Vermittelung von Stange's Reisebureau bis an die Enden der Lybien hat schieben lassen. Auch für die Gesundheit ist der Ertrag der modernen Reisemethode meistens nicht allzu groß; die Hast unterwegs verzehrt die Hälfte, der Rest von Erfrischung wird in dem Räderwerk des städtischen Getriebes nur allzu bald wieder zerrieben. Und — last not least — die ansässige Bevölkerung aller der Ortschaften und Distrikte, die dem Fremdenverkehr im großen Styl verfallen, trägt trotz des Geldes, das plötzlich von außen zuströmt, im Grunde nicht Gewinn sondern Schaden davon. Die neue Art des Erwerbens, die sich hier aufthut, ist theils eine zu unsichere, theils eine zu leichte; sie hat Etwas vom Spielgewinnst an sich. Zusehends lenkt damit die sociale Entwickelung auf faule, ungesunde Bahnen. Von einer gedeihlichen geistigen Einwirkung, die sich von den Gästen her dem Landvolk mittheilte, ist natürlich ebensowenig die Rede. Der Landmann pflegt nicht bewußt poetisch zu sein, obwohl ihn, ohne daß er sich darüber Rechenschaft geben mag, der Zauber der Natur, die ihn umgiebt, mit tausend Fäden festhält. Man würde aber sehr irren, wenn man meinte, die Touristenschwärmer mit ihrer Naturbewunderung brächten ihm nun die noch fehlende ästhetische Aufklärung, machten ihm seine Heimath etwa theuerer. Im Gegentheil: die Fremden machen ihm das Eigene fremd. Mit der ächten Liebe ist es vorbei, wenn der Gegenstand dieser Liebe zur Buhlerin geworden ist, die sich Jedem preisgiebt, dem darum zu thun ist, sie auf ihre Reize hin anzugaffen. Das hohle Treiben der Vergnüglinge wird den Leuten Anfangs halb unverständlich, halb verächtlich erscheinen; allmählich verstricken sie sich selbst hinein, und so gesellt sich zur Unsolidität der materiellen Existenz als zweite Frucht die sittliche Verkommenheit.

Ueber die rechte Art, wie die Natur in der Landschaft, in den Denkmälern der Vergangenheit u. s. w. empfunden werden kann und soll, hat Schiller im Eingang seines Aufsatzes „über naive und sentimentalische Dichtung" ein paar Andeutungen gegeben, die als wahrhaft goldene Worte hier ihre Stelle finden mögen. Er sagt:

„Es giebt Augenblicke in unserem Leben, wo wir der Natur in Pflanzen, Mineralien, Thieren, Landschaften, sowie der menschlichen Natur in Kindern, in den Sitten des Landvolks und der Urwelt, nicht weil sie unseren Sinnen wohlthut, auch nicht, weil sie unseren Verstand oder Geschmack befriedigt (von beiden kann oft das Gegentheil stattfinden) sondern blos weil sie Natur ist, eine Art von Liebe und von rührender Achtung widmen. Jeder feinere Mensch, dem es nicht ganz und gar an Empfindung fehlt, erfährt dieses, wenn er im Freien wandelt, wenn er auf dem Lande lebt, oder sich bei den Denkmälern der alten Zeiten verweilet, kurz, wenn er in künstlichen Verhältnissen und Situationen mit dem Anblick der einfältigen Natur überrascht wird. Dieses nicht selten zum Bedürfniß erhöhte Interesse ist es, was vielen unserer Liebhabereien für Blumen und Thiere, für einfache Gärten, für Spaziergänge, für das Land und seine Bewohner, für manche Produkte des fernen Alterthums und dergleichen zum Grund liegt; vorausgesetzt, daß weder Affektation, noch sonst ein zufälliges Interesse dabei im Spiele sei. . . ."

„Es sind nicht diese Gegenstände, es ist eine durch sie dargestellte Idee, was wir in ihnen lieben. Wir lieben in ihnen das stille schaffende Leben, das ruhige Wirken aus sich selbst, das Dasein nach eigenen Gesetzen, die innere Nothwendigkeit, die ewige Einheit mit sich selbst. Sie sind, was wir waren; sie sind, was wir wieder werden sollen. Wir waren Natur, wie sie, und unsere Kultur soll uns auf dem Wege der Vernunft und der Freiheit zur Natur zurückführen. Sie sind also zugleich Darstellung unserer verlorenen Kindheit, die uns ewig das Theuerste bleibt; daher sie uns mit einer gewissen Wehmuth erfüllen. Zugleich sind sie Darstellungen unserer höchsten Vollendung im Ideale, daher sie uns in eine erhabene Rührung versetzen. . . .

Da sich dieses Interesse für Natur auf eine Idee gründet, so kann es sich nur in Gemüthern zeigen, welche für Ideen empfänglich sind, d. h. in moralischen. Bei weitem die mehrsten Menschen affektiren es blos, und die Allgemeinheit dieses sentimentalischen Geschmacks zu unseren Zeiten, welcher sich, besonders seit der Erscheinung gewisser Schriften, in empfindsamen Reisen, dergleichen Gärten, Spaziergängen und anderen Liebhabereien dieser Art äußert, ist noch ganz und gar kein Beweis für die Allgemeinheit dieser Empfindungsweise."

Der Gesichtspunkt, von dem Schiller hier ausgeht, ist der entscheidende: er betont die moralische Seite der Naturempfindung. Ohne sie wird das nur Aesthetische darin mehr und mehr entwerthet; das Gefühl büßt dasjenige Element ein, was ihm recht eigentlich Tiefe und Adel verleiht; ja wir erleben es, wie dies ästhetische Genießen, wo ihm jener Hintergrund fehlt, allmählich bis zur völligen Verschwisterung mit dem rein materiellen herabsinkt.

Soll aber die Natur moralisch, d. h. reinigend und erhebend wirken, so muß sie vor Allem selbst unentweihte, unverfälschte Natur geblieben sein. „Könnte man einer gemachten Blume", so heißt es an derselben Stelle bei Schiller, „den Schein der Natur mit der vollkommensten Täuschung geben, ... so würde die Entdeckung, daß es Nachahmung sei, das Gefühl, von dem die Rede ist, gänzlich vernichten."

Nichts ist charakteristischer für den Durchschnittsstandpunkt der heutigen Naturschwärmer, als daß man beispielsweise im Radauthal einen großen künstlichen Wasserfall anlegt oder den Gießbach mit bengalischen Flammen beleuchtet.

Die Gelegenheiten zu einer wahrhaft reinen, ungetrübten Wirkung der Natur auf das Gemüth werden in immer beschränktere Räume zurückgedrängt. Die Bewegung, die dahin treibt, ist von den verschiedensten Seiten her eine übermächtige. Der Conflict zwischen realen und idealen Interessen hat sich in unserem Zeitalter zu einer Schärfe zugespitzt, von der man ehedem nichts wußte. Der Charakter der Arbeit, auch der scheinbar nüchternsten des Alltagslebens, war noch vor wenigen Menschenaltern ein solcher, daß er irgendwie eine künstlerische Verklärung zuließ. Die Maschine mit Allem, was in unmittelbarer Beziehung zu ihr steht, schließt diese Möglichkeit schlechterdings aus. Die Mühle, die Schmiede wird zum malerischen Motiv in der Landschaft. Die Fabrik ist und bleibt — aller Menzel'schen Virtuosität zum Trotz — nüchtern und häßlich. Das Handwerk, der Ackerbau in seiner alten patriarchalischen Form läßt sich besingen. Das Maschinenwesen in Verse zu bringen, wird Niemandem beifallen; wenigstens würden die Verse keine Poesie ergeben. Dort bleibt eben individuelle Lebensbethätigung; hier ist das Subject selbst völlig indifferent geworden: es dient nur dazu, den fertigen Mechanismus, d. h. ein an sich Todtes, äußerlich in Bewegung zu setzen. Und — „es schauert Leben vor dem Tod"; die Schönheit des natürlichen Lebens weist jede organische Verbindung mit diesen Dingen zu einer poetischen Gesammterscheinung unerbittlich zurück.

Doch die Errungenschaften der modernen Entwickelung auf technischem Gebiet verdienen als solche so viel Bewunderung, sind trotz des Fluches

der Unschönheit, der auf ihnen lastet, ja trotz weit größerer Uebel, die sich an ihre Sohlen heften, zugleich in ihren positiven Wirkungen von so außerordentlicher Tragweite, daß jeder Widerstand, der sich im Allgemeinen gegen sie auflehnen wollte, ohne Gnade an der Gewalt der Thatsachen zerschellen müßte. Ebenso fordert das unnatürliche, ja ungeheuerliche und gefährliche Wachsen der Großstädte, das mit jener Entwickelung zusammenhängt, so gebieterisch eine Rückwirkung heraus, daß es nicht nur vergeblich, sondern auch grausam wäre, wollte man *allen* den Veranstaltungen entgegentreten, die es den gequälten, eingepferchten und verdumpften Menschen erleichtern, sich einmal in freier Natur zu erfrischen. Hat doch auch der Bruchtheil der wahrhaft Empfänglichen und Bedürftigen sein Maß an Naturfreude vielfach geradezu jenen Veranstaltungen zu danken, die auf geringe Baarschaft an Geld und Zeit Rücksicht nehmen.

Eines ruft das Andere, Ursachen und Wirkungen haben sich zu einem dichten, fast unentwirrbaren Gewebe verschlungen, und so wird eine eigentliche Lösung des Problems, beiden Seiten in *vollem* Maße gerecht zu werden, nicht mehr zu finden sein.

Ist aber das Vollkommene nicht zu erreichen, so schließt das nicht aus, daß geschieht, was geschehen kann; und es kann *Viel* geschehen.

Ein namenlos einseitiges Hervorkehren der materiellen Gesichtspunkte, ein völliges Ignoriren der idealen ist längst in der Behandlung aller hierher gehörigen Fragen an der Tagesordnung. Dieser Einseitigkeit müßte endlich ein Ende gemacht werden. Es müßten vor Allem alle diejenigen, denen irgendwie Macht und Beruf gegeben ist, in die Entwicklung der öffentlichen Angelegenheiten wirksam einzugreifen, lebendiger davon durchdrungen werden, daß es hier gilt, nicht nur mit dem Strom zu schwimmen, sondern ebenso sehr, wo es angezeigt ist, ihm einen Damm entgegenzusetzen; nicht nur zu fördern, was die laute Stimme der Majorität im Augenblick begehrt, sondern auch zu sorgen, daß der berechtigte Anspruch der Minderzahl nicht ohne Noth mit Füßen getreten werde, daß die Uebergriffe des derben Geistes der Zeit nicht in das Maßlose hinauswachsen.

In manchem Einzelnen können unsere Nachbarn uns zum Vorbild dienen. Frankreich ist uns in der verständnißvollen Erhaltung und Inventarisirung aller, auch der kleinsten Reste alterthümlicher Architektur weit voraus. Die Pietät der Engländer vor den Denkmälern ihrer Vergangenheit ist bekannt; die Feinsinnigkeit, mit der sie auf dem Lande wirthschaftliches und ästhetisches Interesse zu verbinden wissen, verdient ebenso sehr gerühmt zu werden. Hier ist der thatsächliche Beweis geliefert, daß eine hohe Kultur nicht nothwendig zur Mißhandlung der

Natur führen muß. Freilich England hat den ächten, wilden Wald leider längst eingebüßt, seine Holzungen sind eher Parks zu nennen. Aber in diesem Lande der Fabriken und der rationellen Landwirthschaft lebt neben dem praktischen Sinn ein so tiefes und allgemein ausgebildetes Gefühl für die Anmuth der Landschaft, daß das Land nicht etwa wie ein Magazin für ökonomische Produkte, sondern wie ein Garten aussieht. Aecker und Wiesen sind von üppigen Hecken eingefaßt, deren Vorhandensein so wenig als ein Abzug an materiellem Gewinn empfunden wird, daß nach officieller Schätzung 5 Procent des urbaren Landes von ihnen eingenommen werden. Eine Fülle einzelner frei und schön entwickelter Bäume oder Baumgruppen ist über das Land verstreut; auf den herrlich saftigen Wiesen, an den Ufern der Bäche, ja inmitten der Felder, überall beleben sie das Bild.

Man vergleiche damit das oben geschilderte Verfahren bei unseren Verkoppelungen, die wahrhaft beklagenswerthe Verunglimpfung unseres schönen Vaterlandes, die hier im größten Styl, ohne irgendwie nennenswerthen Widerspruch zu erfahren, fort und fort betrieben wird. Das Zusammenlegen der bäuerlichen Grundstücke ermöglicht Einheitlichkeit der Bewirthschaftung, regt damit zur Anstrebung höherer Bodenkultur an und bringt durch Regelung der Wasserabzüge und dergleichen unmittelbar unläugbare wirthschaftliche Vortheile mit sich. An manchen Stellen stehen diese Vortheile in keinem Verhältniß zu den bedeutenden Kosten, die das ganze umständliche Verfahren verursacht, und es läuft schließlich darauf hinaus, daß ein paar wohlhabende Leute gewinnen, während die Uebrigen die Zeche bezahlen. Doch sehen wir hiervon ab, und gestehen wir das Wünschenswerthe der Sache an sich für eine große Reihe von Gemeinden zu; warum kann nicht das wirthschaftlich Nöthige geschehen, ohne daß das landschaftlich Schöne achtlos geopfert wird? Daß das Begradigen der Bäche, das Jahrzehnte hindurch an der Tagesordnung war, nicht nur vom ästhetischen Gesichtspunkt aus eine Barbarei zu nennen ist, sondern in Folge des zu raschen Wasserablaufs, den es veranlaßt, die entschiedensten realen Nachtheile mit sich bringt, hat der kürzlich verstorbene Oberforstdirektor Burkhardt in Hannover nachgewiesen, und vielleicht ist seitdem in dieser Richtung ein kleiner Rückschlag eingetreten. Hier sollte nun im Wege der Instruktion ein für alle Mal Schicht gemacht werden, und ebenso den mit der Ausführung betrauten Commissionen auf das Strengste anbefohlen sein, daß die malerischen Formen der Waldgränzen, ihr Auslaufen in einzelne Baumgruppen und Gebüsch, kurz alle Eigenthümlichkeiten des Uebergehens von Wald zu Wiese und Feld zu schonen sind, daß man ferner von dem System der absoluten Geradlinigkeit und Recht-

winkligkeit in der Anlage der Wege abzusehen, und in erster Linie auch die Rücksicht auf möglichste Erhaltung des historisch Gewordenen in Betracht zu ziehen hat. Endlich müßte seitens der Regierung energische Anregung gegeben werden, die Hecken, wo sie in Folge der Neueintheilung haben weichen müssen, an anderer Stelle wieder anzulegen, Wiesen und Gärten regelmäßig damit einzufriedigen, auch einzelne Bäume und Büsche sei es zu erhalten, sei es neu anzupflanzen, und so nicht nur das Malerische der Landschaft zu fördern, sondern zugleich für die Erhaltung der Vögel Sorge zu tragen, denen ihre Brutstätten durch die Verkoppelung der Feldmarken nach heutiger Praxis fast vollständig genommen zu werden drohen.

Doch nicht nur eine Abwehr gilt es zum Besten des feiner empfindenden Bruchtheils der Gesellschaft, sondern noch mehr eine positive Sorge für das tiefer verstandene Gesammtgedeihen des Volkes. Das Erwachen einer ächten, lebendigen Pietät für die Natur, eine volle Würdigung alles dessen, was an erhaltenden, reinigenden Mächten in ihr beschlossen ist, könnte von einer so segensreichen Einwirkung auf die Entwickelung aller unserer Lebensverhältnisse sein, wie kaum etwas Anderes. Wenn man sich entschließen wollte, die gesunden, ursprünglichen Beziehungen des Menschen zur Natur, statt sie fortgesetzt zu zerstören, umgekehrt zu kräftigen, wo sie noch bestehen, sie wiederherzustellen und neu anzuregen, wo sie vernichtet sind oder überhaupt fehlen — es würde nicht nur dem Schwammgewächs des modernen Touristenwesens dadurch ein gutes Theil Nahrung entzogen: nein, geradezu eine Menge socialen Giftstoffs würde nach und nach in der sich neu bildenden Atmosphäre resorbirt werden. Es ist einmal irgendwo gesagt worden: „Jeder Mensch sollte einen Fleck Erde besitzen, den er sein eigen nennt". Das ist viel verlangt, und im buchstäblichen Sinn weder durchführbar noch nothwendig. Aber das ist die Wahrheit in dem Satz: Jeder Mensch sollte lernen sich irgendwo zu Hause zu fühlen. Diese Kunst, die sich ehedem von selbst verstand, kommt uns mehr und mehr abhanden. Sie wieder zu beleben, dafür Sorge zu tragen, daß die Liebe zum heimathlichen Boden wieder eine Macht werde im Volksleben, das müßte als eine der vornehmsten und dringendsten Aufgaben unserer Gesetzgebung, unserer Verwaltung angesehen werden.

Es gehört dazu vor Allem, daß man der Landbevölkerung das Land nicht verleidet, daß man vorzüglich die Aermeren nicht verführt, ihr Heil in der großen Stadt zu suchen. Das Prinzip der Ablösungen in einem bedeutenden Umfang aufzurichten, war gewiß seiner Zeit unvermeidlich; daß man es bis in die äußersten Consequenzen hinein

verfolgt hat und noch immer weiter verfolgt, ist ebenso gewiß verhängnißvoll. Es geschieht immer wieder, daß gewiße Ideen, die von irgend einer Seite her einem augenblicklich stark empfundenen Bedürfniß entgegenkommen, nur um dieses einen Moments der Wahrheit willen von der Majorität mit einer solchen Leidenschaftlichkeit aufgegriffen, mit Wort und That in die Welt hinaus gepredigt werden, daß hier eine Weile jeder Widerspruch gegen die Einseitigkeit ihrer Herrschaft verstummt oder ungehört verhallt. Es ist, als ob die schwere Artillerie über ein Saatfeld dahinjagte; Besinnen und Erbarmen giebt es nicht. Endlich einmal muß aber doch Halt gemacht werden. Könnte es auf diesem Gebiet nicht geschehen, ehe der letzte Halm geknickt ist? Sollte man nicht, noch ehe es ganz und gar zu spät ist, zu der Einsicht kommen, daß man Gold wegwirft, um Kupferdreier aufzulesen? So lange der gemeinsame Besitz einer Gemeinde an Aengern und Weiden noch nicht getheilt ist, so lange hat jeder Zugehörige, auch der Aermste, wenigstens einen unveräußerlichen Besitz: das Recht, sein Vieh, sei es eine Kuh, ein paar Ziegen oder Gänse umsonst zu ernähren. Wird getheilt, so ist das Fleckchen Land, das dabei für ihn abfällt, bald genug verkauft, wenn die Noth an die Thür klopft. So lange eine Gemeinde das Recht hat, ihren Bedarf an Bau- und Brennholz alljährlich aus der Staatsforst sich anweisen, ihre Schweine unter den Eichen sich mästen zu lassen, ihre Kühe auf die Waldtriften zu treiben, wie im Harz, wo bis vor Kurzem das harmonische Geläut der Heerden von einem Ende des Gebirges zum anderen hinübertönte, da ist sie wohl geborgen. Hat sie sich erst „abfinden" lassen, sei es mit baarem Gelde, sei es mit einem Stück Wald, das wiederum frei verkäuflich ist, so bedarf es nur eines gewissenlosen Bürgermeisters und einer leichtsinnigen Mehrheit, um das Geld zur Vertheilung unter die Einzelnen zu bringen, und damit die Wohlfahrt der Gesammtheit gründlich für alle Zeit zu ruiniren. Noch Eins: die unmittelbare Folge der Ablösungen und Theilungen ist die Stallfütterung, deren national-ökonomische Vorzüge gepriesen werden. Da heißt es, man ziehe von den ehemaligen Aengern weit höheren Ertrag, man erreiche, daß Nichts von Dungstoffen ungenutzt verloren gehe, man spare die Groschen, die dem Hirten als Lohn gegeben werden müssen, und was dergleichen mehr gerühmt wird. Es soll auch schade sein, daß die edle Menschenkraft, die sich hier in der Person des Hirten darstellt, auf eine so unwürdige und wenig einträgliche Weise vergeudet werde. Als ob es besser wäre, daß ein solcher Mann etwa dazu gebracht würde, das Contingent des arbeitslosen städtischen Fabrikproletariats zu vermehren, statt das freilich sehr bescheidene aber immerhin nützliche Amt des Gemeinde-

hirten redlich zu besorgen, und dafür, wie das auf dem Lande so beiweitem leichter geht, von seinen Nebenmenschen mit dem Nothdürftigsten versehen zu werden! Ist denn aber überhaupt anzunehmen, daß die Stallfütterung, wenn sie zu ausschließlicher Herrschaft gelangt, sich wirklich auf die Dauer als vernünftig erweisen kann? Ist es denkbar, daß nicht allmählich eine Degeneration des Viehs eintreten sollte, wenn es gänzlich von der freien Luft abgeschnitten, Jahr aus Jahr ein im dumpfen Stall steht und liegt ohne seine Muskeln zu gebrauchen? Ist es denkbar, daß der Genuß des Fleisches, der Milch von solchem Vieh nicht ebenso allmählich auch auf den menschlichen Organismus nachtheilig einwirken muß? Die Natur wird schwerlich die Rache hier ausbleiben lassen, die sie überall nimmt, wo man ihren Geboten zuwider handelt. Nur daß die Rache im vorliegenden Fall sich freilich nicht an einzelnen Beispielen, kaum an den Erfahrungen großer Zeitläufte wird nachweisen lassen. Man hat es also bequem, Generationen hindurch darauf loszusündigen, bis die Hülfe zu spät kommt.

Wie stellt sich nun unsere bisherige Gesetzgebung zu diesen Dingen? Statt die Gemeinheitstheilungen im Interesse der Aermeren theils zu erschweren, theils unter manchen Verhältnissen, besonders in gebirgigen Gegenden, wo der Boden als Acker geringen Werth hat, gänzlich zu verbieten, befördert man sie nach Kräften, indem man die Entscheidung darüber ob getheilt werden soll, in die Hand der Meistbesitzenden legt, d. h. derjenigen, die jedenfalls den größesten, wenn nicht den alleinigen Vortheil aus der Umgestaltung zu ziehen hoffen dürfen. Und in wie energischer Weise werden die Forstablösungen von Seiten des Staats betrieben! Unter dem Vorgeben freilich und gewiß in der vollen Absicht, den Nationalwohlstand zu heben; aber ist nicht — Alles zugestanden, was der Staatskasse durch die Möglichkeit äußerster Ausnutzung des Bodens, Ersparung an Beamtenpersonal u. s. w. an Gewinn zufließen mag — die Rechnung dennoch im tiefsten Grunde falsch? Ist die Summe dieser materiellen Vortheile nicht schließlich ein Geringes gegenüber dem Schaden, der der ganzen socialen Entwickelung droht, wenn die Landbevölkerung mehr und mehr aufhört, sich verwachsen zu fühlen mit dem natürlichen Boden, wenn ihrem Zuströmen in die Großstädte damit Thor und Thür geöffnet wird?

Das Große, Dauernde, in der Stille Wirkende übersieht man über dem augenblicklich Auffälligen. Einen äußersten Schritt auf dieser Bahn versuchte der Entwurf des Feld- und Forstpolizeigesetzes in einigen Bestimmungen, wie er kürzlich dem Landtag zur Berathung vorlag. Es sollte den Armen künftighin verboten sein, Beeren und Pilze im Walde zu sammeln, und selbst das Betreten des Waldes wollte man von der Erlaubniß des Besitzers abhängig machen. Kein Vernünftiger wird wün-

ſchen, daß nicht der Waldeigenthümer als ſolcher den vollen Schutz der Geſetze genießen ſollte. Mag jeder Frevel auf das Unnachſichtigſte geſtraft werden, mag man auch bemüht ſein, durch Vorſichtsmaßregeln ihm vorzubeugen; hier aber handelt es ſich um etwas Anderes. Der ideale Mitbeſitz an Gottes Erde, der dem Menſchen als Menſchen gebührt, und der in der Freiheit, den Wald zu betreten, ſeinen ſchönſten Ausdruck findet, wird durch jene Geſetzesparagraphen ſtillſchweigend ſtreitig gemacht, und das iſt ein Schnitt in das Herz des deutſchen Volkes. Nicht unter der leidigen Rubrik des „harmloſen Spaziergängers“ oder gar des „Touriſten“, — wie ſchwächlich und müßiggängeriſch klingt das! — will ich im Walde „geduldet“ ſein; auch nicht das bekümmert mich, ob gewiſſe offizielle Naturſchönheiten der Maſſe zum Zweck der Bewunderung zugänglich bleiben oder nicht: ich will das Recht haben, in der Welt und vor Allem in meiner Heimath da meinen Fuß hinzuſetzen, da Lebens-Luft und -Luft zu athmen, wo mein Herz es begehrt, und ich meinem Nächſten weder ſchade, noch ihn im Genuß ſeiner Güter ſtöre. Welch ein unerträgliches Gefühl, die Erde anſehen zu ſollen als ein Conglomerat von Einzelbeſitzthümern, die Welt verſperrt denken zu müſſen bis auf die Landſtraße und die paar Stellen, die die Gnade Anderer für gut findet mir zum Erfriſchungsaufenthalt anzuweiſen! Der tiefe Sinn für Billigkeit, der den Germanen innewohnt, hat von jeher inſtinktmäßig in dem Begriff der „freien Natur“ einen Ausgleich gefunden für die Nothwendigkeit der Kluft zwiſchen Beſitzenden und Nichtbeſitzenden, und man kann nichts Revolutionäreres thun, als hier den Spaten einſetzen, hier die uralten Wurzeln des Rechtsgefühls erſchüttern und ſtören. Unbegreiflich, daß konſervative Männer dies nicht erkennen wollen! Es iſt der Socialdemokratie in die Hände gearbeitet, wenn man in ſolcher Weiſe die Gewiſſen gerade der Treuſten und Bravſten im Volke verwirrt, wenn die Beſitzenden in dieſem Punkt ſich ihrer Verbindlichkeit gegen die Nichtbeſitzenden los und ledig erklären wollen. Man ſehe ſich doch zehn Mal vor, ehe man es unternimmt, einen geſellſchaftlichen Zuſtand und die unmittelbare Lebensempfindung, die aus ihm für den Einzelnen wie für die Geſammtheit entſpringt, zu zerſtören; man vernichtet damit etwas Unerſetzliches, einen Hort ſchaffender Kräfte, dem gegenüber ein ganzes Bündel von Einzelvortheilen noch nicht in die Wagſchale fallen darf.

Den Armen auf dem Lande nimmt man Alles, was ihnen die Heimat lieb machen kann, lockert jedes feſte Band, das ſie an die Scholle bindet, ſorgt dafür, daß die Erde allen Schmuckes, aller Anmuth baar, das Land und das Vieh zur Waare, der Bauer zum Speculanten werde, und treibt ſie ſo endlich in die Städte, damit ſie hier zu Proletariern, d. h. zu wahrhaft Elenden werden; — die Städter aber ſchleppt man

auf das Land. Statt dessen sollte man nicht nur aufhören jenen das Leben draußen zu verkümmern, sondern umgekehrt diesen etwas Seßhafteres dadurch zu geben versuchen, daß man die städtischen Anlagen weitläuftiger gestaltete, statt der Miethskasernen mehr und mehr kleine einzelne Häuser baute, und, wenn auch nur in Gestalt eines Gartens, ein Stück Natur Jedem in unmittelbare Nähe rückte, so daß das Gift der Atmosphäre ihn nicht allein schon zwingen dürfte, sein Heil fortwährend in der Ferne zu suchen. In der Fürsorge für solch ein kleines Fleckchen Erde würde er lernen, die Natur wahrer zu verstehen, als wenn er sie nur von Sonntagsausflügen her kennt. Um aber etwas derartiges überhaupt zu ermöglichen, ließe sich die Menge billiger und rascher Verkehrsmittel, die die Gegenwart in Schwung gebracht hat, vortrefflich verwerthen.

In dem innigen und tiefen Gefühl für die Natur liegen recht eigentlich die Wurzeln des germanischen Wesens. Was unsere Urväter in Wodans heilige Eichenhaine bannte, was in den Sagen des Mittelalters, in den Gestalten der Melusine, des Dornröschen lebt, was in den Liedern Walters von der Vogelweide anklingt, um dann in neuer ungeahnter Fülle in Goethes oder Eichendorffs Lyrik, endlich in der eigenartigsten Offenbarung des deutschen Genius, in unserer herrlichen Musik wieder hervorzubrechen: immer ist es derselbe Grundton, derselbe tiefe Zug der Seele zu den wundervollen und unergründlichen Geheimnissen der Natur, der aus diesen Aeußerungen des Volksgemüths spricht. Ist es nicht, als wenn ein böser Dämon uns triebe, in der Jagd nach den Phantomen des Glanzes und des Genusses dies Allerheiligste, das uns gleichsam das Leben gegeben, zu zertreten, den Born zu verschütten, aus dem wir immer wieder verjüngenden Trank schöpfen konnten? Wer mag von national-ökonomischen Vortheilen hören, der weiß, daß sie um solchen Preis erkauft sind, daß um ihretwillen die Keime zerstört werden, aus denen frisches geistiges Leben erblühen kann! —

Im alten Hellas sorgte der Staat auf dem Gebiet, das damals im Mittelpunkt des idealen Interesse lag, dafür, daß alles Häßliche unterdrückt werde. Wenn es bei der Vielgestaltigkeit unserer modernen Existenz auch freilich unmöglich sein würde, in umfassendem Maß eine derartige Zucht von oben herab auszuüben, irgend ein öffentlicher Schutz für das in unserem Sinne Schöne müßte geschaffen werden. Und so möge denn ein erster, wenn auch kleiner Schritt in dieser Richtung darin begrüßt werden dürfen, daß man einem Unternehmen, wie es die projectirte Drachenfels-Eisenbahn ist, einem Unternehmen, das zu seiner Rechtfertigung kein anderes Motiv als das der nackten Spekulation anzuführen vermag, die nachgesuchte Concession verweigert. E. R.